

JAHRBUCH

N. F. 43

für Schlesische Kirchengeschichte

1964

gh 6269

JAHRBUCH FÜR SCHLESISCHE KIRCHENGESCHICHTE

JAHRBUCH

Für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge Band 43 (1904)

Königsberg

von Dr. O. Gerhard

Verlag von Dr. O. Gerhard

Königsberg

Verlag von Dr. O. Gerhard

Copyright 1964 by Verlag „Unser Weg“ Ulm/Donau
Printed in Germany — Alle Rechte vorbehalten
Gesamtherstellung: H. Frey, Ulm/Donau

JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 43 / 1964

Herausgegeben

von Dr. Dr. Gerhard Hultsch

VERLAG „UNSER WEG“ ULM-DONAU

JAHRBUCH

der evangelischen Kirche in Württemberg

Neue Folge Band 43 (1904)



Gh 6269

VERLAG J. NEBEL-WITTE, HAMBURG

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
L. Radler: Beiträge zur Geschichte von Oelse Kreis Schweidnitz	7
J. Grünewald: Kleine Beiträge zur schlesischen Presbyterologie	43
J. Grünewald: Das älteste schlesische Gesangbuch	61
G. Jaeckel: Die staatsrechtlichen Grundlagen des Kampfes der evangelischen Schlesier um ihre Religionsfreiheit Teil V — Die evangelischen Schlesier im Widerstreit der Mächte des Dreißigjährigen Krieges und Beginn der Schutzmachtrolle Schwedens	67
A. Wackwitz: Johann Gottlieb Adolph Schleyermacher	89
C. Nagel: Neues Glaubensleben — Geschichte einer schlesischen Gutsfrau in der Zeit der Erweckung	154
M. Grunow: Erlebnisse und Erfahrungen eines Lazarettpfarrers und Pfarrers in Breslau 1945	159
J. G. Ozanna: Aus den Tagebuchaufzeichnungen eines schlesischen Pfarrers 1945/46	163
G. Hultsch: Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte	200
Bücherbericht	205

Beiträge zur Geschichte von Oelse Kreis Schweidnitz

Die Gründung

In uralter Zeit zog sich längs der Sudeten ein ausgedehnter, mächtiger Grenzwald entlang, Preseca oder Grenzhag genannt, der in der Schweidnitzer Gegend bis etwa an die heutige Eisenbahnlinie Reichenbach-Schweidnitz-Königszelt-Striegau heranreichte. Er schützte Schlesien gegen das benachbarte und nicht immer friedliche Böhmen, war meist undurchdringlich und unpassierbar, und nur wenige Saumpfade durchzogen ihn, so daß sich kein großer Verkehr zwischen den beiden Ländern entwickeln konnte. Wo der Wald lichter wurde, legte man starke Verhaue an, um dem Feind einen Durchmarsch zu erschweren. Es war den Menschen verboten, sich im Grenzwald niederzulassen und Dörfer und Siedlungen zu gründen, nur einigen wenigen Jägern, Fallenstellern und Waldläufern war es gestattet, in diesem Urwalde zu leben. Lediglich am Rande der Preseca durften an günstiger Stelle kleine Siedlungen angelegt werden, jedoch nur ganz vereinzelt. Das waren dann meist Fischer, die am Wasser ihre Hütten bauten, Viehzüchter, die ihr Vieh auf den Waldlichtungen weiden ließen, Bienenzüchter, die den Waldbienen den so sehr begehrten Honig und das Wachs abnahmen, Jäger, die vor allem den Eichhörnchen nachstellten, mit deren Fellen man damals die Abgaben an den Herzog entrichtete. Solche kleinen Ansiedlungen am Rande der Preseca waren in der Schweidnitzer Gegend etwa Gräditz, Kreisau, Wierischau, Nieder-Weistritz, Alt-Jauernick, Zirlau, Liebichau, Salzbrunn, Gräben und eben auch unser Oelse.

Drei Bäche, die aus dem Gebirge und aus der Preseca kamen, flossen südlich von Striegau zusammen, die Zerla oder das Striegauer Wasser, der Börbach, 1829 Bärbach und „die Oelse“ genannt, der bei Teichau in das Striegauer Wasser mündet, und schließlich die Polsnitz oder das Freiburger Wasser, das bei Grunau in das Striegauer Wasser fließt. In diesen Flußtälern scheint die Preseca nicht so dicht und undurchdringlich gewesen zu sein; Waldlichtungen mögen etwas Viehzucht ermöglicht haben, die fischreichen Bäche gaben reichlich Nahrung her, und im Wald konnte man den Bienen und den Eichhörnchen nachstellen. So entstanden hier am Presecarande an der Polsnitz die kleinen Siedlungen Stanowitz (1935 in Standorf umbenannt), Zedlitz, dessen älterer Name Paseychna den Ort der Bienenzüchter bedeutet, und Zirlau. Im Norden gingen am Striegauer Wasser einige Siedler über Haidau (damals Medzireche genannt) und Alt-Striegau bis nach Gräben vor (grabin = Weißbuche), und

schließlich wagte sich von Gräben aus eine Handvoll Menschen den Börbach aufwärts noch weiter nach Süden vor, mitten in die Preseca hinein.

Dort am Börbach müssen sie gute Lebensbedingungen gefunden haben. Der Wald war wohl nicht so dicht, das Land war feucht und sumpfig, denn noch heute kann der nur etwa 15 km lange Börbach weite Strecken unter Wasser setzen, so daß dann die Felder vom Niederdorfe bis nach Teichau hin einem See gleichen. Der Wald bestand zum größten Teil aus Erlen, also einem Baum, der das Wasser besonders liebt. Daher kann man wohl annehmen, daß die ersten Bewohner von Oelse vorwiegend Fischer waren; denn wenn der Dorfbach öfter überschwemmte, konnte eine auch spärliche Viehzucht nicht gut gedeihen.

Der Name für die neue Siedlung war rasch gefunden, denn die zahlreichen Erlen wiesen geradezu darauf hin. Oelse hat also seinen Namen von einem Baume her wie so viele andere Orte des Schweidnitzer Landes (Birkholz, Würben = Weide, Jauernick = Ahorn, Gräben = Weißbuche, Bockau = Rotbuche, Tarnau = Weißdorn, Häslicht = Haselnußstrauch). Erle hieß in der Sprache der Neuankömmlinge *olsza*, und daraus entstand die älteste Namensform *Olsane* (1239). Der Name ist der gleiche wie der der Stadt Oels, der ehemaligen Johanniterkommende Klein-Oels, des Dorfes Langenöls bei Reichenbach usw. Die Namensform *Olsane* hatte sich bis zu unserer Zeit nicht sehr verändert, nur die Schreibung war in den einzelnen Jahrhunderten verschieden: 1239 *Olsane*, 1305 *Olsna*, 1317 *Olsin*, 1327 *Olzna*, 1324 *Ulsna*, 1335 *Olsna*, 1367 *Olsen*, 1370 *Olsyn*, 1372 *Olsen*, 1576 *Olße*, 1654 *Oelß*, 1669/1700 *Oelse*, 1666 *Longa Olls* (Langenoels), *Olß*, *Ölls*, 1829 *Oelse*, *Oelßna*. Es findet sich auch die Schreibung *Ölce*, z. B. auf dem 1939 noch vorhandenem alten Schulzenstabe. Die heutige Schreibung *Oelse*, *Ölse* kam um 1650 auf und setzte sich allmählich gegenüber den anderen Schreibformen durch. Mundartlich heißt das Dorf *Elze*.

Da die Preseca dem Herzog gehörte, muß auch die erste Ansiedlung sein Eigentum gewesen sein. Sie blieb es aber nicht lange, denn schon die älteste Erwähnung des Dorfes im Jahre 1239 zeigt den Bischof Thomas von Breslau als Besitzer des Ortes; das war derselbe Bischof, der den Nachbarort Thomaswaldau gründete und nach seinem Namen benannte. Die Abgaben zahlte damals Oelse also dem Breslauer Bischof und war somit bischöflicher Besitz geworden, wahrscheinlich auf Grund einer Schenkung des Herzogs Heinrich I., der sehr viel für die Kirche tat. Am 30. März 1239 überwies der Bischof Thomas von Breslau dem Spital der Aussätzigen vor Neumarkt 12 Mark Geld, die den Abgaben der Dörfer *Olsane* (Oelse) und *Mertschütz* entnommen und dem Rektor des Spitals überwiesen wurden. Über den Wert dieser zwölf Mark können wir uns ein Bild machen, denn 1377 kostete ein Ochse etwa 1 Mark, ein Pferd etwa 7 Mark.

Infolge der Verwüstungen, die der Mongolensturm von 1241 dem Bistum Breslau gebracht hatte, bei dem öfteren Regentenwechsel und bei der umfangreichen Neusiedlertätigkeit im 13. Jahrhundert hielt es der Breslauer Bischof für richtig, sich seinen Besitz vom Papst bestätigen zu lassen. Dies geschah am 9. August 1245, also kurz nach dem Mongolenzug. Papst Innozenz IV. bestätigte die Besitzungen des Bistums Breslau, darunter das Dorf Olsane in territorio de Legnicz (Oelse im Liegnitzer Land). Diese Angabe braucht uns nicht zu stören, denn in dem weit entfernten Rom war man über die schlesischen Besitzverhältnisse nicht so genau unterrichtet, und so konnte es schon vorkommen, daß man Oelse ins Liegnitzer statt ins Striegauer Land verlegte.

Dagegen ist eine Nachricht aus den Jahren um 1370 nicht mehr ganz eindeutig zu klären. In den 70er Jahren des 14. Jahrhunderts vermachte der Ritter Johann von Seidlitz dem Kloster Grüssau einen Zins von $1\frac{1}{2}$ Mark Groschen auf sechs Hufen (= Bauerngütern) in Olsyn. Schon 1786 war es den Mönchen nicht mehr bekannt, welches Dorf mit Olsyn gemeint sei. Es kommt nämlich außer unserem Oelse noch das Dörflein Oleszna (Erlicht) bei Schwengfeld Kreis Schweidnitz in Betracht. Wahrscheinlich war es jedoch Oelse bei Striegau, denn von den $1\frac{1}{2}$ Mark Zins hatten drei Vierdunge die Brüder Ticzko und Nikolaus von Kauffung auf ihren Gütern zu Olsyn zu zahlen. Mit Erlicht bei Schwengfeld hat das Rittergeschlecht von Kauffung jedoch niemals in Beziehung gestanden. Als die Kauffunger 1379 ihren Besitz in Oelse verkauften, übernahmen sie ihre Zinszahlung auf ihr Erbgut in Kauffung. Die anderen drei Vierdunge in Oelse hatten die Brüder von Reibnitz ans Kloster Grüssau zu entrichten, nahmen das Geld aber nicht von ihren Bauern aus Oelse, sondern übertrugen den Zins auf ein Bauerngut in Gutschdorf (bei Striegau), dessen Grundherrschaft ihnen gehörte. Grundherren von Teilen von Oelse waren also um 1370 die Ritter von Kauffung und von Reibnitz. Beide mußte für die Ablösung des Zinses eine einmalige Abzahlung von $7\frac{1}{2}$ Mark zahlen.

Nach dem Jahre 1241 trat eine erhebliche Veränderung für unser Oelse ein. Die Mongolen hatten, von Liegnitz kommend, die Striegauer und Schweidnitzer Gegend durchzogen und dabei alles zerstört und vernichtet. Ob sie auch das abseits gelegene und im Walde versteckte Oelse fanden und anzündeten, wissen wir nicht mehr. Jedenfalls strömten nun in die schlesischen Gebiete in Scharen Siedler aus Deutschland ein, um das Land zu erschließen und sich eine neue Heimat zu suchen. Städte entstanden, die die Verteidigung des Landes übernahmen. Dadurch wurde nun auch die Preseca unwichtig, und der Herzog gab sie daher zur Besiedlung frei. So kamen deutsche Bauern auch in die Striegauer Gegend, rodeten den Wald und gründeten neue Dörfer. In der Umgebung des alten Oelse waren im Osten und Süden die Orte Gräben, Stanowitz, Zedlitz, Jauernick, Zirlau schon vorhanden und wurden durch die einwandernden Deutschen nun erheblich vergrößert. Im Westen und Norden gingen die Deut-

schen der Preseca zu Leibe und gründeten ab 1241 auf Waldboden die neuen deutschen Dörfer Simsdorf, Ullersdorf, Halbendorf, Günthersdorf und später auch noch Teichau.

Von der Neubesiedlung des Landes durch Deutsche blieb auch Oelse nicht unberührt. Der Grundherr, der Bischof von Breslau, gründete in einiger Entfernung von Oelse im Norden ein neues Dorf Thomaswaldau und wahrscheinlich auch zwischen Oelse und Thomaswaldau den Ort Halbendorf.

Die Umformung und Neubesiedlung von Oelse, das nun deutsches Recht erhielt, übertrug der Bischof einem Locator, einem Siedelmeister, der alles Notwendige plante und durchführte. Zunächst mußten die Grenzen gegen die alten Dörfer im Osten und Süden und gegen die neuen Orte im Westen und Norden genau abgesteckt werden. Bisher hatte Oelse keine Grenzen, denn die Jagd im unendlich weiten Wald, der Fischfang in den Gewässern waren nicht durch Grenzen gehemmt, und die nächsten Nachbardörfer lagen weitab. Nun wurde das anders. Die deutschen Bauern rodeten den Wald und schufen fruchtbaren Ackerboden, der zur Bestellung und Ernte genau abgegrenzt werden mußte. Und so steckte der Locator zunächst einmal die Gemarkung des alten, nun neu zu besiedelnden Oelse ab. Er brauchte dabei nicht sparsam umzugehen, denn Wald gab es in Hülle und Fülle, und daher konnte er es schon wagen, ein großes Bauerndorf zu gründen. Später wurde auch hier der Boden knapp, und man konnte nur noch kleine Dörfer wie Teichau und Fehebeutel aussetzen.

Das Ackermaß der damaligen Zeit war die Hufe. Die flämische oder kleine Hufe umfaßte etwa 16 ha und wurde meist dort ausgemessen, wo der Boden schon einigermaßen kultiviert war wie etwa in der Gegend um den Zobtenberg. Die große fränkische oder Königshufe umfaßte etwa 25 ha und wurde meist bei Waldboden verwendet, der noch zu bearbeiten war. Auf jeder Hufe errichtete man ein Bauerngut, so daß wir für die älteste Zeit Hufe gleich Bauerngut setzen können.

Auch Oelse, das ja auf Waldboden lag, erhielt große Hufen; 1305 sind 60 große Hufen genannt (LX magni mansi) = etwa 6000 Morgen. Fürwahr, ein schönes, großes Dorf, das damals der Bischof und sein Lokator zu gründen gedachten! Ganz genau war die Messung nicht, was ja bei dem unübersichtlichen Waldgebiet und den unvollkommenen Vermessungsmethoden auch nicht möglich war. Meistens vermaß man zu wenig und bei genauerer späterer Überprüfung ergab sich dann überzähliges Land, das meist am Rande der Gemarkung lag und „Überschär“ (wie bei Wilkau Kr. Schweidnitz) oder „die Scheibe“ (wie bei Peterwitz Kr. Schweidnitz) genannt wurde. Bei Oelse war es umgekehrt, dort maß man nämlich mit 6000 Morgen zu reichlich, und genaue

Nachmessungen ergaben dann eine Flur von nur 5892 Morgen. Vielleicht hängt damit auch zusammen, daß die Kirche 1667 mit einer Widmut von einer Hufe genannt ist, die jedoch nur 66 Morgen, also eine kleine Hufe, umfaßte, während alle anderen Güter mit einer großen Hufe ausgesetzt waren. Es wäre allerdings eigenartig, wenn der Bischof eine Fehlmessung ausgerechnet auf seine Kirche abgewälzt hätte.

Wie wurde nun die Dorffläche aufgeteilt? 1576 sind 43 Bauern mit 46 Hufen 7 Ruten erwähnt. Noch 1785 hatte das Dorf 40 Bauern, und wir können daher annehmen, da sich bis dahin wenig am bäuerlichen Besitz geändert hatte, daß die 43 Bauern auch die ursprüngliche Anzahl bei der Neugründung waren. Dann ergäbe sich etwa folgendes Verteilungsbild: 43 Bauerngüter mit 46 Hufen 7 Ruten = etwa 4350 Morgen, die Kirche mit reichlich einer halben Hufe = 66 Morgen, zusammen ungefähr 4400 Morgen. Der Gründer blieb als Schulze im Dorf und erhielt die Erbscholtisei, die je nachdem die sechste bis zehnte Hufe umfaßte. Das ergäbe für die Erbscholtisei etwa 5 Hufen = 500 Morgen. Dann blieben für das Rittergut fast 1000 Morgen. Das wäre für ein Rittergut der Gründerzeit sehr viel, denn i. a. setzte man, wenigstens in der Schweidnitzer Gegend, Rittergüter nicht größer als 500 Morgen aus. Sie wuchsen erst später durch Neurodungen, Kauf von Bauernland, Einziehen von wüst liegenden Bauerngütern nach dem 30jährigen Kriege (Bauernlegen) usw. zu ihrer heutigen Größe. Entweder machte man nun in Oelse eine Ausnahme und schuf von Anfang an ein großes Rittergut von 1000 Morgen, oder, was mir wahrscheinlicher erscheint, man gründete schon im 13. Jahrhundert zwei Rittergüter, wie das z. B. auch in Würben Kreis Schweidnitz der Fall war. 1829 und 1845 werden nämlich zu Oelse noch zwei Vorwerke erwähnt, von denen eins das Rittergut (Oberhof) am Südausgange war und das zweite der Niederhof am Nordausgange, von dem auch Felder und Wiesen des Dorfes Teichau bewirtschaftet wurden. So wie 1370 zwei Grundherren von Oelse genannt sind, so hatten wohl auch die beiden Rittergüter zunächst verschiedene Besitzer; wie wir annehmen können, waren es um 1370 die Ritter von Kaufung und von Reibnitz. Nach 1370 wurden dann beide Rittergüter zusammengelegt und unter einem Besitzer vereinigt. Das Rittergut vergrößerte sich dann von etwa 1000 Morgen auf 443 ha = 1772 Morgen, im Jahre 1885. Wie und wann das im einzelnen geschah, wissen wir nicht mehr, jedenfalls nicht durch das sogenannte Bauernlegen (Einziehung wüst gewordener Bauernstellen nach dem 30jährigen Kriege), da 1785 noch 40 Bauern vorhanden waren, also nur drei weniger als zur Gründerzeit.

Die dritte Möglichkeit der Ackerverteilung könnte ein Gemeindeland von etwa 500 Morgen ausgespart haben, das von den Bauern zunächst gemeinsam bewirtschaftet und dann unter die einzelnen Höfe aufgeteilt wurde, wie dies z. B. in Hohenposeritz Kr. Schweidnitz der Fall war, wo von dem Areal 12 Hu-

fen als Gemeindeland übrig blieben und kollektiv von der Bauernschaft bewirtschaftet wurden. Welche der drei Möglichkeiten für Oelse in Frage kommt, können wir bei der derzeitigen Quellenlage nicht mehr entscheiden.

Ebenso wie der Dominialbesitz änderte sich auch der Bauernbesitz erheblich. 1576 waren es 43 Bauern, 1785 noch 40, 1829 waren es 35 „ganze Bauern incl. Kretscham, 5 halbe Bauern“. Dagegen waren 1930 nur noch 10 Bauern auf Gütern über 100 Morgen vorhanden. Dafür war die Zahl der Stellenbesitzer erheblich gestiegen. 1785 zählte Oelse 42 Gärtner (= Steller) und 57 Häusler, 1829 waren es 12 Freigärtner mit Acker bis etwa 25 Morgen, 21 Dreschgärtner mit nur einigen Morgen Acker, 64 Häusler. 1930 gab es im Dorf 97 landwirtschaftliche Betriebe, davon 10 Bauern mit Gütern über 100 Morgen. Es waren also von 1250 bis 1930 von den 43 Hundert-Morgen-Gütern nur noch 10 übrig geblieben, die andern waren verkleinert worden, in Stellen aufgeteilt oder ganz verschwunden bzw. vom Dominium aufgekauft.

Das notwendige Land für die Bauernhöfe und den Acker verschaffte man sich durch Rodung des Waldes, was so gründlich ausgeführt wurde, daß 1829 noch 81 ha und 1885 nur noch 47 ha Wald standen. 1930 waren es überhaupt nur noch 18 ha. Man hatte also im Laufe der Zeit nicht weniger als 5800 (!) Morgen Wald geschlagen. Was das allein schon für eine ungeheure Arbeitsleistung bedeutete! Der gewonnene Acker gehörte nicht zu dem besten des Kreises, wie ja ehemaliger Waldboden meist geringwertiger ist als der Lößboden der Ebene. 1785 wurde der Oelser Boden als „guter Kornboden, etwas lettig und lehmig“ bezeichnet. Und 1829 heißt es: „Boden lehmigt und kalt, naß, $4\frac{1}{2}$ Korn“ (d. h. die Ernte brachte das $4\frac{1}{2}$ fache der Aussaat). 1885 ergab der Grundsteuerreinertrag pro Hektar 28,38 Mark und damit ebensoviel wie der Acker von Kaltenbrunn oder Pilzen Kr. Schweidnitz. Im Striegauer Kreise lag Oelse mit 28,38 Mark an vorletzter Stelle vor Hoymberg und erreichte längst nicht den Durchschnitt des Kreises, der bei 40 Mark pro ha lag. Deswegen hatte man ja auch bei der Neubesiedlung große Hufen ausgemessen.

Das neue Dorf wurde als Waldhufendorf angelegt. Im Mittelpunkt befand sich die Dorfaue, ein freier Platz, der als Gemeindehütung diente, zu Versammlungen benutzt wurde usw. und schließlich im Laufe der Zeit mit Einzelhäusern bebaut wurde. Um den Mittelpunkt gruppierten sich Erbscholtisei, Gerichtskretscham, Kirche, Pfarrhaus, wie das im schlesischen Dorfe allgemein üblich war, z. B. im Schweidnitzer Kreise noch in Peterwitz, Strehlitz, Seiferdau. Längs des Baches, dessen Wasser man zur Tränke und zum Feuerlöschen brauchte, zog sich die Straße entlang, die von Stanowitz herkommt, dicht an der Grenze sich mit zwei Wegen vom Fuchsberg und von Teichau her trifft und einen Verbindungsweg nach der Straße Freiburg-Striegau aufnimmt, somit eine Wegespinne bildend. Dorthin baute man später ein Wirtshaus,

woraus man schließen kann, daß der Verkehr an dieser Wegespinne recht lebhaft war. An derselben Stelle vereinigen sich Bärbach und Ursbach und fließen als Schwarzer Bach oder Schwarzbach dem Striegauer Wasser zu. Der Flurname Schwarzbach sagt, daß diese Niederung aus schwarzem Moor- und Sumpfboden bestand. Die Niederung war schwer zu überschreiten, daher führte man die Straße im rechten Winkel umbiegend nach Süden am Hang entlang, also wohl im ganzen hochwasserfrei. Nach 400 Metern macht die Straße wieder einen scharfen Knick nach Westen und führt dann am Börbach entlang nach Südwesten und weiter nach Freiburg. In der Mitte des Ortes geht die Straße nach dem Nachbarort Ullersdorf ab, und von diesem Mittelpunkt aus zogen sich die 43 Bauernhöfe in dem Siedlungssystem eines Waldhufendorfes nach Südwesten und Nordosten hin. Als Waldhufendorf, das heißt, in größeren Zwischenräumen reihten sich rechts und links die Bauernhöfe auf, dahinter lag in schmalen, langen Streifen der Acker, und von jedem Gutshofe führte ein Feldweg bis zur Grenze, den die Bauern benötigten, um zu ihren Äckern zu gelangen. Waldhufendörfer setzte man nur in Waldgegenden aus. Zuerst baute man am Wasser die Häuser, dann rodete man von den Häusern aus Stück für Stück den Wald, bis man an der Grenze angelangt war. Heute noch sind die meisten Waldhufendörfer an den vielen parallel laufenden Wegen durch die Felder deutlich zu erkennen, obwohl die Zwischenräume zwischen den Gütern längst bebaut sind. Deutlich weisen sich durch einen Blick auf die Meßtischblätter Striegau Nr. 5064 und Hohenfriedeberg Nr. 5063 als Waldhufendörfer neben Oelse noch aus: Wederau, Kauder, Hausdorf, Günthersdorf, Simsdorf, Ullersdorf und im Schweidnitzer Kreisanteil Bögendorf, Kunzendorf, Arnsdorf, Ludwigsdorf, Leutmannsdorf.

Durch die auseinandergezogene Lage der Höfe erreichen die Waldhufendörfer eine beachtliche Länge. So ist Oelse mit 4 km das längste Dorf des Striegauer Kreisanteils, reicht allerdings noch längst nicht an die geradezu riesigen Waldhufendörfer Leutmannsdorf und Bögendorf mit über 7 km Länge heran.

Am Südwestausgange des Ortes steckte man das Rittergut ab, das heute noch den Endpunkt des Dorfes bildet und durch eine später angelegte, direkte gerade Straße mit dem Orte Teichau verbunden ist, der ebenfalls zur Herrschaft Oelse gehörte. Dieser Weg wurde erst angelegt, als die Herrschaft Oelse das Dorf Teichau erwarb, um eine direkte Verbindung mit der Neuerwerbung zu haben. Der ursprüngliche Weg nach Teichau führte am Schwarzbach entlang, heute ein unbedeutender Feldweg.

Als Waldhufengüter wurden übrigens nur die südlich gelegenen Güter des Oberdorfes angelegt, nicht dagegen die Oberdorfsgüter der nördlichen Seite. Hier reicht nämlich das Nachbardorf Ullersdorf bis fast an die Gutsgebäude in Oelse heran und machte die schmalen, langen Streifen der Waldhufengüter

unmöglich. Da die Ackerstreifen und Wege einen Graben im Südwesten überqueren, waren über 20 Brücken und Übergänge nötig, die noch auf dem Meß-
tischblatt deutlich zu erkennen sind.

Wie jedes deutschrechtliche schlesische Dorf erhielt auch Oelse einen Erb- und Gerichtskretscham, der zur Scholtisei gehörte und einem Kretschmer verpachtet war. Da Oelse innerhalb der Meile lag, d. h. nicht mehr als eine Meile von Striegau entfernt war und damit unter das Meilenrecht fiel, durfte die Grundherrschaft keine eigene Brauerei errichten, sondern mußte das Bier aus Striegau beziehen. Ebenso durfte sich kein Handwerker in Oelse niederlassen, sondern der ganze Bedarf der Einwohner mußte in Striegau gedeckt werden. Jahrhunderte später kaufte der Grundherr der Stadt Striegau einige Rechte ab und erwarb das Brau- und Schankrecht, sowie das Recht, Handwerker anzusetzen. So arbeiteten 1785 im Dorfe zwei Bäcker, zwei Fleischer, ein Krämer, drei Schmiede, drei Schuhmacher, ein Tischler, ein Sattler, ein Brauer, ein Büttner (Böttcher); das war eine beträchtliche Anzahl von Handwerkern. Zugleich besaß das Gut eine Brauerei mit einem Braumeister. Dazu kamen um 1829 noch zwei Brennereien, von denen aber noch vor 1845 eine ihren Betrieb wieder einstellte.

Ein Kretscham reichte für die Größe des Dorfes nicht aus, daher errichtete man mit besonderer Erlaubnis noch zwei weitere Kretschame, die bereits 1785 genannt sind. 1930 gab es vier Gastwirtschaften im Dorf.

Wo es irgend möglich war, nutzte man die Wasserkraft der Bäche zur Anlage von Wassermühlen aus, die damals eine gute Kapitalsanlage bildeten und deren Besitz sehr viel einbrachte. Da die Wasserkraft des Börbaches doch nicht ausreichte, legte man zwei Mühlen an die äußerste Grenze der Gemarkung ans Striegauer Wasser, die Pappelmühle vor Halbendorf, die Erlenmühle vor Teichau. Auch hier läßt sich durch die Namen der Mühlen ein Schluß auf den nassen und wasserreichen Untergrund ableiten. Beide Wassermühlen sind 1785 als „zwei Wassermühlen“, 1829 als „Pappel- und Erlenmühle“, 1845 als „Erlenmühle, Wassermühle, zwei Gänge“, und „Pappelmühle, Wassermühle (zwei Gänge)“ genannt. 1885 heißt es: „Zu Oelse, Erlenmühle, 1 Haus und 12 Einwohner, die Pappelmühle, 2 Häuser und 18 Einwohner.“ Dann ging die Erlenmühle ein, und um 1930 arbeitete nur noch die Pappelmühle. Unter den Oelser Gewerbetreibenden befand sich 1930 auch ein Mühlenbauer.

Die Arbeitsleistung der Wassermühlen vergrößerte man im 18. Jahrhundert noch durch zwei Windmühlen, von denen eine 1763 an die Folgenhäuser verlegt wurde. 1829 stand nur noch eine Windmühle, die 1845 wieder erwähnt ist. Trotz des großen Windmühlensterbens ab 1900 hielt sich die Oelser Windmühle bis zu unserer Zeit und arbeitete noch um 1930.

Die Bevölkerungsziffer des großen Ortes war immer hoch. Wir besitzen darüber folgende Angaben: 1576 43 Bauern, 1785 („Oelse, ansehnliches Dorf“) 971 meist evangelische Einwohner. 1829 waren es 1105, 1845 war die Zahl auf 1168 gestiegen, 1885 schon auf 1358. 1925 gab es 917 evangelische Bewohner, 1939 lebten 1182 Leute dort, 1945 waren es 1197.

Die katholische Kirche

Die ältesten Bewohner von Oelse hielten sich im 13. Jahrhundert zur Kirche in Striegau. Als aber die deutschen Bauern kamen, fanden sie sich mit dem langen Kirchweg nicht ab, sondern wollten, wie sie es von Haus aus gewöhnt waren, eine eigene Kirche im Dorf haben. So teilte man den Ort zwar dem Weichbild Striegau zu, jedoch nicht der dortigen Pfarrkirche, obwohl die Eigentümer dieser Pfarrkirche, die Johanniter, alle nur möglichen Ortschaften der Umgebung nach Striegau einparrten, um ihre rittermäßige Pfarrei möglichst groß zu machen. Wahrscheinlich hat hier der Grundherr von Oelse, der Bischof von Breslau, seine Autorität in die Waagschale geworfen und seinem Dorf eine eigene Kirche mit Pfarrei zugestanden. Eigenartig ist nur, daß diese Pfarrei eine kleine Widmut von einer flämischen Hufe (66 Morgen) erhielt. Entweder hielt man den Pfarracker für so gut, daß der Pfarrer mit einer kleinen Hufe auskommen konnte, oder das Land reichte nicht mehr aus, da man sich bei der ersten Messung um etwa 100 Morgen geirrt hatte.

Sobald es möglich war, fingen die Bauern mit dem Kirchbau an und errichteten eine Kirche aus Bruchsteinen. Die Bauzeit lag noch im 13. Jahrhundert¹⁾, wie das Portal am Langhause, mit einem Kleeblatt abgeschlossen, und ein Kreuzgewölbe zeigen, das auf derben Hausteinrippen ruht. Die Strebepfeiler bei diesen Teilen fehlen, daher ist die Bauzeit ins Ende des 13. Jahrhunderts zu legen. Das Patronat übernahm die Grundherrschaft, die Kirche wurde zunächst den heiligen Aposteln Petrus und Paulus geweiht, nach 1666 aber der hl. Dreifaltigkeit (Trinitatis). Eingepfarrt wurde Ullersdorf. 1335 ist die Pfarrkirche zu Olsina zum erstenmal im Dezemregister des Nuntius Galhard de Carceribus erwähnt und gehörte damals zum Archipresbyterat Schweidnitz, wurde aber später (wohl erst im 15. Jahrhundert) dem Archipresbyterat Striegau zugeteilt. 1367 ist in einem Kaufbriefe das Kirchlehn zu „Olsen im Weichbild von Striegau“ angeführt. 1399 wird der Plebanus Johannus in Olsna²⁾ in der Sedes Swidnicensis (Archipresbyterat Schweidnitz) erwähnt.

¹⁾ Die schlesischen Regesten (SR 525) erwähnen als Urkundenzeugen bei der Weihe der Striegauer Pfarrkirche den „Jacobus plebanus de Oolcim“ im Jahre 1239 und erklärten Oolcim mit Oelse. Der Name ist jedoch verlesen und muß Colcim heißen = Költchen Kr. Reichenbach. Er wird daher bei H. Neuling, Schlesiens Kirchorte unter Oelse nicht mehr erwähnt.

²⁾ Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens Bd. 33, S. 387.

Im Laufe der Zeit wurden am Kirchgebäude Umbauten vorgenommen; so wölbte man im 16. oder 17. Jahrhundert das östliche Joch des Chores ein und baute im 17. Jahrhundert einen (wahrscheinlich neuen) Turm an die Südwestecke des Langhauses an. Einen größeren Umbau nahm man 1522 vor, worauf die Jahreszahl hinweist, die unter der Dachtraufe steht. Damals wölbte man die beiden Joche des Langhauses ein und versah sie mit Sterngewölben, die auf Ziegelrippen ruhen.

Sehr zeitig, schon um 1527, schloß sich der damalige Gutsherr von Hohberg der Lehre Luthers an, mit ihm die Gemeinde. Seither diente die Kirche dem lutherischen Gottesdienst, und der Grundherr berief lutherische Prediger an die Pfarrei.

Von den protestantischen Geistlichen dieser Zeit sind noch folgende bekannt:

1. 1599 bis etwa 1620 Georg Auersbach. Er war 1563 zu Nimptsch geboren, studierte Theologie, wurde am 15. 3. 1586 für Gottesberg ordiniert, das er aber schon im nächsten Jahre verlassen haben muß. Dann war er Pastor zu Alt-Jauernick im Kreise Schweidnitz, wo er für das Jahr 1596 bezeugt ist, und wurde vermutlich 1599 nach Oelse berufen. Seine Tochter Katharina heiratete am 7. 5. 1613 den Pastor Leonhard Eichholz in Wederau. Am 17. Juni 1604 ist Auersbach als „Pate H. George, Pfarrer zur Oelse“ erwähnt. Um 1620 trat er wohl in den Ruhestand und starb am 26. 8. 1628.

2. 1621—1639 Daniel Poppe, Pfarrerssohn aus Neumarkt, der 1586 in Frankfurt an der Oder und 1593 in Wittenberg Theologie studierte. Seit 1602 Pfarrer in Groß Mohnau; am 13. März 1610 ist er als Pfarrer von Simsdorf genannt, 1621 für Oelse nachgewiesen. 1633 lebte Poppe in Striegau, vielleicht vor der Pest dorthin geflohen oder vor den Feinden, die als Wallensteiner und Schweden ein großes Lager bei Schweidnitz bezogen hatten. Am 26. August 1633 starb Catharina, „Des Ehrwürdigen Herrn Daniel Poppens, Pfarrers zur Oelse, Tochter“.

3. 1642 bis 1649 David Hartmann, vorher Pastor in Lobris-Dittersdorf.

4. 1645—1646 Magister Samuel Fischer oder nach der Sitte der Zeit latinisiert Piscator. Er war am 20. 2. 1618 zu Trautenau in Böhmen geboren, bis 1644 Hofmeister in Tiefhartmannsdorf. In Liegnitz wurde er am 3. 2. 1645 für Oelse ordiniert und amtierte einige Zeit von Freiburg aus, wohl wegen der Wirren des Krieges. Da der Oelser Pfarrhof niedergebrannt war, wohnte er auch eine Zeitlang im Schlosse. Der Pfarrhof wurde zwischen 1648 und 1653 wieder neu aufgebaut. 1646 ist Fischer als Pastor in Tiefhartmannsdorf erwähnt, vom 15. 2. 1648 bis 1654 in Schmiedeberg. Von dort wurde er ver-

trieben und lebte als Flüchtling bis 1658 in Goldberg. Am 4. Adventssonntage des Jahres 1658 ist er in Wahlstatt genannt, gestorben 1683.

David Hartmann war 1602 in Freiburg geboren und studierte 1623 in Leipzig. Ordiniert wurde er am 10. 8. 1632 in Liegnitz für die Pfarrei Lobris bei Jauer. 1642 ging er nach Hohenfriedeberg, von wo aus er die Pfarrei Oelse mit versah. Seine Grabinschrift in Nikolstadt gibt für seine Tätigkeit in Oelse acht Jahre an, das wäre von 1642 bis 1649. Zur selben Zeit wurde Magister Samuel Fischer am 3. 2. 1645 in Liegnitz ad gubernationem Eccl. Olsnensis in Dioecesi Stregoviensi ordiniert. Wahrscheinlich hat er aber dort keinen festen Fuß gefaßt, so daß nach seinem Weggang nach Tiefhartmannsdorf (1646) der Pastor Hartmann von Hohenfriedeberg aus weiter die Oelser Kirche betreute. Die gesamte Amtszeit Hartmanns für Oelse wäre dann von 1642 bis 1649 zu setzen. Er wurde für Oelse von Pastor Gottfried Hensel 1649 ersetzt, blieb jedoch in Hohenfriedeberg bis zu seiner Vertreibung 1654. Im Jahre 1660 kam er nach Nikolstadt, wo er am 4. 10. 1664 starb³⁾.

5. Gottfried Hensel, 31. 10. 1649 bis 15. 12. 1653. Geboren am 7. 3. 1621 zu Peterswaldau als Sohn eines Pastors, Zunächst lebte er als Hauslehrer bei Frau von Adersbach in Weichselmünde und war viel auf Reisen. 1644 bis 1647 lernte er so Polen, Livland, Dänemark und Holland kennen. Am 10. 8. 1648 wird er in Peterswaldau erwähnt, am 21. 9. 1648 in Breslau für Peterswaldau ordiniert, am 31. 10. 1649 in Oelse nachgewiesen. Als am 15. 12. 1653 die Reduktionskommission seine Kirche den Katholiken übergab, war er noch am Orte und wurde von der Kommission „sobalden abgeschafft“. Er flüchtete und lebte als Vertriebener vom 9. 3. 1654 bis zum 4. 12. 1658 als Hauslehrer in Alt-Schönau, ab 1658 als Pastor in Röchlitz. Am 12. 7. 1694 starb er als Senior des Goldberger Kreises. Einer seiner Söhne verfaßte eine weithin bekannt gewordene schlesische Kirchengeschichte.

In der Oelser Kirche befinden sich noch zwei alte Grabsteine mit dem Flachbild der Verstorbenen. Der erste Grabstein stammt aus dem Jahre 1601, wo die Tochter Eva des Grundherrn Heinrich von Hochberg auf Oelse starb, der zweite ist für eine junge unbekannte Frau angefertigt. Der erste Grabstein wurde im Jahre 1885 als bemalt, der zweite als übertüncht gemeldet.

Im Westfälischen Frieden zu Münster und Osnabrück (1648) erhielt der Kaiser das Reformationsrecht in seinen Erbfürstentümern Schweidnitz, Jauer und Glogau und ordnete daher an, alle Kirchen in diesen Gebieten den Katholiken zu

³⁾ Den Grabstein des Pastors Hartmann führt Gottlob Kluge, Schlesische Jubelpriester 1763 S. 137 an. Demnach war Hartmann in Lobris, Dittersdorf und Merzdorf 10 Jahre, „zur Oelse bey Striegau“ 8 Jahre, zu Hohenfriedeberg 12 Jahre und „nach 6jährigem bitterm Exilio“ in Nicolstadt noch 4½ Jahre; verheiratet war er mit Frau Barbara Grisegrachin „im Ehestande hat er gelebet 31 Jahr, sein Alter gebracht auf 62 Jahre“.

übergeben. Infolgedessen bereiste eine Kommission die Dörfer und Städte, nahm den Evangelischen die Kirchen und Pfarrhäuser weg und vertrieb die Geistlichen. Das Protokoll dieser „Reduktionskommission“ für Oelse ist noch erhalten und lautet:

„15. Dezember 1653. Vormittags zur Oelß im Striegauischen Weichbilde, dem gewesten ksrl. Obristwachtmeister Hans Friedrich von Nimptsch zuständig. Den Prädikanten (so nannte man damals die evangelischen Geistlichen), Gottfried Hensel, funden wir noch für uns, ward sobalden abgeschafft. Der Patron, als der von Nimptsch, hat uns die Kirchenschlüssel unverzüglich willigst überantwortet und nicht das Geringste weder mit Worten noch mit Gebärden Widriges erwiesen, sondern sich in Allem der rksrl. M. (Römisch-Kaiserlichen Majestät) Gnade mit Gehorsamkeit und Treue allerunterthänigst unterworfen. Die Kirche ward reconciliirt und Messe darin gehalten, auch von wegen des P. George Steinern, Pfarrer und Erzpriester zu Striegau, dem P. George Schuhmann, Kreuzherrn mit dem rothen Stern bei St. Matthias zu Breßlau, als Kaplan, pro interim zu versehen, anvertraut. Allhie ist ein neugebauter Pfarrhof mit der Hofraite, es hat 1 Hufe Acker, es sein 2 Scheffel Korn über Winter drauf gesäet. In der Kirche haben sich befunden 2 Glocken, 1 Schlaguhr aufm Turm, 2 Chorröcke, 4 kleine für Knaben, 1 zinnerner Kelch, 2 zinnerne Leuchter. Der Decem dem Prädicanten ganz abgeführt. Nach Verrichtung dieses Werks ließ der Obristwachtmeister von Nimptsch nicht ab zu bitten, um zu erhalten, das Mittagsmahl bei ihm einzunehmen, und ob wir wohl noch in Willens waren, Nachmittags auch auf Puschkau zu gehen, die Kirche daselbst zu apprehendiren, so fiel uns der Abend auf den Hals und kamen wir nachts nach Striegau.“

Da durch Reformation, Gegenreformation, Dreißigjährigen Krieg und die Rückgabe der Kirchen an die Katholiken die kirchlichen Verhältnisse in der Diözese Breslau unübersichtlich geworden waren, ordnete der Bischof eine Generalvisitation an, die in der ganzen Diözese in den Jahren 1666 und 1667 durchgeführt wurde. Auch hier ist das lateinisch geschriebene Visitationsprotokoll für Oelse noch erhalten und lautet in der Übersetzung: Am 8. Juni 1666:

„Longa Olls (Langenöls) gehört dem erlauchten Freiherrn Johann Friedrich von Nimptsch ebenso wie das Patronat über die Peter-Paulskirche, deren Kirchweih am 2. Sonntage nach dem Fest des hl. Michael gefeiert wird. Sie ist geräumig und von Grund auf aus Steinen gebaut, gewölbt, mit einem Fußboden halb aus Stein, halb aus Holz, mit Schindeln gedeckt, von denen einige wegen der Unbill des Wetters für reparaturbedürftig angesehen werden. An der Kirche befindet sich ein Turm, aus Steinen gemauert, der zwei Glocken und eine Uhr enthält, die in Betrieb ist. Die Kirche besitzt genügend Fenster und ist daher hell. Darin befinden sich zwei beschädigte (und damit entweihte) Altäre.

(Die Reformationszeit hatte die katholische Reliquienverehrung nicht übernommen und daher die Reliquien aus den Altarsteinen entfernt. Dabei waren die Steine beschädigt worden.) Der kleinere Altar bei der Kanzel ist mit einfachen Farben ausgemalt und mit einem Tuche bekleidet, in der Mitte das Bild der hl. Jungfrau und der hl. Anna; der größere Altar jedoch, zierlich im Aussehen, zeigt die Abnahme Christi vom Kreuz. Darauf befindet sich ein (tragbarer) Altarstein, vier Leuchter aus Zinn, ein Kreuz, ein Kanon, ein altes, kleines Meßbuch auf einer Erhöhung. Die anderen Geräte, die zum Meßopfer dienen, befinden sich in der Sakristei, wie mir gesagt wurde. Auf der Evangelienseite des größeren Altars liegt eine Krypta mit Gitter eingezäunt, in der ein zerbrochener Tabernakel auf der Erde liegt, zerstört wie der steinerne Turmaufbau. Auf dieser Seite befinden sich auch ein offener Beichtstuhl; in nicht großer Entfernung der Taufstein, farbig gemalt, hat ein hölzernes Türmchen, kunstvoll dargestellt, darin eine Schüssel aus Zinn ohne Taufwasser, und hier ist das Taufbecken von einem grünen Gitter umgeben. Auf dem Balken über dem Eingang zum Altar steht ein aufgerichteter Crucifixus (Die Kirche besaß also ein sogenanntes Triumphkreuz). Dreifache Chöre und Bänke schmücken die Kirche. Ich bemerkte hier drei Almosenkästchen und ein Gefäß aus Kupfer für das Weihwasser. In den Kästchen wird wenig genug gesammelt, auch besitzt die Kirche kein Kapital, sondern nur 12 Taler in ihrer Kirchkasse. Der erlauchte Freiherr kommt ihr meist, wenn es nötig ist, zu Hilfe. Die Sakristei gegenüber vom Altar unmittelbar am Eingang zur Kirche ist ziemlich eng, doch gewölbt und mit Ziegelpflaster versehen. Sie hat auch eine eiserne Tür; in ihr sind in einem Schrank zwei Schöffebücher eingeschlossen, zwei Chorröcke für den Pfarrer und vier kleinere für die Ministranten, eine Kasel, eine Albe, ein silberner vergoldeter Kelch, ein weiterer Kelch aus Zinn, zwei Meßbücher, ein Paar silberne Fläschchen und ein schwarzes Leientuch mit einem weißen und einige andere von geringerem Wert. Der Pfarrer, der in Striegau bei den Nonnen lebt (Propst im Kloster der Benediktinerinnen), hat zum Unterhalt ein bequemes Wohnhaus mit Ställen, an Ackerland ungefähr eine Hufe und zwei Wiesen; diese sind für 6 Taler verpachtet. Der Kirche ist Ullersdorf eingepfarrt, aus jedem Dorfe erhält die Pfarrei fünf Malter, ein Scheffel und zwei Viertel Weizen und ebenso viel Hafer und von den Gärtnern den monatlichen Groschen. Messe wird meist dann gehalten, wenn der Grundherr anwesend ist; die Untertanen sind alle nichtkatholisch, und an einzelnen Sonn- und Feiertagen wird hier früh gepredigt, vor dem Mittag jedoch in Hohenfriedeberg. Der Kirchsreiber vor meiner Ankunft, der bis dahin vorgelesen hat, war nichtkatholisch und wurde entlassen, ein katholischer noch nicht eingestellt; er hat ein geräumiges Haus mit einem Gärtchen.“

Seit 1653 gehörte also die Kirche wieder den Katholiken. Der erste Pfarradministrator von 1653 war der Pater George Schuhmann, Kreuzherr mit dem roten Stern von St. Matthias in Breslau. Auch 1667 amtierte noch ein Strie-

gauer Propst als Pfarrer, da der Bischof noch nicht genug Weltgeistliche hatte, um alle Pfarreien zu besetzen. Der damalige Pfarradministrator war der Propst des Benediktinerinnenklosters zu Striegau namens Georg Andreas Hochgesang aus Patschkau, 46 Jahre alt, 22 Jahre Priester, bischöflicher Alumnus; er hatte in Olmütz Philosophie studiert, war zwei Jahre lang in Patschkau und ein Jahr lang in Ziegenhals Kaplan gewesen, dann zwei Jahre in Neustadt O/S Vikar, schließlich elf Jahre Pfarrer von Laßwitz bei Ottmachau. Seit 1663 war er Propst des Striegauer Nonnenklosters. Da sein Seelsorgebezirk sehr groß war, hatte er noch den Kaplan Johann Christoph Neuntz zur Unterstützung, der Kreuzherr zu St. Matthias in Breslau war. Der Striegauer Propst hatte folgende Pfarreien zu betreuen; Hohenfriedeberg, Oelse, Simsdorf, Bekkern, Järischau, Rauske, Häslicht und Gutschdorf. Für Oelse und Hohenfriedeberg war er einmal auf Vorschlag des Freiherrn von Nimptsch auf Oelse vom Freiherrn von Richthofen auf Gutschdorf investiert, zum andern Mal vom Freiherrn von Nimptsch selbst. Hohenfriedeberg und Oelse hatten demnach zwei verschiedene Patronatsherren. An einzelnen Sonn- und Feiertagen predigte der Propst selbst in Oelse und hielt dort auch Messe, besonders wenn der Freiherr von Nimptsch anwesend war, der nicht das ganze Jahr hindurch auf Schloß Oelse wohnte. Die Herrschaft von Oelse war damals katholisch, die Einwohner jedoch evangelisch. „Die Untertanen sind hier alle Nichtkatholiken,“ heißt es im Visitationsbericht von 1667.

Katholische Pfarrer von Oelse

Die Kirche gehörte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zur Pfarrei Hohenfriedeberg.

- | | |
|-----------|--|
| 1799—1815 | Bernard Valentin, Lokalkaplan. |
| 1828—1834 | Karl Pritzel, Pfarrer, geb. 1770, 1811 Kaplan in Fürstenau, bis 1828 Administrator in Bockau, 1834 Pfarrer in Keulendorf.
† 8. 3. 1839. |
| 1840 | Isidor Borsutzky, Administrator, geb. 6. 10. 1802, geweiht 9. 6. 1827. 1827 Kaplan in Friedland Bez. Breslau, 1828 Fürstenau, 1840 Bunzlau, 1845 Administrator in Großhartmannsdorf. |
| 1842—1853 | Wilhelm Leidgebél, geb. 15. 2. 1812 in Guhrau, geweiht 27. 3. 1837, 1841 Administrator, 1842 Pfarrer in Oelse, 1854 in Margareth Pfarrer und Erzpriester, † 28. 2. 1885. |
| 1855—1866 | Wilhelm Schonath, geb. 6. 1. 1813 in Strehlen, gew. 31. 3. 1838. 1854 Administrator, 1855 Pfarrer in Oelse, 1866 nach Fürstenau, † 4. 1. 1879. |

- 1864—1874 Joseph Artelt, geb. 15. 1. 1832 in Altwette, geweiht 30. 6. 1857. 1857 Kaplan in Ziegenhals, 1858 Kattern, 1859 Riegersdorf, 1860 Kühschmalz, 1862 Kostenblut.
- 1874—1886 Bernhard Wolf, geb. 19. 8. 1835 in Trattaschine, gew. 30. 6. 1860. 1865 Kaplan in Freiburg, 1886 Pfarrer in Hohenfriedeberg, † 28. 3. 1904.
- 1888—1893 Paul Stinner, geb. 11. 2. 1839 in Schönbrunn, geweiht 9. 7. 1863. 1863 Kaplan in Katholisch-Hennersdorf, 1869 Ziegenhals, 1872 Deutsch Rasselwitz, 1873 Naumburg am Queis, 1888 Pfarrer in Oelse, 1893 in Gramschütz. † 25. 4. 1909 in Sagan.
- 1894—1898 Reinhold Elsner, geb. 31. 5. 1862 in Liebau, geweiht 23. 6. 1888, 1888 Kaplan in Grüssau, 1891 in Hirschberg, 25. 10. 1894 Pfarrer in Oelse, 23. 11. 1898 Ober Weistritz, 1. 1. 1923 in Ruhestand. † 24. 6. 1930.
- 1898—1906 Paul Görlitz, geb. 5. 12. 1865 in Breslau, geweiht 11. 6. 1894, 1894 Kaplan in Hochkirch, 1895 Administrator in Klopschen Kr. Glogau, 1895 in Wansen, 1896 in Blumenau, 1898 Pfarrer in Oelse, 1906 nach Gramschütz Kr. Glogau. † 15. 5. 1926.
- 1906—1921 Karl Kinne, geb. 15. 5. 1873 in Steinau/Oberschlesien, geweiht 23. 6. 1900, 1900 Kaplan in Reichenbach, 1901 in Kanth, 1902 Administrator in Mahlendorf, 13. 12. 1906 in Oelse, 7. 11. 1921 nach Jakobskirch Kr. Glogau, 6. 12. 1926 Gramschütz Kr. Glogau. † 1956.
- 1921—1931 Paul Reymann, geb. 17. 9. 1890 in Sowada bei Oppeln, geweiht 18. 6. 1914. 1914 Vertreter in Ober-Gläsersdorf, 1915 Aushilfe in Liebenthal, 1917 Kaplan in Falkenberg, 1919 in Romolkwitz, 1920 Administrator in Gramschütz. Am 8. 6. 1931 aus dem geistlichen Amt ausgeschieden, lebt in Biesdorf bei Bernau.
- 1931—1946 Paul Keil, geb. 17. 12. 1887 in Wittichenau, geweiht 18. 6. 1914. 1914 Kaplan in Gottesberg, 1918 in Glogau am Dom, 1919 Neiße, 1924 Sprottau, 1928 Kaplan in Lauban, 1931 Pfarrer in Oelse. 1946 Seelsorger in Rietschen/Oberlausitz, † 10. 9. 1958 in Wittichenau.

Noch im 18. Jahrhundert war die Zahl der Katholiken in Oelse sehr klein, 1785 z. B. heißt es: „971 meist evangelische Einwohner,“ katholische Trauungen fanden in diesem Jahre überhaupt nicht statt und auch nur 8 Taufen und 5 Beerdigungen.

Im 19. Jahrhundert dagegen nahm die Zahl der Katholiken ständig zu und betrug im Jahre 1845 schon 208. Sie hatten damals bereits eine katholische Schule und einen Lehrer; zur Oelser Schule hielten sich auch die katholischen Kinder aus Ullersdorf. Für die Schule waren 520 Taler für „Schulzwecke“ gestiftet worden. 1885 werden für Oelse 233 katholische Einwohner berechnet. Als 1926 das benachbarte Standort (früher Stanowitz) eine neue katholische Kirche erhielt, unterstellte sie der Bischof als Filiale der katholischen Pfarrkirche zu Oelse.

Aus dem Jahre 1829 besitzen wir noch folgende Beschreibung der Kirche: „Eine katholische Mutterkirche mit Schindeln gedeckt. In einem Steine, der in ein Seitenfenster eingemauert, ist die Jahreszahl 1522. Die Kirche hat zwei wohlgestimmte Glocken von 1561 und 1655. 2070 Taler Vermögen, Fundationskapital von 396 Taler von Baron von Nimptsch mit 80 Talern; dessen Stallmeister Miliau mit 35 Taler; dessen Hofmeister von Spengler mit 66 Talern; Anton Rummel 22 Taler; Georg Werner 71 Taler; Pfarradministrator Valentin starb 1815, mit 100 Taler Zinsen für Seelenmessen und Requirien. Die Kirche erhält zwei Taler, der Pfarrer 13 Taler, Organist und Ministranten 2 Taler, die Armen 1 Taler. Eine Lampen- und Kreuzwegbilderfundation hat die Kirche von 933 Taler, deren Stifter unbekannt ist. Aus dieser Kasse wird das Oel für die Kirchenlampe beschafft und die Kreuzwegbilder in Schuß gehalten. 66 Morgen Pfarrwidmut.“

Nach 1880 bereiste der Regierungsbaumeister Hans Lutsch ganz Schlesien, um sich vom Zustand der Kunstdenkmäler in den einzelnen Orten zu überzeugen und ein Verzeichnis aufzustellen. Sein Bericht für Oelse lautet (1886):

„Katholische Pfarrkirche St. Trinitatis. Das erhaltene Gebäude weist ein mit Kleeblattbogen abgeschlossenes Portal am Langhause und ein auf derben Haupteisenrippen ruhendes Kreuzgewölbe im Chore auf, welche Teile, da Strebe- Pfeiler fehlen, wohl noch in das 13. Jahrhundert gesetzt werden dürfen. Die Rippen wachsen ohne Kragsteine aus der Wand heraus. Langhaus und Chor bestehen aus je zwei rechteckigen Jochen; das östliche Joch des Chores ist im 17. oder 16. Jahrhundert eingewölbt, die beiden des Langhauses mit reicherem Sternengewölbe auf Ziegelrippen, nach einer unter der Dachtraufe stehenden Jahreszahl 1522. Der Turm an der Südwestecke des Langhauses ist im 17. Jahrhundert angebaut. Baustoff: Bruchstein. Patron: Hofkammer der königlichen Familiengüter. Grabsteine mit den Flachbildern der Verstorbenen: 1) für eine Tochter Eva Herrn Heinrichs von Hochberg auf Oelse, 1601, bemalt, 2) für eine jüngere Frau, von Säulen und Gebälk eingefasst, dessen obere Bekrönung fehlt; übertüncht. Meßkelch, 18 Jh., silbervergoldet. Meßkännchen mit Tablett, in anmutigen, an das Rokoko streifenden Formen, weißsilbern. Kasel aus Silberbrokat, nach der Überlieferung aus einem Kleid der Kaiserin Maria Theresia.“

Die evangelische Kirche

Der letzte evangelische Pastor von Oelse, Arthur Seeliger, schreibt über seine Kirche: „Als Friedrich der Große am 16. Dezember 1740 von Crossen her in Schlesien einrückte, da waren die evangelischen Schlesier, die seit dem Westfälischen Frieden durch die Drangsale der Gegenreformation hindurchgegangen waren, voller Erwartung; denn bereits am 1. Dezember hatte er durch königliches Patent allen Landesbewohnern die Erhaltung ihrer Rechte, Freiheiten und Privilegien auch in kirchlicher Beziehung zugesagt. So fand sich unter den Abordnungen, die vor dem königlichen Feldkriegskommissariat erschienen, um die Genehmigung zum Bau eines Bethauses nachzusuchen, auch eine Deputation der Ortschaften Oelse und Ullersdorf ein. Diese beiden, dicht beieinander gelegenen Orte, von den beiden Städten Striegau im Norden und Freiburg im Süden ungefähr je 7 km entfernt, waren mit Ausnahme der im Schlosse zu Oelse wohnenden Grundherrschaft fast durchweg evangelisch.

Oelse, zum Erbfürstentum Schweidnitz gehörig, hatte schon Mitte Dezember 1653 die Wegnahme seiner Kirche nebst dazugehörigen Gebäuden und Liegenschaften sowie die Vertreibung seines lutherischen Pfarrers durch die kaiserliche Reduktionskommission erlitten, während die Wegnahme der Simsdorfer Kirche, zu der sich die Ullersdorfer Evangelischen hielten, erst am 28. Januar 1654 erfolgte. Nach Erbauung der Schweidnitzer Friedenskirche sind die Oelser, an ihrem evangelischen Glauben treu festhaltend, 88 Jahre hindurch den 17 bis 18 km weiten Weg nach Schweidnitz zum Gottesdienst gewandert.

Nach erlangter Baugenehmigung gingen sie sofort an die Errichtung eines Bethauses aus Fachwerk auf einem in der Mitte des langen Dorfes gelegenen Gartengrundstückes, und schon am 1. Sonntage nach Epiphanie (6. 1.) 1742 konnte das Bethaus eingeweiht werden. Zum Seelsorger der Gemeinde wurde Pastor Barchewitz berufen, der, wie später sein Sohn und danach sein Enkel, reichlich vier Jahrzehnte lang die evangelische Gemeinde Oelse betreut hat, so daß die Barchewitze fast 130 Jahre hindurch, bis 1871, evangelische Pfarrer von Oelse gewesen sind.

Infolge der Feuchtigkeit des Baugrundstücks mußte nach etwa 20 Jahren der untere Teil des Fachwerkbauwerks bis an die Emporen gemauert werden, und ebenso mußten von den hölzernen Säulen im Innern, die die Emporen trugen, sechs durch gemauerte ersetzt werden. Im 19. Jahrhundert (1842) wurde dann dem Bethausbau an seinem Haupteingange der Glockenturm mit seinen drei wohlklingenden Glocken hinzugefügt, dessen unterer Teil eine sehr willkommene Vorhalle des Gotteshauses bildete, und an der östlichen Schmalseite der Kirche wurde eine Sakristei angebaut, während der Raum in der nordöstlichen Ecke des Bethauses, der bis dahin als Sakristei gedient hatte, zur Patronatsloge eingerichtet wurde. Hatte die Kanzel bis dahin an der mittleren Säule der nördlichen Längsseite des Hauses gestanden, so wurde sie jetzt, dem Geschmack

der Zeit entsprechend, unmittelbar hinter dem Altar bzw. oberhalb desselben errichtet.

Um mehr Platz für die Gottesdienstbesucher und den nötigen Raum für den Sängerkhor und die Kirchenbläser auf der Orgelempore zu gewinnen, hatte man die ursprünglich innerhalb des Bethauses vorn an den beiden Längsseiten zu den Emporen führenden Zugänge nach außen verlegt, wodurch der Gesamteindruck des Baues freilich ein wenig beeinträchtigt wurde. Die Kirche zählte nach dieser Veränderung über 600 Sitzplätze, ungerechnet der Plätze auf den Stühlen im Altarraum, auf denen für gewöhnlich die Konfirmanden saßen. Kirche und Sakristei trugen ein Schindeldach, während der Turm mit Schiefer gedeckt war. Die Gemeinde hatte ursprünglich das Bethaus in der Hoffnung so einfach gebaut, sie würde mit der Zeit ihre alte schöne Kirche, die ihr 1653 durch die Reduktionskommission weggenommen und den wenigen Katholiken des Ortes überlassen worden war, zurückbekommen oder sie würde andernfalls mit der Zeit in der Lage sein, selbst einen soliden Neubau aufzuführen.

Friedrich der Große hatte nach der Eroberung Schlesiens die Herrschaft Oelse mit Ullersdorf und Teichau durch Kauf für den Besitz der königlichen Familie erworben. So kam es, daß bis zuletzt das Patronat über die beiden Oelser Kirchen in der Hand des jeweiligen Oberhauptes der Königlichen Preußischen Familie, also nach dem Tode Kaiser Wilhelms II. in der Hand des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen lag. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß zur Kirchengemeinde Oelse noch die kleine östlich vom Kirchort gelegene, erst in der friderizianischen Zeit entstandene Landgemeinde Hoymberg, ferner die Oelser Kolonie Folgendorf sowie drei Wassermühlen (die Pappelmühle, die Erlenmühle und die Ullersdorfer Mühle) gehörten, deren Besitzer in der Südseite der Kirche eine eigene Loge, „die Müllerloge“, gegenüber der Patronatsloge innehatten. 1923, gerade als die Inflation ihren Höhepunkt erreichte, hat die Gemeinde aus eigenen Mitteln, also ohne Mithilfe des Patronats, von der Firma Schlag und Söhne in Schweidnitz eine neue Orgel bauen lassen, und etwa 1923 wurden für die beiden im ersten Weltkriege abgelieferten Glocken, die größte und kleinste, von der Firma Schilling und Söhne in Apolda/Thüringen zwei Ersatzglocken gegossen, so daß sich die Gemeinde wieder eines vollen Geläutes erfreute, bis im zweiten Weltkriege die beiden größeren Glocken wieder abgeliefert werden mußten und mit ihnen die messingnen Blasinstrumente der Kirche für den Männerchor. Etwa 1939 erhielt die Kirche ein neues Schindeldach, von der Namslauer Spezialfirma für Schindeldachdeckung Binek mit handgefertigten Schindeln aus dem Sudetenlande aufs beste hergestellt. Mit einer Blitzableitung war die Kirche seit etwa 1919 versehen worden.

Von alten Sitten und Gebräuchen ist zu erwähnen, daß die Konfirmandenprüfung in der Regel am Freitag vor dem letzten Sonntage im März im An-

schluß an den Passionsgottesdienst stattfand und daß die Konfirmanden am Einsegnungstage sich früh im Pfarrhause versammelten und dann nach gemeinsamem Gebet mit dem Konfirmator unter Vorantritt der Posaunenbläser und unter Glockengeläut in die mit Girlanden und Blumen festlich geschmückte Kirche einzogen.

Aus alter Zeit hatte sich die Gemeinde noch die Sitte der Aufstellung der sogenannten Zepter und Pyramiden in der Christnachtfeier bis zuletzt bewahrt. Es standen nicht nur vor dem Altar zwei hohe, mit Kerzen geschmückte Christbäume, sondern zwischen dem Schiff der Kirche und dem Altarraum wurde ein dreiteiliger, auf zwei Ständern ruhender Lichterbogen aufgestellt, der von einer der beiden vorderen gemauerten Säulen zur anderen reichte und 48 dicke Kerzen trug, während die beiden Bogenständer rechts und links des Hauptganges acht Kerzen, nämlich in je zwei Reihen, einer kleineren oberen und einer größeren unteren, je vier Kerzen aufwiesen. Auf der Brüstung der Orgelempore wurden fünf Pyramiden befestigt, eine größere in der Mitte und je zwei kleinere rechts und links davon. Das waren eigentlich Holzgestelle in Dreiecksform, die ganz und gar mit Fichtengrün geschmückt und mit bunten Glaskugeln und Engelshaar völlig behängt waren. Die vier kleineren trugen je fünf, die mittelste sieben Kerzen. Auf den beiden Längsseiten des Kirchenschiffes wurden je sechs Zepter aufgestellt, d. h. Stäbe von etwa 1 m Höhe mit einem bronzierten Holzfähnchen an der Spitze und drei waagerechten, nach oben hin enger werdenden Reifen, die, auch mit Grün geschmückt, je vier kleinere Kerzen trugen, während die Spitze mit einer dicken Kerze geziert war. Von den Zeptern hingen ins Kirchenschiff viele weiße Schnüre hinein, an denen bunte Kugeln befestigt waren.

Bei der im Mai 1932 im Kirchenkreise Striegau durch den Herrn Generalsuperintendenten D. Zänker abgehaltenen Generalkirchenvisitation fiel für unsere Kirchengemeinde der Visitationstag auf einen Sonabend. Es war ein großer Tag für die Gemeinde, wie sie ihn seit einem halben Jahrhundert nicht mehr erlebt hatte. Acht Berittene des Oelser Reitervereins eskortierten die vier von Striegau kommenden Autos vom Niederkretscham bis zum festlich geschmückten Pfarrhause.

Dem Herrn Generalsuperintendenten wurde auch der 90 Jahre alte ehemalige Restgutbesitzer Heinrich Opitz vorgestellt, der an der vor 50 Jahren gehaltenen Generalkirchenvisitation als Mitglied der kirchlichen Körperschaften teilgenommen hatte. An der Eingangspforte des Pfarrhauses war von Meisterhand auf weiße Leinwand „Grüß Gott“ und am Eingang des Kirchweges ebenfalls auf weißem Linnen aus Psalm 129 „Der Segen des Herrn sei mit Euch“ geschrieben. Die Häuser waren beflaggt und viele Ehrenporten schmückten die Dorfstraße.

Ein ähnlicher festlicher Tag, wenn auch schon der Kriegszeit wegen in schlichten Formen gehalten, war das Jubiläum des 200jährigen Bestehens unseres Gotteshauses am 1. Sonntag nach Epiph. 1942. Der Leiter des evangelischen Konsistoriums, Herr Oberkonsistorialrat Schwarz, hielt die Festpredigt über das Evangelium des Tages, Lukas 2, 41–52.“

Das Verzeichnis der evangelischen Pastoren lautet: 4)

„Joh. Carolus Barchewitz, Suidnicensis fil., 1742. i. 26. ordinirt zu Breslau berufen a comite de Nimptsch ad munus Eccl. Oelsenae et Ullendorffi,“ so heißt es im Konradschen Ordinationsalbum des Breslauer Stadtkonsistoriums. Johann Karl Barchewitz war am 11. 1. 1712 in Schweidnitz geboren, wurde am 26. Januar 1742 zu Breslau ordiniert und vom Grafen Nimptsch an die Kirche der Gemeinden von Oelse und Ullersdorf berufen. Die Evangelischen dieser Gemeinden hatten um die Erlaubnis nachgesucht⁵⁾, ein Bethaus zu bauen. Ende des Jahres 1741 ging diese Erlaubnis ein. „Die evangelische Gemeinde zu Oelse und Ullersdorf, Striegauer Kreises, hat sowohl wegen des Ortes zu dem evangelischen Gottesdienste, als auch wegen des zu vocirenden Predigers mit der dortigen Grundherrschaft zu conferiren und dieses Subjectum sobald wie möglich dem Justiz-Collegio zu demonstrieren und dasselbe bei dem consistorio examiniren zu lassen.“

Schon am 6. Januar 1742 wurde von dem damaligen Kandidaten Barchewitz unter freiem Himmel an der Stelle, wo heute das Gotteshaus steht, der erste Gottesdienst abgehalten. Am Feste Pauli Bekehrung wird er in Breslau examiniert und am Tage darauf, am 26. Januar zu St. Elisabeth in Breslau ordiniert. Am Sonntage Esto mihi, den 4. Februar 1742, hält er in Oelse die Antrittspredigt.

Schon zu Ostern, am 25. März, konnte das neu erbaute Gotteshaus bezogen werden. Die Bauzeit betrug also nur ein knappes Vierteljahr. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß es sich um eine nur aus Holz erbaute Interims-Kirche handelte, die später durch einen Neubau ersetzt werden sollte. Dieser Plan

4) Für die drei Pastoren Barchewitz nach einem Aufsatz von Christoph von Lindeiner-Wildau, Aus der Vergangenheit der evangelischen Kirche zu Oelse, Tägliche Rundschau vom 15. November 1932. Der Aufsatz wurde mir von Herrn Pfarrer Johannes Grünewald zur Verfügung gestellt. Meinen besonderen Dank auch für seine übrigen, freundlicherweise mir gemachten Angaben, besonders über die evangelischen Pastoren.

5) Ullersdorf gehörte damals noch zur Kirche in Simsdorf. Beide Dörfer waren 1654 wüst, die Simsdorfer Kirche und das dortige Vorwerk waren ausgebrannt (Berg, Gesch. d. gewaltsamen Wegnahme S. 171). Wahrscheinlich wünschten die evangelischen Ullersdorfer, die sich ab 1654 zu den weit entfernten Friedenskirchen zu Jauer bzw. Schweidnitz halten mußten, eine näher gelegene Kirche und beteiligten sich daher an der Abordnung, die dem preußischen Feldkriegskommissariat die Bitte um ein eigenes Gotteshaus vortrug. Als diese genehmigt war, wurde auch der Ort Ullersdorf nach Oelse eingepfarrt. 1925 gab es in Ullersdorf 337 evangelische Einwohner mit einer eigenen Schule.

mußte aber aus Mangel an Mitteln aufgegeben werden. Die Holzkirche wurde im Lauf der Jahre untermauert und ausgebaut zu ihrer heutigen Gestalt. 1742 wurde auch das Pfarrhaus und 1743 das Schulhaus erbaut. Beide mußten später ebenfalls ausgebaut bzw. durch Neubauten ersetzt werden. Erst 1842 bei der 100-Jahrfeier der Kirche konnte es die Gemeinde durch große Opfer ermöglichen, einen Turm zu bauen und Geläut zu beschaffen.

Mit Johann Karl Barchewitz, dem ersten evangelischen Geistlichen in Oelse, bleibt das neugegründete Pfarramt über 100 Jahre während dreier Generationen in derselben Familie, Vater, Sohn und Enkel.

Johann Karl wurde in Schweidnitz geboren und in der Friedenskirche am 12. Januar 1712 getauft als Sohn des Schneiders in Schweidnitz Heinrich Christoph Barchewitz (auch Parchwitz genannt) und dessen Ehefrau Anna Rosina Knotin. Er besuchte die Lateinschule und studierte von 1732 bis 1736 in Leipzig. Nach Beendigung des Studiums war er wie die meisten jungen Geistlichen seiner Zeit Hauslehrer und zwar in Reußendorf. Im Jahre seiner Berufung nach Oelse, am 11. Juli 1742, heiratete er in Schweidnitz Maria Eleonore Wuttig, die Tochter des Kürschner-Oberältesten in Schweidnitz Friedrich Wuttig und dessen Ehefrau Anna Maria Über. Sie wurde in Schweidnitz am 8. Juli 1720 getauft und starb in Oelse am 9. Mai 1763, 24 Jahre vor ihrem Manne, dem sie 11 Kinder geschenkt, von denen aber nur fünf sie überlebten.

Johann Karl Barchewitz starb am 8. November 1787 in Oelse, jedoch wurde ihm schon 1782 sein einziger überlebender Sohn — ein anderer, Samuel August — starb 19jährig während des Studiums in Halle — substituiert.

Dieser, *Karl August Barchewitz*, wurde in Oelse am 10. Juli 1759 geboren. Er besuchte wie sein Vater die Lateinschule in Schweidnitz und studierte von 1778 bis 1781 in Halle. Schon 1782 mußte er seinen Vater in Oelse vertreten, um nach dessen Tode 1787 die Stelle ganz zu übernehmen. Im Februar 1789 heiratete er Christiane Elisabeth Härtel, wahrscheinlich die Tochter des Pachtbräuers und Oberkretschmers in Maiwaldau Kr. Schönau, Gottlieb Härtel. Zur 100-Jahrfeier stiftete sie der Kirche ein Bibelpult. Sie starb in Oelse am 24. Februar 1850 im hohen Alter von 80 Jahren, 8 Monaten und 26 Tagen. Karl August starb am 23. *Dezember* 1825. Sein feierliches Leichenbegängnis fand unter herzlicher Teilnahme aller Gemeindeglieder und vieler Freunde am 2. Weihnachtsfeiertage statt. Die Gräber von ihm und seiner Frau liegen unmittelbar rechts vom Haupteingang zur Kirche an dieser selbst. Der heutige Friedhof wurde erst 1842 angelegt.

Von sieben Kindern überlebten die Eltern nur vier, von denen zwei Söhne Geistliche wurden: *Heinrich Eduard August* und Julius August Robert. Robert

war erst Pastor in Steinseifersdorf Kr. Reichenbach und ab 1836 in Gränowitz Kreis Jauer. Eduard wurde der Nachfolger seines Vaters in Oelse.

Er wurde am 1. November 1800 in Oelse geboren, besuchte von 1814 bis 1819 das Gymnasium in Schweidnitz und studierte dann bis 1822 in Breslau. Nach seines Vaters Tode wurde er von der Gemeinde einstimmig als Pastor gewählt und am 28. Mai 1826 feierlich eingeführt. Am 19. Mai 1829 verheiratete er sich mit Sophie Pauline, Tochter des Kgl. Oberhütten-Inspektors Heinrich Paul zu Kreuzburger Hütte O/S. Sie starb in Oelse im Alter von 57 Jahren am 4. November 1868. Knapp zwei Jahre später, am 24. April 1870, starb Eduard Barchewitz als Pastor emeritus in Jauer (1869 emeritiert). Er wurde am 27. neben seiner Frau in Oelse auf dem Friedhof begraben. Die Gräber sind noch vorhanden und werden von der Gemeinde in pietätvollem Andenken an die drei Generationen Barchewitz gepflegt. Auch sein Bild hängt noch in der Kirche von Oelse. 1842 schrieb er eine heute leider nicht mehr zugängliche „Kurze Geschichte der evangelischen Kirche zu Oelse“.

Die Nachkommen dieses letzten Pastors Barchewitz leben noch heute, zum Teil im Kreis Jauer. Ein Geistlicher ist allerdings nicht mehr unter ihnen gewesen. Drei Generationen betreuten die Gemeinde, ein gewiß sehr seltener Fall. Und während dieser Zeit schlang sich ein Band um Seelsorger und Gemeinde, das, man kann wohl sagen, bis in die heutige Zeit reicht. Die Gräber und das Bild in der Kirche sprechen eine beredte Sprache und erinnern die Gemeinde an die schwere und große Vergangenheit.

So ist das Geschick dieser evangelischen Kirche und Gemeinde eng mit dem der Familie Barchewitz verknüpft. Es zeigt aber auch die alte Verbundenheit dieses Teiles des Kreises Striegau mit Schweidnitz, die ja heute, auch äußerlich, wieder hergestellt ist.“ (Gemeint ist die Vereinigung des halben Striegauer Kreises mit dem Schweidnitzer 1932.)

Jeder der drei Pastoren Barchewitz amtierte 40 Jahre lang.

4. 1870 bis 1887 Richard Karl Friedrich Matzke, geb. am 27. 9. 1840 in Oels, Hilfsgeistlicher bei Pastor Barchewitz. Im Winter 1887 nach Neuendorf Kr. Greifenhagen/Pommern versetzt, 1910 im Ruhestande in Lichterfelde. Dort zum Generalvormund und Waisenrat für Lichterfelde West ernannt. Gestorben 2. 9. 1924.

5. 1. 7. 1888 bis 4. 4. 1902 Erich Gebhardt, geb. am 24. 10. 1861 in Krossen an der Oder, ordiniert am 28. 9. 1887. Pfarrvikar zu Loslau. Ab 1. 5. 1902 Pastor an der Kirche Wang zu Brückenberg. Gest. 22. 2. 1919. Er schrieb die „Oelser Chronik“.

6. 1. 5. 1902 bis 1910 Johannes Graßme, geb. am 21. 3. 1863 zu Grabow Kr. Frankfurt an der Oder. Ordiniert am 5. 8. 1890. Pfarrvikar zu Lipine, Glatz, Habelschwerdt, Mittelwalde. 1895 bis 30. 4. 1902 an der Kirche Wang.

Damals 1902 tauschten also die Pastoren von Oelse und der Kirche Wang ihre Stellen.

7. 1911 bis 1917 Georg Leßmann, geb. 14. 11. 1864 in Hirschberg. Ordiniert zu Breslau am 19. 2. 1890, Vikar in Glatz, 1890 bis 1900 in Silberberg, vom 11. 11. 1900 bis 1911 Münsterberg, dann Oelse, schließlich 1917 in Neumittelwalde. Gest. am 15. 9. 1936 in Goldschmieden bei Breslau.

8. 1. 6. 1918 bis 1946 Arthur Seeliger, geb. am 21. 11. 1880 zu Peterkaschütz Kreis Militsch. Ordiniert in Breslau am 17. 3. 1909. Vom Januar 1909 bis 21. 10. 1910 Pfarrvikar in Tarnowitz, vom 1. 11. 1910 bis 31. 3. 1912 in Kunnersdorf bei Hirschberg. Vom 1. 4. 1912 bis 31. 5. 1918 Pastor in Ober-Glogau, dann bis zur Vertreibung durch die Polen Pastor in Oelse.

Aus dem Jahre 1829 besitzen wir noch folgende Beschreibung der evangelischen Kirche: „Evangelische Kirche von 1742, der erste Stock gemauert, der zweite mit Holz abgebunden, mit Schindeln gedeckt. 1763 wurde vom Wassermüller Georg Hübner zu Ullersdorf der Altar und die Kanzel größtentheils mit eigener Hand erbaut und staffirt. 1814 schenkte der Flachshändler Heinzel eine neue Agende⁶⁾ von Wollgast. 1816 ließ der Wassermüller Gottlieb Rückert Altar und Kanzel aufs neue weiß und reich von Golde durch den Tischlermeister Kluge aus Salzbrunn staffiren und die Kirche mit einem Blitzableiter versehen. 1818 wurde von dem Vermächtnis des verstorbenen Auszüglers Christoph Reimann das Altargeländer weiß und mit Gold staffirt. Das Läuten zum Gottesdienst besorgt die katholische Kirche für ein dem katholischen Lehrer zustehendes Honorar von 3 Talern, 15 Silbergroschen. Die Kirche hat ein Vermögen von 1459 Talern und besitzt folgende Foundationen: 1804 vom Landrat Freiherrn von Richthofen auf Stanowitz 100 Taler, deren Zinsen Pastor, Organist und Kirchenbedienstete beziehen. Am ersten Adventssonntag jedes Jahres muß über die Worte „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben“ eine Predigt gehalten werden. Ein Legat von 50 Talern vom verstorbenen Oberamtmann Bruschke, die Zinsen erhält die Kirche und die armen Schulkinder zur Hälfte. Von beiden Kirchen ist der Grundherr Patron.“

⁶⁾ Verfaßt von dem Diakon Johann Friedrich Wollgast aus Schweidnitz. Dieser gab 1810/11 in Schweidnitz einen „Versuch einer möglichst vollständigen Kirchenagende für Stadt- und Landprediger, theils aus den neuesten und besten liturgischen Werken sorgfältig gesammelt, theils selbst ausgearbeitet“ heraus. Das Buch ist im Geiste der Aufklärung abgefaßt (dazu Aust, Agendenreformer in der ev. Kirche Schlesiens, 1910, S. 45).

Die Gemeinde und ihre Einwohner

Oelse war als großes Bauerndorf gegründet und hatte daher stets viele Einwohner. Diese blieben nicht immer im Ort, sondern ließen sich auch anderwärts nieder, wobei sie meist den Namen ihres Heimatortes als Familiennamen gebrauchten, denn diese waren im 14. Jahrhundert erst im Entstehen. So lebte zum Beispiel um 1324 ein Thilo Ulsna (Oelse) in Kletschkau bei Schweidnitz.

Drei Oelsner kennen wir aus dem ältesten Schweidnitzer Strafbuch, wo ihre Namen aufgezeichnet sind. Am 18. Dezember 1317 steckte der Schweidnitzer Rat einige Leute ins Gefängnis — der Grund ist unbekannt — und ließ sie wieder frei, nachdem sie Urfehde geschworen hatten, d. h. daß sie sich an der Stadt nicht rächen wollten. Darunter befand sich Henricus de Olsin (Heinrich aus Oelse). Am 24. Dezember 1324 beklagten sich Leute aus der Schweidnitzer Gegend gegen die Frankensteiner über das Fußvolk beim Herzog Bernhard von Schweidnitz und seinen Räten, unter ihnen war Thilo Ulsna de Clexcow (Thilo Oelse aus Kletschkau). Und schließlich schworen Nycusch von Olzna (Nikolaus von Oelse) und Johann von Glogau der Stadt die Urfehde, andernfalls wären sie mit dem Tode bestraft worden.

1410 stiftete der Domherr an der Breslauer Kreuzkirche Heinrich Bolczchin in einem Testament 5 Mark Zinsen einem Geistlichen der Nikolauskirche in Schweidnitz. Diesen Zins hatte der Domherr auf den Dörfern Groß-Rosen, Oelse und Eisendorf (alle in der Striegauer Gegend) gekauft und schenkte ihn nun dem Schweidnitzer Priester.

1576 sind 43 Bauern in Oelse erwähnt, 1785 heißt es: „Oelse, ansehnliches Dorf.“ Damals standen neben den zwei Kirchen schon zwei Pfarrhäuser und zwei Schulhäuser, was im Striegauer Weichbild sonst nirgends der Fall war. Alle anderen Orte hatten nur eine Kirche mit Pfarr- und Schulhaus. Einen großen Teil des Landes, das man meist von den großen Bauerngütern abgezweigt hatte, hatte man als Stellen ausgesetzt. Die Freigärtner besaßen etwas größere von etwa 10 bis 20 Morgen, die Dreschgärtner dagegen hatten nur kleine Besitzungen mit einigen Morgen. 42 Steller (Gärtner) zählte 1785 das Dorf, dazu 57 Häusler. Es war also schon 1785 mit 43 Bauern, 42 Gärtnern und 57 Häuslern eins der größten Dörfer um Striegau. Zu den Häuslern rechneten drei Kretschmer und 19 Handwerker. Auch deren Zahl überstieg bei weitem das Übliche, denn Oelse fiel unter die Stadtmeile von Striegau und durfte daher eigentlich nur Handwerker aussetzen, die für die Landwirtschaft lebensnotwendig waren wie Müller, Schmiede, Stellmacher. Alle anderen Handwerkserzeugnisse mußten die Oelser in Striegau kaufen. Wenn nun außer den genannten Handwerkern noch andere in Oelse arbeiten sollten, so mußte der Grundherr das Recht dazu durch einen eigenen Vertrag mit Striegau erwerben.

Es arbeiteten 1785 in Oelse 3 Kretschmer, 2 Bäcker, 2 Fleischer, 1 Krämer, 3 Schmiede, 3 Schuhmacher, 1 Tischler, 1 Sattler, 1 Bräuer, 1 Büttner (Böttcher), 2 Wasser- und 2 Windmüller. Im ganzen lebten 1785 „971 meist evangelische Einwohner“ im Ort. Über die kirchlichen Ereignisse unterrichtet folgende Aufstellung: 1785 wurden getraut 9 Evangelische, getauft 60 Evangelische und 8 Katholiken, begraben 43 Evangelische und 5 Katholische.

1797 wurde der Folgebusch mit den Folgehäusern als Kolonie an Oelse angeschlossen. Dort hatte man nach dem Siebenjährigen Kriege im Zuge der Peuplierungspolitik Friedrichs des Großen (Vermehrung der Landarbeiterstellen mit etwas eigenem Besitz) eine Kolonie an der damaligen Straße Schweidnitz-Hohenfriedeberg gegründet. Zunächst legte man eine Windmühle von Oelse hin (1763), dann errichtete man neben der Mühle drei Freigärtnerstellen, die sich bis auf fünf erhöhten (1930) und einen Kretscham. Ein Freigärtner war zugleich Schmied. 1885 umfaßte die Kolonie Folgehäuser sechs Häuser mit 32 Einwohnern und bildete die Hofegärtnersiedlung für das Dominium Ober-Oelse. Als in den Jahren 1761 und 1762 der Kriegsschauplatz ins Schweidnitzer Land kam (Bunzelwitzer Lager und Schlacht bei Burkersdorf), litten die umliegenden Wälder sehr. Das Holz wurde geschlagen und zu den Truppen gebracht. Nach dem Kriege erhielten die Gemeinden den Verlust vergütet und zwar Oelse den Betrag für 1884 lieferte „Stämme verschiedener Sorten“.

Als sich 1813 nach der Schlacht von Bautzen das preußisch-russische Heer längs der Sudeten zurückzog und während des Waffenstillstandes von Pläswitz ein Lager zwischen Striegau, Frankenstein und Zobten bezog, erhielt auch Oelse starke Einquartierung. Zunächst lag dort die Kaiserlich russische Feldbäckerei des Korps Langeron, die die Rinderpest einschleppte. Dann quartierte sich die russische Division Emanuel in Striegau, Alt Striegau, Haidau, Stanowitz, Oelse, Halbendorf, Thomaswaldau, Teichau und Gräben ein. Die Russen requirierten auf eigene Faust und nahmen weg, was sie brauchten. „Das Kgl. Amt (Dominium) Oelse erlitt durch gewaltsame Wegnahme an Vieh, Getreide und Naturalien und der Verwüstung der Felder höchst bedeutsamen Schaden.“ Es hatte im Jahre 1813 allein 20 578 und die Gemeinde 55 971 Tagesrationen für Einquartierungen aufbringen müssen.

1845 zählte Oelse 190 Häuser, 1 Windmühle, 1 Brauerei, 1 Brennerei. Die Zahl der Handwerker hatte sich vervielfacht, da diese sich jetzt niederlassen konnten, wo sie wollten. 1845 arbeiteten im Dorf 1 Windmüller, 1 Brauer, 1 Brenner, 3 Kretschmer, 4 Schmiede, 1 Bäcker, 3 Stellmacher, 3 Tischler, 2 Böttcher, 1 Korbmacher, 1 Bürstenbinder, 2 Seiler, 6 Schneider, 10 Schuhmacher, 3 Krämer, 2 Weber, dazu 2 Wassermüller. Wie groß und vermögend muß damals Oelse gewesen sein, wenn vier selbständige Schmiede, sechs Schneider, zehn Schuhmacher, dazu Korbmacher, Bürstenbinder, Seiler leben konnten!

Bis 1930 war die Zahl der Gewerbebetriebe erheblich zurückgegangen, nämlich auf 32. Es waren 2 Stellmacher, 1 Mühlenbauer, 2 Tischler, 3 Schmiede, 2 Bäcker, 4 Kaufläden, 2 Schneider, 2 Sattler, 1 Klempner, 2 Schuhmacher, 2 Fleischer, 4 Gastwirte, 2 Friseure, 1 Landmaschinenfabrik, 1 Wassermühle, 1 Windmühle.

Bis 1829 hatte sich auch die Bevölkerungszusammensetzung erheblich geändert. Meilenrecht und Zunftzwang waren durch die Stein-Hardenbergschen Reformen aufgehoben worden, und seitdem konnten sich Handwerker und Kaufleute im Dorfe niederlassen, so viel nur wollten. Daher lebten 1845 in Oelse nicht weniger als 44 Kaufleute und Handwerker.

1829 gab es „35 ganze Bauern incl. Kretscham und 5 halbe Bauern“ im Orte. Es war also damals schon eine Reihe von Bauerngütern erheblich verkleinert worden. Dazu kamen 12 Freigärtner mit zwei Kretschamen, 1 Windmühle — von den 1785 noch bestehenden zwei Windmühlen war also eine schon eingegangen — 2 Schmiede, 21 Dreschgärtner, 64 Häusler, 2 Gemeindehäuser, 26 Auszughäuser, 1 Spritzenhaus (jedoch gehörte die Spritze selbst dem Dominium), 104 Ställe und Scheunen, 2 „besonders liegende Freistellen“, womit wohl die außerhalb des Dorfes liegenden Folgenhäuser gemeint sind, die Pappel- und die Erlenmühle.

Auch aus dem Jahre 1885 besitzen wir für die Gemeinde noch einige Angaben. Sie hatte 1030 ha Land und zählte 1209 Einwohner, die in 179 Wohnhäusern wohnten. Die Zahl der Protestanten betrug damals 1058, die der Katholiken 209. Zur Gemeinde Oelse gehörten noch die Erlenmühle mit einem Haus, die Folgenhäuser mit acht Häusern und die Pappelmühle mit zwei Häusern.

Am 26. Oktober 1886 fand eine Kirchen- und Schulvisitation innerhalb der großen „General-Kirchen- und Schul-Visitation“ statt. Im Mai 1888 erhielt Oelse eine Postagentur.

Die Gutsherrschaft

Der erste Grundherr des Ortes war der Bischof von Breslau, der auch wahrscheinlich das Dorf zu deutschem Recht nach 1241 aussetzen ließ. Dann gingen Rittergut und Grundherrschaft in weltliche Hand über, und schon zeitig im 14. Jahrhundert scheint die Grundherrschaft geteilt worden zu sein. Wahrscheinlich gab es damals schon zwei Rittergüter, den Oberhof und den Niederhof. Grundherren scheinen um 1370 die Ritter von Kauffung und von Reibnitz gewesen zu sein. Nach 1370 wurden beide Rittergüter durch Kauf oder Erbschaft zusammengelegt, aber bis ins 19. Jahrhundert getrennt bewirtschaftet, denn sowohl 1829 wie 1845 werden zwei Vorwerke erwähnt.

1576 ist als Grundherr ein Nickel Ecke genannt, der die Grundherrschaft über 43 Bauern besaß. Er wird Nickel Ecke zu Laßen genannt, scheint also demnach im Schlosse zu Laasan Kr. Schweidnitz gewohnt zu haben. Weitere Grundherren und Rittergutsbesitzer waren um 1600 Heinrich von Hochberg, an dessen Tochter noch ein Grabstein in der katholischen Kirche erinnert. 1626 Kunz von Hohberg, nach 1626 Joachim von Gellhorn, der vor 1631 starb und minderjährige Erben hinterließ. Die Vormünder dieser Erben verkauften „ihr Mündelgut Oelse“ am 8. Januar 1631 dem Ritter Hans von Nimptsch. Damit war eine der ältesten schlesischen Adelsfamilien, die aus der Stadt Nimptsch stammte, nach Oelse gekommen und blieb über 100 Jahre hier.

Oelse lag innerhalb der Stadtmeile von Striegau, das nach einem Vertrage vom 14. Dezember 1545 das Recht des Mälzens, Brauens, Bierausschanks, Salzverkaufs und Handwerkeransetzung besaß. Im Laufe der Zeit kümmerten sich die adligen Grundherren nicht mehr um dieses Meilenrecht, sondern errichteten Brauereien, verkauften ihr eigenes Bier und siedelten Handwerker in ihren Orten an. So auch der Grundherr von Oelse, der noch dazu die Nieder- und Obergerichtsbarkeit über sein Dorf erwarb. Nun ließ aber der Kaiser Ferdinand II. 1626 die Rechte der Stadt und des Adels überprüfen und erkannte dem Kunz von Hohberg auf Oelse die Ober- und Niedergerichtsbarkeit zu, verbot ihm aber, eigenes Bier zu brauen und zu verkaufen sowie Handwerker anzusiedeln (12. Juni 1626). Etwa 30 Jahre später griff der damalige Besitzer Hans Friedrich Freiherr von Nimptsch die Sache noch einmal auf und wandte sich durch einen Mittelsmann an die Stadt, um das Brau- und Mälzrecht zu erwerben.

Die diesbezügliche Nachricht sagt: „Da aber der spätere Besitzer, Hans Friedrich Freiherr von Nimptsch, Herr auf Oelse, Ullersdorf, Lauterbach und Neudorf, kaiserlich königlicher Oberamtsrat, durch seinen Bevollmächtigten Georg Siegmund von Tschirnhaus auf Wederau, Falkenberg und Baumgarten, Landesältester der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, „bei E. E. Rat und gemeiner Stadt Striegau freundliche Anmuthung gethan,“ daß ihm um einen gewissen Kaufpreis für sich und seine Erben und künftigen Besitzer des Gutes Oelse die Urbargerechtigkeiten des Mälzens, Brauens und Kretschanverlages zugelassen werden möchten, so hat ...“

Der Rat war damit einverstanden und ließ folgende Kaufurkunde ausfertigen. „E. E. Rat samt Schöppen und Geschwornen hat wegen bei der Stadt überhäuftten hochdringenden Geldes - Pressuren, unerschwinglichen hohen Soldatenverpflegungen und Abführungen anderer Ihro Kaiserlichen und Königlichen Majestät allerunterthänigst verwilligten Steuern und leistenden Diensten, da man auch wegen der unerträglichen hohen Steuer-Indiction und wöchentlich laufenden Contributionen die alleräußersten Mittel ergreifen muß (zumalen

dergleichen Exempel mehr bei den benachbarten Städten dieser Fürstenthümer vorhanden) aus guter Nachbarschaft und auf gnädige vor etlichen Jahren bereits an die Stadt gemutete Interposition (Vermittlung) des hochlöblichen Königlichen Amtes, besonders aber, weil E. E. Rat bisher von wohlgedeten Herrn von Nimptsch alle freund- und nachbarliche Willfährigkeit verspüret, deren er seiner hohen meriten (Verdiensten) und qualitäten halber noch mehr erweisen kann, und sich dessen hinfüro zu thun erboten, endlich gewilliget.

Vor solche Urbars-Gerechtigkeiten des Mälzens, Brauens und Schänkens ist Freiherr von Nimptsch E. E. Rat und gemeiner Stadt Striegau als ein Kauf-Pretium zu geben anheischig geworden Fünfhundert Reichsthaler, jeden zu 45 Groschen, den Groschen zu 12 Heller gerechnet, und hat dabei versprochen, solche 500 Rtl. alsobald nachdem dieser Contractus von dem hochlöblichen Königlichen Amte gnädig confirmiret sein wird, baar und auf einmal zu erlegen. Nach der Erlegung verzichten E. E. Rat samt Schöppen und Geschworne auf diese Urbars-gerechtigkeiten.

Actum Striegaw den 3 Novembris Anno 1665“

Die Originalurkunde auf Papier lag im Striegauer Ratsarchiv, später im Breslauer Staatsarchiv. Die zwei Siegel auf schwarzem Wachs von Georg Sigismund von Tschirnhaus und das Ratssiegel waren noch gut erhalten, dagegen waren die sieben Siegel der Schöffen abgelöst.

Diesen Kaufkontrakt bestätigte am 22. Januar 1666 in Schweidnitz der Landeshauptmann Christoph Leopold von Schaffgotsch.

Der Striegauer Rat stimmte also aus folgenden Gründen dem Verkauf der Urbarienrechte an den Freiherrn von Nimptsch zu: 1. Die Stadt brauchte nötig Geld, da die Verpflegung der Soldaten, zu der Striegau beizusteuern hatte, die dem Könige von Böhmen zu zahlenden Steuern und wöchentlich laufende Kontributionen (Geldzahlungen) unerträglich hoch waren. 2. Auch andere Städte der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer hatten ihre Rechte verkauft. 3. Striegau hielt gute Nachbarschaft mit dem Herrn von Oelse, der sehr gefällig war, der Stadt schon oft geholfen hatte und bereit war, noch mehr zu tun.

Für das Brau-, Malz- und Schankrecht zahlte also der Gutsherr von Oelse 500 Taler bar, sobald das königliche Amt zugestimmt hatte.

Seit dem 22. Januar 1666 gehörten demnach diese Rechte dem Grundherrn, der auch später das Recht, Handwerker anzusetzen, dazu erwarb, denn 1785 gab es in Oelse 22 Handwerker. Sonst gehörte aber Oelse nach wie vor zur Striegauer Meile, was 1695 durch eine eigene Messung bestätigt wurde.

Hans Friedrich von Nimptsch erbaute auch das Schloß aufs neue, schöner als vorher. Er war Obersteuereinnehmer der beiden Fürstentümer Schweidnitz und Jauer und weigerte sich 1647 als kaisertreuer Diener, dem Feinde Geld abzuführen. Daher befahl der schwedische Oberst Caspar von Röhrscheid, Schloß und Wirtschaftsgebäude des Freiherrn in Oelse vollständig niederzubrennen. 1785 heiße es: „Oelse, ansehnliches Dorf, ein herrschaftliches, schönes Schloß und verschiedene Lustgärten, die meist eingegangen.“ Und für 1829 lautet eine Angabe: „Ein Schloß mit Park, war in früheren Zeiten noch ein Stock höher, das Dach flach und mit Figuren geziert. Von Hans Friedrich Freiherrn von Nimptsch erbaut.“

Der Freiherr ließ auch das im Dreißigjährigen Kriege hart mitgenommene Dorf wieder aufbauen, hierbei wurde wohl mit 40 Bauern die alte Zahl von 43 fast erreicht, jedoch wurden die Güter sehr verkleinert. Ein Teil des Ackers wurde an Stellen gegeben, ein anderer zum Dominium geschlagen. Der Freiherr wohnte nur zeitweise im Schlosse und hielt sich oft auf seinen anderen Besitzungen längere Zeit auf. Wir wissen das aus dem Kirchenvisitationsbericht von 1667, wo es heißt, daß der Propst der Striegauer Benediktinerinnen dann in Oelse Gottesdienst hielt, wenn der Freiherr anwesend war. Ihm gehörten außer Oelse noch Lauterbach und Ullersdorf, am 3. Juni 1662 kaufte er von den Gläubigern des verstorbenen Friedrich von Tschirnhaus das Gut Neudorf Kr. Schweidnitz. Am 20. Dezember 1669 verpfändete „Helena Gregersdorffin, geborne Seydlitzin, Wittib auf Khünau“ (Kynau im Schlesiertal) dem Oelser Freiherrn die Geschsser (Einkünfte) zu Stellitz.

Hans Friedrich von Nimptsch war nach 1654 katholisch geworden und ließ sich als Landeshauptmann von Jauer die Neueinrichtung des katholischen Kirchenwesens von Falkenhain sehr angelegen sein. Er hatte als kaiserlicher Obristwachtmeister die letzten Jahrzehnte des Dreißigjährigen Krieges mitgemacht. Wohl sein Vater war der Freiherr Hans von Nimptsch, dem das Dorf Falkenhain gehörte ⁷⁾. Er kaufte 1631 das Gut Oelse, am 30. März 1650 verpfändete ihm der Ritter Wolf von Polnitz auf Liebenthal das Gut Hohen-Liebenthal. Hans von Nimptsch, der nach 1650 starb, war Oberrechtssitzer und Landesältester der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer.

Auch sein Sohn Hans Friedrich von Nimptsch stand als Beamter im Dienst der Fürstentümer. Neben seinem Offiziersrang als Obristwachtmeister bekleidete er die Würden eines Landesältesten, „einer Römisch-Kayserlichen Mayestät Ober-Amts-rath im Hertzogthumb Schlesien“ und war „der Fürstenthumber Schweidnitz und Jauer verordneter Königl. Ambts-Verwalter“. Dazu kam noch das Amt des Kanzlers der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, und schließ-

⁷⁾ 1654 gehörte Falkenhain dem Seifert von Nimptsch, Nickel Zedlitz auf Wilkau und Siegemund von Nimptsch.

lich wurde der Freiherr noch ihr Landeshauptmann und damit Stellvertreter des Königs von Böhmen, dem Schweidnitz und Jauer damals gehörten. Der Graf Hans Anton von Schaffgotsch führte den neuen Landeshauptmann am 21. April 1672 in Jauer in sein Amt ein.

Zu seinem bisherigen Besitz Falkenhain, Lauterbach, Oelse, Ullersdorf und Teichau erwarb der Landeshauptmann auch noch die Güter Arnsdorf und Wickendorf Kr. Schweidnitz; dies war noch vor dem Jahre 1672. Hans Friedrich von Nimptsch starb als Landeshauptmann am 19. April 1692.

Sein Sohn Hans Heinrich Freiherr von Nimptsch wurde der einflußreichste Mann in den Fürstentümern. Er besaß vom Vater her die Güter und Dörfer Oelse, Ullersdorf, Teichau, Arnsdorf, Wickendorf, Falkenhain, Lauterbach und Neudorf, war Landesältester und Oberrechtssitzer der Fürstentümer, Hofmeister und Hofrichter des Manngerichts in Schweidnitz, Kaiserlicher Kämmerer, Kaiserlicher Geheimrat, Amtsassessor der Fürstentümer, Königlicher Landeskanzler und verwaltete im Sommer 1697 auftragsweise das Amt des Landeshauptmanns der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer. 1700 war er „Vollmächtiger Landes-Hauptmann des Fürstenthums Glogau“. Im selben Jahre erwarb er noch das neben seinen Gütern Arnsdorf und Wickendorf gelegene Rittergut und Dorf Alt-Jauernick im Kreise Schweidnitz.

„Anno 1700, den 31. Augusti, Johann Christoph Burkhardt, geschwornner Königl. Ambts-Advocat zu Schweidnitz, hat von wegen des Wohlgebohrnen Herrn Fridrich Wilhelms Freyherrn von Biebra, auf Jauernickh und Güßmannsdorff, lauth producirter Vollmacht, in einem wahren Erbkauff Verrichtet, dem Hoch- und Wohlgebornnen Herrn Johann Heinrichen Graffen von Nimptsch, Freyherrn zu Oelse, Ullers-Neudorf, Teichau, Arns- und Wückhendorff, Ihre Kaiserl. Mayest. geheimben Rath, Würckhlich. Cammerern und Vollmächtigten Landes-Haubtmann des Fürstenthums Glogau, das im Schweidnitzischen Weichbild liegende Guth Jauernickh mit allem Zubehör.“

Infolge seiner Verdienste um die Verwaltung der Fürstentümer Schweidnitz, Jauer und Glogau wurde der Freiherr Hans Heinrich von Nimptsch vom Kaiser in den Grafenstand erhoben. Sein Sohn und Nachfolger war Christoph Ferdinand Graf von Nimptsch, Freiherr und Standesherr auf Oelse.

Zu seiner Zeit war der Komtur der Striegauer Johanniter der Reichsgraf Johann Joseph Severin von Götzen, zugleich Komtur von Löwenberg und Goldberg. „Dieser hielt seinen feierlichen Einzug in Striegau am 2. Februar 1738, bei welchem nicht bloß die Lüssener und Zedlitzer Untertanen sich zu Pferde beteiligten, sondern auch drei Striegauer Bürgerkompanien. Nach beendigtem Gottesdienste nahm der Kommendator Besitz von der Kommende.

Dieser Kommendator ließ die ihm vom Grafen Nimptsch auf Oelse geschenkte Dreifaltigkeitsstatue von ihrem früheren Standplatz bei Oelse hierher schaffen und vor dem Kommende-Schlosse, dem jetzigen Pfarrhause, aufstellen. Die feierliche Einweihung, bei welcher der Karmeliter-Prior Romedio die Festrede hielt, erfolgte am 1. Oktober 1746.“ Auf der vorderen Seite der Säule stand: „Christophorus Ferdinandus Comes a Nimptsch liber baro et dinasta in Oels una cum ejus uxore Magdalena comitissa de Nimptsch nata comitissa de Gileis hanc statuam in honorem sanctissimae triadis ex voto fieri fecerunt, Anno 1729.“ (Christoph Ferdinand Graf von Nimptsch, Freiherr und Standesherr auf Oelse, zugleich mit seiner Gemahlin Magdalene Gräfin von Nimptsch, geb. Gräfin von Gileis, haben dieses Standbild zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit als Gelöbniß setzen lassen im Jahre 1729).

Wohl der Sohn des Grafen Christoph Ferdinand von Nimptsch, der noch 1742 lebte, war Johann Friedrich Graf von Nimptsch, Besitzer von Oelse, der am 4. November 1728 in der Pfarrkirche zu Wartha mit der Gräfin Carolina von Sternberg getraut wurde. Die Zeugen bei dieser prunkvollen Hochzeit waren Anton Ernst Graf von Sternberg und Rudelsdorf, Christoph Ferdinand Graf von Nimptsch auf Oelse, Theresia Gräfin von Sternberg, geb. von Neidhardt, Josepha Gräfin von Sternberg, geb. Baronesse von Glaubitz. Die Trauung vollzog der Pater Leopold Graf von Sternberg, Regens des Jesuitenkollegs zu Schweidnitz.

Dieser in Wartha getraute Graf Friedrich von Nimptsch war der letzte Besitzer von Oelse, und das kam so. Seit ihrem Übertritt waren die Grafen von Nimptsch streng katholisch und kaiserlich gesinnt, besonders der letzte, der an seiner Kaiserin Maria Theresia hing und sich nicht daran gewöhnen konnte, daß Schlesien 1742 preußisch geworden war. Dies führte 1745 zu einem schweren Zusammenstoß mit Friedrich dem Großen und zum Verlust der schlesischen Güter. Darüber gibt es zwei etwas voneinander abweichende Berichte.

Der erste besagt, daß Friedrich in den Junitagen des Jahres 1745 vor der Schlacht von Hohenfriedeberg das Gelände besichtigt und anschließend Nachtquartier auf dem Schlosse Oelse beehrt habe. Graf Nimptsch soll ihn mit den Worten abgewiesen haben: „Für einen König von Preußen habe ich kein Nachtquartier.“ Nach der Schlacht sei dann der Graf auf seine Güter in Böhmen geflohen.

Die zweite Version sagt: „Nach der Schlacht von Hohenfriedeberg am 4. Juni 1745 ritt Friedrich der Große nach Oelse, um auf dem Schlosse Quartier zu nehmen. Der Besitzer hielt es mit den Österreichern und glaubte fest, diese hätten die Schlacht gewonnen. Daher wies er den König mit den Worten ab: „Mein Haus steht nur dem Sieger offen.“ Darauf ritt der König von Oelse

nach Rohnstock weiter, wo er beim Grafen Hochberg die Nacht über blieb und auch noch am folgenden Tage sein Hauptquartier hatte. Als der Besitzer von Oelse den wahren Sachverhalt erfuhr, verließ er schleunigst sein Schloß und flüchtete nach Österreich. Er hat sich in Preußen nicht mehr sehen lassen, und Gut Oelse wurde Königliche Domäne.“

Die Güter des geflüchteten Grafen wurden nun verkauft, Arnsdorf und Wikendorf erwarb der Schweidnitzer Bürgermeister Gottfried von Kehler, Oelse, Ullersdorf und Teichau kaufte der König selbst für die preußische Krone und zahlte dem Grafen Friedrich von Nimptsch dafür weit über 100 000 Taler „in lauter Dukaten“.

Die Güter bildeten nun einen Fideikommiß der preußischen Krone, die Verwaltung und Nutzung hatten aber zunächst nicht die Könige und Kronprinzen, sondern andere Hohenzollernprinzen. 1746 bis 1802 der Prinz Heinrich von Preußen, der jüngere Bruder Friedrichs, 1802 bis 1813 Prinz Ferdinand, 1813 bis 1829 Prinz August. Später übernahm der jeweilige König selbst als Familienoberhaupt des Hauses Hohenzollern die Güter, also Wilhelm I., Friedrich III., Wilhelm II. und nach dessen Tode bis 1945 der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Da die Güter keine Staatsgüter, sondern Privateigentum der Hohenzollern waren, blieben sie auch nach der Abdankung des Kaisers 1918 Familienbesitz.

Die Hohenzollern verwalteten meist ihr Eigentum nicht selbst, sondern verpachteten es, so 1783 dem Oberamtmann Bruske, 1829 dem Amtsrat Heinrich Schmidt, 1845 dem Amtsrat Gumprecht. 1892 hieß der Pächter Otto Sperber.

Die drei Güter galten von jeher als Musterbetriebe, und bereits 1845 wird hervorgehoben, „daß sich stets mehrere junge Männer aus den höheren Ständen zur Erlernung der Landwirtschaft im Amt Oelse aufhielten“. Besonders gepflegt wurde die Schafzucht, daher hatte Gut Oelse auch eine eigene Schäferei. 1829 besaßen Gut und Gemeinde Oelse 1400 halbveredelte Schafe, 1845 sogar 2965 Stück. Auch der sonstige Viehbestand war immer sehr groß, 1829 waren es 80 Pferde, 12 Ochsen, 315 Kühe. Im Jahre 1845 zählte man 568 Rinder. „Die Amtswirtschaft der Vorwerke Ober- und Nieder-Oelse, Ullersdorf und Teichau zählt zu den bedeutendsten der ganzen Provinz (1845).“

Im 19. Jahrhundert waren noch zwei Vorwerke, Ober- und Niederhof, vorhanden, die nach 1845 zusammengelegt wurden. Das Dominium hatte das Patronat über beide Kirchen.

Im 19. Jahrhundert bildete das Dominium Oelse einen eigenen Gutsbezirk mit 443 ha und 116 Einwohnern; 1920 wurden alle Gutsbezirke aufgehoben und

dementsprechend das Dominium Oelse der Gemeinde zugewiesen. 1892 war das Gut mit 432 ha um 10 ha kleiner als 1885, wahrscheinlich ist damals abgesiedelt worden. 1930 war das Dominium wieder auf 440,5 ha angewachsen.

Weitere statistische und historische Angaben

1829. „Ein katholisches und ein evangelisches Schulhaus, ein evangelischer Organist und Lehrer Georg Galinsky, dann Gottlieb Liebig und Gottlieb Golb. Evangelische Schule 1743. Jede Schule hat ein Vermögen durch Beiträge von Taufen und Hochzeiten. Die katholische Schule hat ein Capital von 437 Talern, die Zinsen auf Salär (Bezahlung) des Adjuvanten (Hilfslehrer) und der nötigen Schulbücher verwendet. Die evangelische Schule hat 78 Taler incl. der 1801 vom verstorbenen Polizei- und Gerichtsscholz Brückner vermachten 40 Taler.“

Brände: „1750 den 28. August zündete der Blitz im Nieder-Vorwerk, wodurch die Rindviehstallung abbrannte. 1785 das Wohnhaus des Bauern Christoph Heimann Nr. 132 durch Unvorsichtigkeit beim Flachsbrechen, 1797 die Häuserstelle des Christoph Fränzel Nr. 108 durch boshafte Anlegung des Eigentümers. 1799 die Freistelle des Gottlieb Porrmann Nr. 78 durch schadhafte Brandmauer, 1800 die Scheune des Bauern Jeremias Kuder Nr. 16 durch Blitz.“

1845. Kronfideikommiß, 190 Häuser, ein herrschaftliches Schloß, 2 Vorwerke (Ober und Nieder), 1168 Einwohner (208 kath.). Eine evangelische Pfarrkirche, Grundherr Patron, eingepfarrt Oelse, Ullersdorf, Hoysberg.

1892. Rittergut Oelse. 432 ha (367 Acker, 37 Wiesen, 14 Wald, 11 Hof usw.) Post Oelse, Eisenbahn Freiburg. Schäferei. Hausfideikommiß des Kaisers, Pächter Otto Sperber, Verwalter Amtsrentmeister und Kgl. Domänenrat Karl Hergert.

1925 Gesamtkirchengemeinde 1692 Seelen, davon 1393 Evangelische. Oelse 917 Evangelische mit eigener Schule. Oelse Gut 93 Evangelische, Pfarrhaus erbaut 1828. Patron Dominium Oelse. Neugründung der ev. Gemeinde 1742, Kirche erbaut 1742, Turm 1842.

Einige Besonderheiten aus Oelse seien hier noch erzählt. Um 1830 wurde der Familie Paul im Niederdorfe ein Knabe geboren, der in seiner Jugend somnambul veranlagt war. Während eines solchen Trance-Zustandes erkannte er einige Krankheiten und konnte die richtigen Medikamente dafür angeben, was weit in die Umgebung von Oelse hinaus Aufsehen erregte. Ein Schweidnitzer Arzt beschäftigte sich mit dem Jungen und gab seine Forschungsergebnisse in einem

Büchlein heraus. Einige dieser „Paul-Dukter-Bichla“ gab es noch zu unserer Zeit im Dorfe.

Nach 1900 wurde die Straße Freiburg-Striegau durch Ober-Oelse neu gebaut, anschließend auch die Straße durch Nieder-Oelse nach Stanowitz. Einige Oelser waren aber damit nicht ganz zufrieden und meinten: „Mit dar neua Stroaße hommer ins bluüch de Zigainer und de Battelkerle uf a Hoals gehetzt.“

Als 1908 das Luftschiff des Grafen Zeppelin verunglückte, wurde im ganzen deutschen Volke zu einer Spende aufgerufen. Als der Sammler, ein Freiburger Oberlehrer, in Oelse erschien, rief ihm ein Oelser Handwerksmeister zu: „Nu hierts wull goar uff. Jitze wird schunt fer an Groafa gebattelt.“

Im Herbst und Winter wurde in Oelse tüchtig Sirup aus Zuckerrüben gekocht. Daraufhin nannten einige Schandmäuler aus der Nachbarschaft das Dorf nur noch „Soaft-Elze“.

Über die letzten Tage des deutschen Dorfes Oelse berichtet ein Augenzeuge, Pastor Arthur Seeliger. „Unser Gotteshaus hat auch schwere Tage gesehen. Als am Fastnachts-Dienstag, 13. Februar 1945, die Russen im nahen Striegau eingedrungen waren, wurde am Abend um 9 Uhr angeordnet, die Gemeinde Oelse solle am nächsten Morgen 5 Uhr aufbrechen und im Waldenburger Bergland Unterkunft suchen. Wegen der Verkehrsstockung, die auf der Chaussee schon kurz vor Freiburg begann, kehrten die Bewohner des evangelischen Pfarrhauses bereits nach drei Stunden und die meisten der aufgebrochenen Besitzer innerhalb von drei Tagen bei ungünstigem Wetter wieder zurück. Vom 18. Februar ab durfte kein Geläut mehr stattfinden und kein Gottesdienst mehr abgehalten werden. Am Sonntag, den 25. Februar, mußte der zurückgekehrte Treck Oelse und Ullersdorf zum zweiten Male aufbrechen, und zwar wurde Oelse nach Dittmannsdorf und Reußendorf im Waldenburger Berglande geleitet.

Am 7. Mai wurde Oelse nach kurzer Beschießung, die aber keinen wesentlichen Schaden anrichtete, von den Russen besetzt. Im evangelischen Pfarrhause quartierte sich ein russischer Hauptmann mit einigen Soldaten ein. In Reußendorf und Dittmannsdorf rückten die Russen am Abend des 8. Mai nach der Kapitulation ein und ließen am 12. Mai die gesamte Bauernschaft von Oelse und Ullersdorf wieder in ihre Dörfer zurückkehren, um die Ackerbestellung durchzuführen. Mit Genehmigung des russischen Ortskommandanten konnten ab 17. Juni 1945 bis zur Austreibung durch die polnische Verwaltung am 7. August 1946 im alten Gotteshause regelmäßiger Gottesdienst und sämtliche Amtshandlungen gehalten werden.

Im August 1945 setzte die polnische Verwaltung ein. Durch Gesetz wurden vom 1. August ab alle Liegenschaften der Deutschen mit Ausnahme der kirchlichen Grundstücke enteignet, als polnisches Staatseigentum erklärt und in die

Hände polnischer Familien gegeben. Die bisherigen Besitzer waren zunächst als willkommene Arbeitskräfte noch geschätzt. Das Oelser Schloß war von den Polen niedergebrannt worden, auf dem Gutshofe lag ein russischer Oberleutnant mit etlichen Mann einquartiert. Am Montagvormittag, den 5. August 1946, waren große, rote Plakate öffentlich angeschlagen, die in polnischer und deutscher Sprache der deutschen Bevölkerung den Ausweisungsbefehl zur Kenntnis brachten. Am 6. August hatte das Niederdorf, am 7. das Mitteldorf und am 8. August das Oberdorf von Oelse zunächst nach dem 9 km entfernten Bahnhof Striegau aufzubrechen, von wo wir mit der Bahn im Viehwagen ins Sammel-lager Kroischwitz bei Schweidnitz gebracht wurden. Von dort ging es — nach gehöriger Erleichterung unserer Habe durch die polnischen Revisoren — am 9. August mit der Bahn in Richtung Kohlfurt aus unserer schlesischen Heimat hinaus, einem nur dem Herrn bekannten Ziele entgegen. So hatte unser liebes Gotteshaus, nachdem es über 200 Jahre seinem Zwecke gedient hatte, seine Gemeinde verloren. Nicht lange danach soll auch seine Orgel ausgebaut und nach Warschau geschafft worden sein. Wie ein Aussiedler des Jahres 1959 mitteilte, ist die Bethauskirche von den Polen eingerissen. Vorher war sie ihres Gestühles beraubt und als Scheune benutzt worden. Der anschließende Friedhof war schon seit Jahr und Tag verwüstet und wurde als Viehweide benutzt.“

Dr. Leonhard Radler

Benutzte Literatur:

- J. Berg: Geschichte der gewaltsamen Wegnahme der evangelischen Kirchen in Schlesien (1854).
 Raym: Duellii Excerptorum genealogico historicorum libri duo (Lipsiae 1735). Darin sehr wertvolle Regesten zur Genealogie der Herren von Nimptsch.
 Julius Filla: Chronik der Stadt Striegau, 1889.
 Gemeindelexikon für die Provinz Schlesien, 1885.
 Johannes Grünwald: Kleine Beiträge zur schlesischen Presbyterologie. Jahrbuch für schlesische Kirche und Kirchengeschichte, 1959.
 Handbuch des Grundbesitzes in der Provinz Schlesien (Breslau 1892). *
 Meßtischblätter Striegau (Nr. 5064) und Hohenfriedeberg (Nr. 5063).
 Adalbert Hoffmann: Die Besiedlung des Kreises Striegau (Schlesische Geschichtsblätter 1926).
 Joseph Jungnitz: Visitationsberichte der Diözese Breslau, Archidiakonats Breslau, 1902.
 J. G. Knie: Alphabetisch-statistische Übersicht der Dörfer und Städte Schlesiens, Breslau 1845.
 Liber foundationis, hrsg. von Markgraf und Schulte in Scriptorum rerum Silesiacarum Bd. 14.
 Hans Lutsch: Die Kunstdenkmäler der Landkreise des Regierungsbezirks Breslau (Bd. 2, 1889).

- Franz Mahner: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des Cistercienserklosters Grüssau in Schlesien (Hildesheim 1913).
- Richard Heinzel: Oelse (Tägliche Rundschau, Heimatblatt für den Stadt- und Landkreis Schweidnitz 1960 Nr. 15). Darin die Berichte des letzten Oelser Pastors Arthur Seeliger über die evangelische Kirche und die Polenzeit 1945.
- H. Neuling: Schlesiens Kirchorte und ihre kirchlichen Stiftungen bis zum Ausgang des Mittelalters (Breslau 1902).
- Regesten zur schlesischen Geschichte (cod. dipl. Sil. Bd. 7, 16, 18, 22, 29, 30).
- C. F. Richter: Historisch-topographische Beschreibung des Striegauer Kreises, 1829.
- Otto Schultze: Predigergeschichte des Kirchenkreises Striegau (1938).
- Silesia sacra: Historisch-statistisches Handbuch über das evangelische Schlesien von Gerhard Hultsch (Düsseldorf 1953).
- Martin Treblin: Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz (Darstellungen und Quellen Bd. 6, 1908).
- Zimmermann: Beyträge zur Beschreibung Schlesiens 1785 (Bd. 5).

Kleine Beiträge zur schlesischen Presbyterologie

Aus der Zeit vor der Kirchenreduktion haben sich im Kirchenkreise *Glogau* bei nur wenigen Gemeinden evangelische Kirchenbücher erhalten ¹⁾. Die älteste Matrikel von *Gramschütz*, die im Erzbischöflichen Diözesanarchiv zu Breslau aufbewahrt wird ²⁾ und mir in einem Mikrofilm aus den Beständen des Deutschen Zentralarchivs in Potsdam ³⁾ zugänglich war, soll uns diesmal mit ihren presbyterologischen Eintragungen beschäftigen.

Die erste urkundliche Erwähnung des Ortes datiert vom 1. August 1298. Herzog Konrad von Glogau gibt seinem Schulzen von Grambocz die Erlaubnis, in meatu aquae daselbst eine Mühle zu erbauen zu erblichem Besitz und frei von allen Diensten ⁴⁾. Grambocziczi wird ca. 1305 unter den bischöflichen Zinsdörfern angeführt ⁵⁾ und 1339 Grambschicz geschrieben ⁶⁾.

Die dem heiligen Martin geweihte Kirche stammt aus dem späteren Mittelalter und ist aus Ziegeln im Rohbau errichtet ⁷⁾. Sie muß schon eine ältere Vorgängerin gehabt haben; denn bereits 1316 wird ein Pfarrer *Zacharias* genannt ⁸⁾, dem der aus den Jahren 1329 und 1337 als Urkundenzeuge bekannte *Johannes*, Pfarrer von Gramczycz, folgte ⁹⁾. Am 17. Oktober 1366 wird dem „*plebanus ecclesie in Gramschicz*“ von Bischof Preczlaus aufgetragen, einen päpstlichen Schiedsspruch über die Besetzung der Kustodie am Kollegiatstift in Glogau in seiner Kirche zu verkünden ¹⁰⁾. Eine Urkunde des Kardinals Johann zu St. Marcus führt unter den Kirchen in der sedes Glogoviensis am 14. Januar 1376 auch *die ecclesia in Gramschütz* an ¹¹⁾. Als Pfarrer vor der Reformation

¹⁾ Randt-Swientek, Die älteren Personenstandsregister Schlesiens (1938) verzeichnen neben Gramschütz nur Brostau 1634—38, Linden 1632—53 und Tschepplau 1587—1654. Die Kirchenbücher von Brostau, Jätschau und Linden hat Hermann Hoffmann im Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte XXVI, 2 (1936) S. 126 ff. behandelt.

²⁾ Signatur 81.

³⁾ Signatur D 282.

⁴⁾ Regesten zur schlesischen Geschichte, 3. Teil bis zum Jahre 1300 (1886) Nr. 2517.

⁵⁾ Liber fund. episc. Vratisl. (Cod. dipl. Sil. 14. Bd.) 1888.

⁶⁾ Julius Blaschke, Geschichte der Stadt Glogau und des Glogauer Landes (1913) S. 23.

⁷⁾ Beschreibung des Kirchengebäudes bei Hans Lutsch, Verzeichnis der Kunstdenkmäler 3. Band (1891) S. 43 f.

⁸⁾ Freundliche Mitteilung von Herrn Professor Dr. Hermann Hoffmann in Leipzig.

⁹⁾ SR Nr. 5878.

¹⁰⁾ Hermann Neuling, Schlesiens Kirchorte und ihre kirchl. Stiftungen (1902) S. 79.

¹¹⁾ Johann Heyne, Geschichte des Bisthums u. Hochstiftes Breslau 2. Bd. (1860) S. 97.

kennen wir ferner: 1388 *Schibechin Rakowicz*, 1393 *Paulus (de) Spremberg, rector ecclesiae*¹²⁾, 1400 *Johannes*, 1401 und 1403 Pfarrer *Köchenmeister*¹³⁾.

Weitere kirchliche Nachrichten scheinen für die folgenden 1 ½ Jahrhunderte nicht vorhanden zu sein. Erinnert soll aber auch hier daran werden, daß Gramschütz der Geburtsort eines Bischofs ist, der in der dortigen Kirche getauft wurde: es handelt sich um den Scholzensohn Hieronymus Schulz (Scultetus), den Bischof von Brandenburg und Havelberg, der der Bischof Luthers war und 1522 starb¹⁴⁾. Pfarrer Anton Titz vermerkt (1799) auf dem Vorsatzblatt des „Verzeichnisses der Getauften und Begrabenen bey der Pfarrei zu Gramschütz von 1587—1592“, daß der 1589 im Kirchenbuch vorkommende Matthias Scholz, Erbscholz zu Gramschütz, 1606 ein Monument auf einer großen, hölzernen Tafel seinem Vetter, dem Bischof zu Brandenburg und Havelberg Hieronymi Scholz als seines Großvatern Bruder, in hiesiger Kirche hat aufrichten lassen¹⁵⁾.

¹²⁾ Noch 1399. Vgl. Joseph Jungnitz, Beiträge zur mittelalterlichen Statistik des Bisthums Breslau (Zeitschrift 33, 1899, S. 392).

¹³⁾ Siehe Anm. 8.

¹⁴⁾ Hieronymus Scultetus wurde um 1460 als Sohn des Dorfschulzen in Gramschütz geboren. Über seine Jugend und wissenschaftliche Vorbildung ist nichts bekannt. Als Doktor der Theologie und Licentiat des Kanonischen Rechts ist er 1504 Pfarrer von Cottbus, Domherr von Brandenburg und Rat des Kurfürsten Joachim I. 1507 wird er Bischof von Brandenburg. Da Wittenberg in seiner Diözese lag, fiel ihm die Aufgabe zu, den Ablaßstreit zu schlichten. Obgleich er Luther gegenüber nicht unfreundlich war, stand er doch als Bischof seiner Kirche auf der Seite Roms. Er versuchte 1517 Luther durch den Abt von Lehnin zum Schweigen zu bringen. Am 3. Oktober 1518 schreibt Luther an Staupitz, der Bischof könne sein Haupt nicht eher niederlegen, bis Martinus dem Scheiterhaufen überliefert sei. Im Februar 1519 kam der Bischof zu persönlicher Verhandlung nach Wittenberg, um die Disputation mit Dr. Eck zu verhindern. Auf dem Reichstage zu Worms, an welchem er mit seinem Kurfürsten teilnahm, bemühte sich der Bischof erfolglos darum, Luther zur Nachgiebigkeit zu bewegen. 1521 wurde Hieronymus in das ihm von dem Kurfürsten verliehene Bistum Havelberg eingeführt. Er starb am 29. Oktober 1522 und liegt im Dom zu Wittstock begraben, wo die Havelberger Bischöfe ihr Schloß hatten (vgl. Hermann Hoffmann, Glogauer Bischöfe — Zur schlesischen Kirchengeschichte Nr. 2 — 1927 S. 12 f. und persönliche Mitteilung des Herrn Verfassers). Der Kirche zu Gramschütz soll Bischof Hieronymus 1520 einen kunstvollen Altar geschenkt haben, von welchem 1872 noch das abgestellte Predellbild (die heilige Sippe darstellend) erhalten war (vgl. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift 2. Band Heft 5, 1872, S. 113).

¹⁵⁾ Die Inschrift auf der 117 : 170 cm großen Tafel, die sich noch heute in der Turmhalle befindet, hat folgenden Wortlaut: „Zu Christmilden und ewigen Gedächtniß des hochwürdigen in Gott Vater und Herrn, Herrn Hieronimi Scholzen, gewesenen Bischofs zu Brandenburgk, welches Ihm Markgraff Joachim der I. dieses Namens im Jahr nach Christi Geburt 1506 und Havelbergk, so ihm itzt hochgedachter Markgraff Anno 1520 wegen seines großen Verstandes und Beredsamkeit zu Administriren anbefohlen, in welchen beiden er auch als zum Brandeburgischen von Pabst Alexander, dieses Namens dem VI., zum Havelburgischen von Leone dem X. confirmirt und bestätigt worden, wie hievon D. David Chytrees in seinem lathenischen Sächsischen Chronico fol. 170 und 247 berichtet, welcher als der fürnehmste unter den Churfürstl. Brandenburgischen Legaten den 22ten October anno 1520 mit Kayserl. Majestät Kaiser Carolo V. neben vielen Chur- und Fürstl. Perschonon auf dem Kayserl. Krönungstag zu Aach eingezogen, wie aus M. Andree Angeli Stratomontani annalibus Marchicis Brandeburgensibus zu sehen, welcher auch mit auf dem großen Reichstage, welcher der Röm. Kay. Carolus V. anno 1521 zu Wormbs gehalten, gegenwertig gewesen, wie in den obvermeldeten annalibus und von Chytrees berichtet wird. Endlich aber im Jahre 1522, nachdem er das Brandenburgische Bisthum bis in das 16te, daneben das Havelbergsche bis ins 2te Jahr mit großem Lob und Ruhm administrirt und verwaltet, im Herrn selig den 29ten Octobris, wie es Chytrees rechnet fol. 933. in seinem obvermeldeten Chronico, verstorben und zu Witstock begraben ist — Hat Matthes Scholz, Erbscholz allhier zu Gramschütz, weil dieser vortreffliche Herr und Bischoff sein Annherr

Zwei weitere Denkmäler für ehemalige Besitzer des Rittergutes aus der Familie Loos sind an und in der Kirche erhalten¹⁶⁾: an der äußeren Ostseite für den 1597 verstorbenen Siegmund von Loos auf Gramschütz¹⁷⁾ mit der Figur des Verstorbenen in Lebensgröße¹⁸⁾ und am Hochaltar das Sandsteinepitaph für den kaiserlichen Rat Hans von Loß und Simbsen († 1631) und seine Hausfrau Magdalena geb. Zedlitz¹⁹⁾.

Unter dem Patronat des Geschlechtes von Loos ist die Gramschützer Kirche nach der Mitte des 16. Jahrhunderts evangelisch geworden. Von den 30 Pfarreien des Archipresbyterats Glogau waren bei der bischöflichen Visitation 1580 nur noch sieben katholisch²⁰⁾. Den Namen des ersten lutherischen Pastors von Gramschütz kennen wir nicht; daß es nicht seit 1552 Bartholomäus Kern²¹⁾ gewesen ist, hat bereits Julius Rademacher gewußt²²⁾. Am 18. Juli 1564 wurde der aus Bunzlau gebürtige *Martin Hain*, der 2 Jahre die Freystädter und 6 Jahre die Goldberger Schule besucht und seit 1562 in Wittenberg studiert hatte, nach seiner Berufung durch Sigismund von Loos in Wittenberg für Gramschütz ordiniert, „loco pastoris ibi ante mensem defuncti, donec alius ibi constituatur parochus“²³⁾. Es sind keine Anhaltspunkte für die Vermutung ge-

und also von Gramschütz und zwar aus seinem Geblüte, uralten Geschlechte und Schölzerei gebürtig gewesen. Seinen Kindern, Geschlecht und Nachkommen zu sondern Ruhm, Ehren und Denkmal diese tabellam in diese Kirch auf Zulassung des edlen gestrengen Ehrenfesten auch wohlbenannten Herrn Hansen von Loßes, Erbherrn und dieser Kirch itzige Zeit Patroni und nach Richtung selbiger Zeit Herrn Pfarrers als ein ewig monumentum ordnen und setzen lassen. Im Jahre 1606 den 2ten Septemb. In memoria aeterna erit iustus. 112 Psł.

Vgl. Paul Knötel, Zwei geschichtliche Inschriften aus dem Glogauer Kreise in der Zeitschrift 28 (1894) S. 458 f und Hermann Hoffmann, Die katholischen Kirchen des Landkreises Glogau (Führer zu schlesischen Kirchen Nr. 29) 1937, S. 44 f.

¹⁶⁾ Von dem Renaissancebau des unter Hanß v. Loos um- oder neuerbauten Schlosses, das eine Abbildung in F. B. Werners Topographia Silesiae zeigt, ist nur das Portal übrig geblieben (abgebildet — als Federzeichnung — in Elfriede Springer, Schlesische Kunstdenkmäler Buch II, Liegnitz 1933 S. 52).

¹⁷⁾ Die bei Hoverden, Schlesische Grabdenkmale Bd. 19 und 24 aufgeführten Grabsteine sind verschwunden.

¹⁸⁾ Lutsch a. a. O. S. 43. Abbildung im Besitz von Herrn Konrektor Oskar Hoffmann in Varel. Anstelle der nicht mehr leserlichen Umschrift des Grabsteins sei der Kirchenbucheintrag wiedergegeben: „Anno 1597 den 22. Martij welcher war der Sonnabend nach Laetare ist der edle Sigmundt von Looss und Simbsen Erbher auf Grambschütz seliglich von dieser Welt abgeschieden und sein Begräbnis hernach den 11. Aprilis das ist der Freitag nach Ostern gehalten worden. Gott gebe Ihm eine selige Ruhe im Grabe und am jüngsten Tage neben allen auserwählten eine fröliche auferstehung.“

¹⁹⁾ „Anno 1631 den 17. Augusti des Morgens um 6 Uhr ist in Gott selig zur Liegnitz verschieden der wohldele gestrenge hoch- und wohlbenambte Herr Hanß von Loß und Simbsen auf Gramschütz und Trebitsch, weiland römischer Kaiserlicher, auch zu Hungarn und Böhemen Königlicher Majestät Matthiae und Ferdinandi II. christmildester Gedächtnis Rat und des Großglogawischen Fürstenthums gewesener vollmächtiger Landeshauptmann, seines Alters 65 Jahr. Folgendes 16. ist in Gott sanft und selig verschieden die wohl- edelgeborene gestrenge hoch- und vielehrentugendsame Frau Magdalena Loßin, geborene Zedlitzin, aus dem Hause Schönaw, seine treu gewesene herzlichste Ehegemahlin, ihres Alters . . . Jahre, welchen beiderseits der Allerhöchste eine sanfte Ruhe und am jüngsten Tage eine fröliche Auferstehung zum ewigen Leben geben und verleihen wolle.“ (H. Hoffmann, a. a. O. S. 48).

²⁰⁾ J. Jungnitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau. Archidiakonats Glogau (1907) S. 19.

²¹⁾ Ehrhardt, Presbyterologie III, 1 (1783) S. 179.

²²⁾ Predigergeschichte des Kirchenkreises Glogau (1933) S. 15.

²³⁾ Buchwald, Wittenberger Ordiniertenbuch II (1895) S. 34 Nr. 416 u. S. XXII.

geben, daß der 1564 verstorbene Pfarrer schon evangelisch war, ebensowenig wissen wir, wielange Hain als Verwalter gewirkt hat.

1. Die Kirchenbucheintragungen

M. Bartholomäus Kern begegnet uns in den Kirchenbüchern, die für Taufen und Begräbnisse 1585 beginnen²⁴⁾. Wahrscheinlich hat er erst nach 1572 das Pfarramt übernommen und war bis dahin Lehrer in Freystadt²⁵⁾. Als Freystädter steht er am 31. 10. 1554 in der Wittenberger Matrikel, so daß das mit 1518 angegebene Geburtsjahr kaum stimmen dürfte. Diese genaue Datierung stützt sich auf eine auf dem Vorsatzblatt zum 3. Bande (1593—1604) der Ehrhardt bekannt gewesenen Kirchenbücher befindliche Bemerkung von der Hand des Pfarrers Titz: „M. Bartholomäus Kern, welcher von 1552 (!) bis 1597 das Predigeramt hier bekleidete, starb im darauffolgenden Jahre 1598 den 2. Januar alt 79 Jahr, doch ist dessen Ableben in diesem Buche nicht auf-gezeichnet. Er liegt unter dem Thurm, sein Grab ist beinahe 4 Ellen lang und 3 Ellen breit, es ist ausgemauert und statt oben zugewölbt glatt zugemauert, Kalk und Ziegel sind wie Stein so fest.“ Wenn diese Angaben richtig sind — und sie scheinen von einem für Kern errichteten Epitaph, das Ehrhardt erwähnt, herzurühren —, dann sind die Kirchenbucheintragungen nicht zu verstehen, die am 27. 12. 1597 und am 16. 6. 1599 Herrn Magister Barthel Kern noch als Paten anführen und seine am 2. 2. 1602 verstorbene eheliche Hausfrau Anna nicht als Witwe bezeichnen. Eine Leichenpredigt, die letzte Klarheit bringen könnte, ist für Kern nicht auffindbar. Die Eintragungen über seine Familie sind spärlich. Die Tochter, Jungfrau Magdalena, steht am 8. 11. 1590 Pate; 1594 wird sie bereits als Ehefrau des späteren Nachfolgers ihres Vaters angeführt. Der Sohn Bartholomäus war 1593 noch Studiosus²⁶⁾.

Das Kirchenbuch hat nicht der Pfarrer, sondern der Kirchsreiber geführt. Mit ihm lernen wir zugleich den ersten Lehrer von Gramschütz kennen. „Anno 1599 den 12. Octobris Ist der Erbare vnd vorsichtige Caspar Lindener von Primcken(au) Kirchensreiber zu Gramschütz mit Michel Weniges seligen nachgelassener tochter auch von primpcken diese Zeit des Ehrenuesten Ernest v. Loß Erbherr auf Grambschitz Dienerin ehelichen vertrewet wurden, mit Namen Jungfrau Eva.“

²⁴⁾ Randt-Swientek a. a. O. S. 31. Die Traueintragungen beginnen nicht erst 1601, sondern bereits 1599.

²⁵⁾ Ehrhardt behauptete (a. a. O. S. 180) Kerns Sohn Bartholomäus sei ein gebürtiger Freystädter. Nach Warendorff, Liegnitzische Merckwürdigkeiten (1724) S. 432 ist er aber am 16. 11. 1572 in Freystadt geboren (nach dem Grabstein auf dem ehem. Peter-Paul-Kirchhofe zu Liegnitz).

²⁶⁾ Sein Universitätsstudium läßt sich nicht nachweisen. Er starb am 27. 12. 1636 in Liegnitz. Im Kirchenbuch von St. Peter und Paul steht: „3. Jan. 1637 ist Herrn M. Bartholomaeo Kern Rector der hiesigen Schulen ausgeläutet worden.“ Am 4. Jan. 1637 wurde er begraben. Bartholomäus Kernius, Ligio-Sil., der 1619 in Frankfurt und 1621 in Wittenberg studierte, ist sein Sohn.

Den Tod seiner „herzlieben Frau Mutter“, der „tugendsamen Fraw Ursula, des Ehrwürdigen Herrn Jacob Lindeners von Grünbergk, gewesenen Caplans vnd Kirchendieners seligen nachgelassene wit fraw“, die am 2. August 1599 starb, hat er an ihrem Begräbnistage, dem 4. August, eingetragen. Sie wurde in die Halle nach dem Bachgraben gelegen, *neben ihren lieben Herrn vnd Eheman*, zur Erden bestattet.

Diese wichtige Notiz bringt einen in der schlesischen Presbyterologie in Vergessenheit geratenen alten Amtsbruder wieder an das Tageslicht. Vermutlich hatte Lindner vor seinem Gramschützer Diakonat eine Lehrerstelle in Primkenau inne, da der Sohn diese Stadt als seinen Geburtsort angibt²⁷⁾. In den Universitätsmatrikeln von Frankfurt, Jena, Leipzig und Wittenberg kommt er nicht vor²⁸⁾. Die Anstellung eines besonderen Diakonus, der anscheinend nicht nur Substitut des alten Kern war, läßt darauf schließen, daß Gramschütz schon am Ende des 16. Jahrhunderts eine große Gemeinde war. Leider wissen wir über Lindner nicht mehr; auch des Vaters Tod hat der Sohn nicht aufgezeichnet, wohl aber die Hochzeiten seiner beiden Schwestern, die als nachgelassene Töchter des *ehrwürdigen Herrn Jacob Lindner* im Juni 1599 heirateten: am 8. Jungfrau *Barbara* den ehrbaren *Nickel Krügler*, Diener des Erbherrn Ernst von Loß, und Jungfrau *Margareta*, die am 29. mit dem arbeit-samen *George Scholtz* getraut wurde.

Wielange Caspar Lindner als Kirchschreiber und Lehrer tätig war, ist dem Kirchenbuch nicht zu entnehmen. Bei der Verheiratung seiner Tochter Eva mit dem Diakonus Christoph Berger, am 9. Oktober 1622, lebte er nicht mehr. Der Frankfurter Student *Abraham Lindener Grambschutzensis* Sil. 1643 wird noch ein spätgeborener Sohn von ihm gewesen sein.

Im Pfarramt folgte auf M. Bartholomäus Kern sein Schwiegersohn Elias Capler, der von seiner ersten Pfarrstelle Ottendorf hierher berufen wurde²⁹⁾.

²⁷⁾ Bei Adolf Jentsch, Geschichte der Stadt und ev. Kirchgemeinde Primkenau (1891) nicht genannt.

²⁸⁾ Der 1543 in Frankfurt immatrikulierte Michael Lindener Grunebergensis (Friedlaender I 88) dürfte in seine Familie gehören.

²⁹⁾ Die Personalien nach der von Valentin Preibisch gehaltenen Leichenpredigt: Am 16. 10. 1566 in Bunzlau geboren, Vater Nikolaus C., Wagmeister des Rates († 26. 5. 1611), Mutter Anna Richter († 15. 1. 1588). Schule Bunzlau, 1585 Breslau, Elisabethan und Brieg. In Frankfurt 1584 immatrikuliert, am 22. 10. 1587 in Greifswald inscribiert, 1588 Studium in Frankfurt. Mittellosigkeit zwang ihn zur Rückkehr nach Schlesien. Er begab sich zu seinem Bruder, dem Pfarrer Friedrich Capler (1577 Univ. Frankfurt) in Weigmannsdorf (dort bisher unbekannt, vgl. Correspondenzblatt XIII, 1913, S. 283 ff.). Bis 1593 Hauslehrer bei Friedrich v. Skopp auf Glärsdorf, Parchau und Ottendorf. Ord. in Liegnitz 29. 4. 1592 für Ottendorf Kr. Sprottau. Ernst v. Loos gab ihm 1597 die Pfarrei Gramschütz, nachdem Kern wegen Krankheit das Amt niedergelegt hatte. 25 Jahre diente er hier in reiner Lehre und gottseligem Wandel. „Auf Anordnung Hannsens v. Looß auf Gramschütz und Trebitsch hat er sich hoch bemühet, wie ein Diakonat bey dieser Kirchen in sein Esse gebracht werde, welches auch 1621 geschehen, wodurch ihm und seinen Successoren, mit Übertragung der sonst vielfältigen Amts-Geschäfte in viel Wege gedienet wurde.“ Auch der Einrichtung des von der Lehnsherrschaft erbauten Hospitals ließ er sich anlegen sein. Er starb am 30. 11. 1622. Berufungen nach Freystadt (1614) und nach Troppau (1615) hatte er abgelehnt. ♂ 24. 5. 1594 Magdalena Kern. 5 Söhne und 5 Töchter (vgl. auch Ehrhardt III, 1, S. 180 f.).

In Ergänzung seines bekannten Lebensbildes stelle ich die ihn und seine Familie betreffenden Kirchenbucheintragungen zusammen. Folgende Kinder sind in Gramschütz geboren worden:

„1597 den 18. Nov. ist Herrn Eliae Caplern zwischen 5 vnd 6 der halben Uhr des morgens ein junger Sohn geboren vnd hernach den 25. Elias getauft“. Paten u. a. M. Christofforus Quartus, Prediger zu Glogau³⁰⁾. Als dieser erste Sohn des Pfarrherrn am 24. Juli 1598 starb, hat bei seinem Begräbnis „Herr George der Caplan von Glogau eine schöne Leich Predigt gethan“³¹⁾.

Die am 27. Februar 1599 zur Nacht geborene Tochter erhielt bei ihrer Taufe am 4. März den Namen Magdalena. Unter den Paten begegnet uns „Frau Anna, Herrn Georg Zertling eheweib, Pfarhern zu Simbsen“. Dieser hatte am 6. November 1589 *in absentia Magistri* (Bartholomäus Kern) eine Magd in Gramschütz beerdigt³²⁾.

Das nächste Kind ist wieder eine Tochter, am 16. 10. 1600 geboren und am 20. Anna getauft. Sie heiratete 1619 der Pfarrer Johannes Puschmann in Ransen³³⁾. Dieser erscheint am 18. Oktober 1619 neben Herrn Michel Puschmann, Kannengießer vom Buntzlau, Herrn Caspar Baumann, Pfarrer zu Simbsen³⁴⁾, Herrn Adam Roseus, Pfarrer zu Glärsdorf³⁵⁾ und H. Fridericus Baumann, Pfarrer zu Rietschütz³⁶⁾, als Pate in Gramschütz.

Der am 26. 6. 1602 geborene und getaufte Sohn David hatte zu Paten M. Christoph Quartus, den Glogauer Pfarrer, und „Herrn Sacharias Schuman, Pfar-

³⁰⁾ M. Christoph Quartus, Viertel, geb. 12. 12. 1548 in Breslau. Bis 1581 Diakon in Grünberg. April 1581 Glogau (als Pastor Glogoviensium 1581 in der Frankfurter Matrikel). † 20. 1. 1621. Seine Frau aus dem Geschlecht der Bucretier (Rindfleisch) aus Breslau (Ehrr. a. a. O. S. 70).

³¹⁾ Georg Faust, geb. 1561 in Reichenbach. Vater Joh. F., Pastor. 1575 Gymn. Breslau, 1584 Univ. Frankfurt. Ord. in Frankfurt 1587 zum Diakon in Glogau. 1598 Pfarrer in Polkwitz. 1604 nach Reichenbach (Schles.) † 28. 11. 1617.

³²⁾ Georg Zertling, aus Ohlau. 15. 7. 1573 Univ. Wittenberg. 1579 Pastor in Kuzendorf bei Steinau, 1585 in Simbsen. 1620 war er bereits tot (vgl. Johann Heermann, Christianae Eὐδαιναστας Statue 1642 S. 568). Sein Sohn Georg 1607 Student in Frankfurt.

³³⁾ Joh. Puschmann aus Bunzlau, Sept. 1603 Univ. Frankfurt. Ord. in Liegnitz 15. 3. 1619 für Ransen. Dort wahrscheinlich 1650 gestorben.

³⁴⁾ Caspar Baumann, geb. 14. 1. 1590 als jüngster Sohn des Pastors Johannes Baumann in Raudten und der Barbara Kauh! verw. Übischer. Gymn. Maria Magd. Breslau, 1611 Univ. Wittenberg, ord. in Liegnitz 5. 3. 1614 für Simbsen. † 1648. ☉ Martha. Sein Sohn Kaspar, geb. 5. 6. 1615, 1646—54 Pastor in Weichau, 1654—88 in Groß-Tinz. † Dez. 1688 (Ehrhardt III, I S. 373).

³⁵⁾ Adam Rosaesus aus Striegau, 1610 Univ. Wittenberg, ord. in Liegnitz 28. 1. 1616 für Tarnau bei Polkwitz, 1617—27 in Ober-Glärsdorf. Er war poeta Laureatus Caesareus (Joh. Heermann, Epigrammata 1624, 551).

³⁶⁾ Friedrich Baumann, geb. 18. 4. 1587 in Raudten. 1609 Univ. Frankfurt, 1611 Wittenberg, 1612 Rektor in Raudten. Ord. in Liegnitz 18. 6. 1615 zum Diakon seines Vaters in Raudten. Seine Amtsdauer in Rietschütz ist nicht ganz klar, sein Todesjahr unbekannt (Joh. Heermann, Schola mortis, Braunschweig 1642 S. 294 u. 658; Gottlob Kluge, Kurzer Beytrag zur schlesischen Priesterquelle 1755 S. 7).

hern zu Jacobs Kirche“. Dieser fehlt bei Ehrhardt³⁷⁾ und Rademacher³⁸⁾ im Katalog der Jakobskircher Pastoren. Er ist aus Bunzlau gebürtig und studierte seit dem 2. 5. 1565 in Wittenberg. 1577 ist er als Pastor von Grabig und 1593 in Jakobskirch nachgewiesen³⁹⁾. In der dortigen Kirche steht am Taufstein sein Name mit der Jahreszahl 1601⁴⁰⁾. Außer diesen beiden Männern hielt den kleinen David noch Frau „Katharina, Herrn Petrus Bergers von Arnsdorf Pfarrherrens eheliche Hausfrau,“ über die Taufe. Ihr Ehemann, ebenfalls ein Bunzlauer und 1590 Student in Frankfurt, war bis jetzt unbekannt. David Capler besuchte seit dem 25. 5. 1621 das Gymnasium in Thorn⁴¹⁾, wo er sich beim Tode des Vaters noch aufhielt. Als non jurarunt sind er und seine jüngeren Brüder Elias und Friedrich gleichzeitig im Sommersemester 1618 in Frankfurt immatrikuliert; 1625 studierten alle drei in Wittenberg.

Noch 4 weitere Kinder Caplers sind im Taufregister verzeichnet: am 16. Juni 1604 ein zweiter kleiner Elias, dessen Paten Herr Paul Griuius (Gryphius) Diaconus Glogouiens.⁴²⁾ und Herr Gregor N., Pastor zu Ritschütz⁴³⁾ sind; am 13. Januar 1606 Friedrich, am 17. April 1609 Barbara und am 29. September 1614 Gottfried. Es scheint so, als ob zwischen 1609 und 1613 einige Eintragungen fehlten. Als Taufzeugen dieser zuletzt genannten Kinder ergeben sich keine neuen Namen.

Der 1610 als Pate und am 7. 5. 1613 als Täufer erwähnte *Nicolaus Capler*,

³⁷⁾ a. a. O. S. 196.

³⁸⁾ Predigergeschichte des Kirchenkreises Glogau (1933) S. 19. Der dort seit 1571 angeführte Johann Werner kann also nicht bis 1607 amtiert haben.

³⁹⁾ Seine Vorfahren waren in Bunzlau ansässig. Nicolaus Schumann, weiland Erbvogt von Bunzlau, stiftete vor 1500 in der Bunzlauer Pfarrkirche den Annenaltar, dessen Sohn Kaspar Schumann und dessen Schwager Kaspar Preibisch setzten am 15. 2. 1500 den Franz Ruprecht aus Löwenberg, der damals in Bologna studierte (den späteren Bunzlauer Prediger?) in den Genuß der Pfründe. Nicolaus Schumann hatte letztwillig verfügt, daß, wenn einer aus seiner Verwandtschaft zum Priester tauglich wäre, dieser bei Besetzung der Altaristenstelle bevorzugt werden solle. In einer Beschwerde des Pfarrers Zacharias Schumann zu Grabig heißt es unterm 30. 3. 1577: nach der Kirchenveränderung (der Reformation) ist „solcher Gottesdienst in Bunzlau gefallen und so hoch verachtet, daß auch der erbaute Altar eingerissen und niedergeworfen ist, nachdem dieselbe (kath.) Religion verwaiset“. Obgleich Schumann evangelisch war, wollte er doch den alten Rechtsanspruch aufrecht erhalten und verwendet sich als Pastor von Jakobskirch am 1. 10. 1593 bei dem Bunzlauer Magistrat für seinen Sohn, damit dieser (Christoph Sch., als Schüler, 1600 Student in Frankfurt) in den Genuß der Stiftung käme (vgl. Ewald Wernicke, Chronik der Stadt Bunzlau 1884, S. 268).

⁴⁰⁾ Bei Hermann Hoffmann, Die Katholischen Kirchen des Landkreises Glogau (Führer zu schlesischen Kirchen Nr. 29) 1937 S. 134 steht (offenbar durch Lesefehler) Zach. Neumann.

⁴¹⁾ Zeitschrift 73. Bd. (1939) S. 196.

⁴²⁾ Gryphius ist (nach Ehrhardt a. a. O. S. 100) am 17. 3. 1561 in Nordhausen geboren; sein angebliches Studium in Jena läßt sich aus der Matrikel nicht belegen. 1597 Pastor in Streidelsdorf bei Freystadt, 1602 Diaconus, 1604 Archidiaconus in Glogau. † 5. 1. 1621. ☉ 1) Barbara Noack. 2) Maria Emlich (unsicher, nach Ehrh. II 630). 3) Anna Erhard (geb. c. 1592, ☉ 2. 4. 1622 M. Michael Eder, Pastor in Driebitz, dann Fraustadt; sie starb am 21. 3. 1628, 36jährig, in Driebitz. Sie ist die Mutter des am 2. 10. 1616 geborenen Andreas Gryphius).

⁴³⁾ Es ist Gregor Lubanus, seit etwa 1590 Pastor in Rietschütz. Seine Tochter Anna ☉ Wohlau 1610 den Pastor Sigismund Reuchlin in Beschine (Koellner, Wolaviographia 1724, S. 477). Sie starb am 14. 9. 1639 als Witwe in Hochkirch bei Liegnitz (Hochkircher Begräbnisbuch ab 1636).

Pfarrherr zu Grabig, dürfte ein naher Verwandter des Ortspfarrers sein, da er auch aus Bunzlau gebürtig ist. 1608 studierte er in Frankfurt.

Pastor Caplers Tod ist ebensowenig wie der seines Vorgängers im Kirchenbuch eingeschrieben, auch über seine Frau verlautet nichts.

Der Kinderreichtum des Gramschützer Pfarrhauses pflanzte sich auf Caplers Nachfolger Christoph Berger fort, den das Taufregister erstmalig am 22. 1. 1621 als *Schulmeister* und am 15. März 1622 als *Kaplan* aufführt. Er stammt aus Bunzlau; ob und wo er studiert hat, läßt sich nicht nachweisen ⁴⁴⁾ Am 25. Juni 1621 wurde er in Liegnitz zum Diakonus in Gramschütz ordiniert ⁴⁵⁾. Aus seiner Ehe mit der Lehrerstochter Eva Lindner gingen 6 Kinder hervor.

Die erstgeborene Tochter Maria empfing die heilige Taufe am 4. August 1623. Die Pfarrerbrüder Caspar und Friedrich Baumann in Simbsen und Rietschütz waren mit Jungfrau Barbara, der hinterlassenen Tochter Herrn Eliae Capleri, des Kindes Taufzeugen. Es folgen 2 weitere Töchter, *Eva*, getauft am 28. Oktober 1624 — Paten: *Herr Lorentz der Pfarr von Arneßdorff* ⁴⁶⁾, *Herr Joachim, der Pfarr von Hermesdorff* ⁴⁷⁾ — und *Barbara*, getauft am 30. September 1625 — Paten: *H. Magister Valentinus Preibisius* ⁴⁸⁾, *H. Tobias Anthonii* ⁴⁹⁾, *Herr Joachim Coschius*, *Herr Laurentius Junius* und *Herr Georgius Stolz* ⁵⁰⁾. Dieser hat auch die Patenschaft für das am 14. Mai 1627 getaufte Söhnlein Casparus übernommen, und auch zur Taufe des zweiten Sohnes (am 30. August 1628) wurden die uns schon bekannten väterlichen Amtsbrüder aus der Nachbarschaft geladen. Der eine von ihnen, Joachim Cosche, wird dabei „*Pfarr zu Herbstorff*“ genannt. Er muß also etwa 1625 Hermsdorf verlassen haben, da

⁴⁴⁾ In Wittenberg ist er nicht immatrikuliert, wie Söhnel Correspondenzblatt XV, 1 (1916) S. 62 behauptet.

⁴⁵⁾ Gerhard Eberlein, Der Liegnitzer Ordinationskatalog 1617—35 in C.-Bl. IX, 1 (1904) S. 134.

⁴⁶⁾ Laurentius Junius, aus Templin, ord. in Liegnitz 9. 11. 1622 für Arnsdorf und Zauche bei Polkwitz. Dort noch 1630 (C.-Bl. XV, 1, 1916, S. 59).

⁴⁷⁾ Joachim Kusche (Coschius), aus Glogau. 1607 Univ. Frankfurt. Ord. in Oels 19. 1. 1616 für Hermsdorf bei Glogau. Um 1625 ging er nach Herbersdorf und 1649 nach Kotzenau, wo er nur bis 1652 gewesen sein kann, da ihm dort in diesem Jahre der jüngere Elias Capler folgte. Die Zahlenangaben sind nicht ganz sicher, wenn man Ehrhardt (IV, S. 393) und Max Gerlach, Chronik der ev. Kirche von Kotzenau (1900) S. 13 vergleicht.

⁴⁸⁾ Der Pfarrer von Glogau: geb. 14. 2. 1588 in Bunzlau, Vater David Preibisch, Ratsherr, Mutter Anna Hentschel. 1603 bzw. 1608 Univ. Frankfurt. 1613 Rektor in Glogau. Ord. in Leipzig zum Diakonus in Glogau, 1621 Pastor, 1628 exul, 1 Jahr in Freiberg (Sachsen). 1629 sächs. Feldprediger. Sept. 1631 zum Propst an St. Nicolai in Berlin berufen. Doch starb er, als er in Wittenberg seine Familie abholen wollte und seine am 31. Dez. 1631 dort verstorbene Ehefrau beerdigt hatte, ebenda am 17. 1. 1632. CO 1613 Elisabeth Knobloch, Tochter des Rektors David K. in Glogau. 5 Söhne, 3 Töchter (Leichenpredigt von Paul Röber, Stolberg III, 354, Ehrhardt a. a. O. S. 78 ff).

⁴⁹⁾ Dem Alt-Raudtener Kirchenbuch zufolge war er schon um 1590 Pastor von Pürschen (Correspondenzblatt XV, 1, 1916 S. 75). Vielleicht identisch mit dem Glogauer Diakonus (1633—34) Tobias Anton aus Sayda in Sachsen (Ehrhardt Glogau S. 101). Ein Friedrich Antoni Gloga-Silesius studierte 1640 in Frankfurt (Friedlaender I 745 a).

⁵⁰⁾ Georg Stolz aus Köben. 1617 Univ. Frankfurt. Seine Frau Elisabeth ist am 15. 9. 1630 Patin in Gramschütz.

in diesem Jahre Georg Stoltz als sein Nachfolger dort angetroffen wird⁵¹⁾. Mit *Herbsdorf* kann nur Herbersdorf bei Polkwitz gemeint sein, das 1654 als Filiale von Heinzendorf reduziert wurde, aber einen weggebrannten Pfarrhof hatte⁵²⁾ und damit als Pfarrort erwiesen ist. Pastoren von Herbersdorf waren bis jetzt unbekannt.

Die Tochter Magdalena beschließt als Taufkind am 2. Oktober 1629 Pastor Bergers Kinderschar. Die Paten sind neben den Brüdern Baumann und Georg Stoltz die Pastoren Caspar Gigas von Jakobskirch⁵³⁾ und Tobias Anthonii zu Pürschen. Leider wissen wir von allen 6 Kindern nicht, was später aus ihnen geworden ist. Früh verloren sie den Vater, was aus folgendem Kirchenbucheintrag hervorgeht:

„1634, 27. Decembr. wurde begraben der Ehrwürdige achibare vnd wolgelarte Herr Christophorus Bergerus, weiland Pfarr alhie.“ Damit sind alle Angaben als falsch erwiesen, die behaupten, er sei 1637 aus Gramschütz vertrieben worden⁵⁴⁾.

Berger ist der letzte im Kirchenbuch erwähnte Ortspfarrer vor der Kirchenreduktion. Die Taufeintragungen hören mit 1633 auf, die Begräbnisse fehlen für 1641 bis 1646. Es scheint in diesen Jahren das Pfarramt vakant gewesen zu sein. Der 1623 berufene Diakonus Sebastian Raffusius⁵⁵⁾ hat keineswegs bis 1638 amtiert und ebenfalls nicht Bergers Nachfolger Elias Capler der Jüngere von 1637 bis 1653, wie in der Literatur über ihn steht⁵⁶⁾. Bei der Generalkirchenvisitation im Fürstentum Liegnitz gibt Capler als Pastor von Kotzenau am 15. Oktober 1655 zu Protokoll⁵⁷⁾, daß er „im Ministerio zu Gabel 3½, zu Gramschütz ins 4te Jahr gewesen und dis Ortes numehro bald 3 jahr“ sei. Demnach wäre er von 1635 bis 1639 in Gramschütz anzusetzen. Die Quelle schweigt über die folgenden Jahre bis zu seinem Amtsantritt in Kotzenau. War

⁵¹⁾ Correspondenzblatt XV 1 (1916) S. 65. Ehrhardt versetzt Kosche und Stolz irrtümlich nach Hermsdorf bei Goldberg (IV, 488).

⁵²⁾ Bruno Burkert, Chronik von Heinzenburg (1905) S. 28.

⁵³⁾ Kaspar Gigas, geb. 1579 in Günthersdorf bei Grünberg, Vater Peter G., Pastor. 1599 Univ. Frankfurt. 1601 für Mondschütz ordiniert. 1607 Feldprediger bei Freiherrn Hans v. Braun in Wartenberg und Gröditz (Klein Gräditz). 1608 Jakobskirch. 1638–48 Pestprediger in Schweinert. 1654 Exul aus Jakobskirch und nach Brauchitschdorf. † 31. 1. 1657. ☉ 1) 1602 Anna Koch, Tochter des Pastors Augustin K. in Lindau bei Neustädte 11 Kinder; 2) 1632 Eva Hippe (oder Hüppe) aus Groß-Heinzendorf bei Polkwitz. 3 Söhne, 4 Töchter (vgl. Ehrhardt II 604; Gottlob Kluge, Schles. Jubelpriester 1763, S. 56; Correspondenzblatt XV [1916], S. 71).

⁵⁴⁾ Correspondenzbl. XV S. 62, Rademacher, Glogau S. 16. Die Widersprüche sind stark: 1637 Berger, 1638 Raffuß vertrieben und 1637 Elias Capler berufen!

⁵⁵⁾ Aus Freystadt, ordiniert in Liegnitz 25. 11. 1623. Das Kirchenbuch erwähnt ihn nicht ein einzigesmal.

⁵⁶⁾ Elias Capler, geb. 4. 6. 1604 in Gramschütz. 1618 in Frankfurt immatrikuliert, 1624 Univ. Wittenberg, ord. in Liegnitz 20. 3. 1632 für Gabel bei Guhrau. 1635 Gramschütz. 1652 in Kotzenau. † 3. 4. 1656. ☉ Christiana Jeltsch, Tochter des Stadtschreibers und Rektors Lukas J. in Groß-Tschirnau (Ehrhardt 181).

⁵⁷⁾ G. Eberlein, Urkunden-Sammlung zur Geschichte der ev.-Kirche Schlesiens 2. Band (1917) S. 112.

er geflohen oder aus anderen Gründen außer Amt? Sollte die angegebene Zahl 4 seiner Gramschützer Jahre etwa ein Druck- oder Lesefehler sein und statt dessen auf 14 lauten? Wir wissen es nicht; da Ehrhardt aber Caplers Sohn Friedrich am 17. Januar 1648 in Gramschütz geboren werden läßt⁵⁸⁾, so ist die letztere Vermutung naheliegend. Auf jeden Fall muß er jedoch vor der am 31. Dezember 1653 erfolgten Reduktion der Kirche⁵⁹⁾ Gramschütz verlassen haben.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die wenigen presbyterologischen Eintragungen, die das alte Kirchenbuch über die Familiennachrichten der Ortspfarrrer hinaus enthält.

„1591 den 30. Decembris ist Herr Johannis Schmiden, Itzo Pfarher zur Gimmel⁶⁰⁾, ein Son Johannes albier zu Grambschiz getauft wurden.“ Paten u. a. Fraw Martha, Herr Danielis Fraw zu Gros Glärsdorf. Wenn das die Pfarrfrau von Ober-Glärsdorf ist, so wird uns mit „Herrn Daniel“ ein in Vergessenheit geratener dortiger Pfarrer wenigstens dem Vornamen nach bekannt⁶¹⁾.

Als am 8. Februar 1602 die Frau Anna, M. Bartholomaei Kernes eheliche Hausfrau, christlichem Brauch nach zur Erden bestattet wurde, sind dabei gewesen Herr M. Peter Tiez von Beuten⁶²⁾, Peter Birger, Pfarrherr zu Weißig⁶³⁾ und Herr George Faustus, Pastor zu Polkwitz, qui facit concionem stationem. Der Pfarrerkatalog der zu Kriegheide gehörigen kleinen Gemeinde Weißig, die bis 1654 ein evangelisches Pfarramt hatte, erhält mit Bürger (oder Berger) eine erfreuliche Bereicherung.

Einen kirchengeschichtlich interessanten Fund bietet uns das alte Taufbuch mit folgenden beiden Notizen:

Unter dem 15. März 1622 begegnet uns neben dem Diakonus Christoph Berger als Pate „Herr Johannes Paulus, Pfahr zu Quielitz“ und am 6. August 1623 „Frau Anna, H. Johanni Pauli Haußfrau“.

⁵⁸⁾ a. a. O. S. 181.

⁵⁹⁾ Ehrhardt S. 169.

⁶⁰⁾ Johann Fabricius, aus Jägerndorf. Seit 1590 in Gimmel, Kreis Wohlau, wurde er am Sonntag Reminiscere 1609 von einem betrunkenen Bauern auf dem Wege nach Winzig ermordet (Hanke, Chronik von Winzig 1864, S. 87 und Rademacher, Wohlau 1932 S. 9).

⁶¹⁾ Das Pfarrerverzeichnis von Ober Glärsdorf Kreis Lüben ist unvollständig: 1550 Fabian Langner aus Goldberg, anscheinend zuerst kath. Pfarrer in Glärsdorf, ord. in Wittenberg 5. 2. 1550. 1611—17 Martin Harresius. 1617—27 Adam Rosaeus. 1627—34 Johann Schwerin. 1634—37 Tobias Harresius. 1639—51 Balthasar Streger. 1651—52 Michael Reimann. 1652—54 Johann Semmler (vgl. Ehrhardt III 1, S. 483. H. Hoffmann, Die Kirchen in Ober-Glärsdorf und Eisemost, Führer zu schles. Kirchen Nr. 26, 1936, S. 13).

⁶²⁾ Zu Titzes Lebenslauf bei Ehrhardt II 568 ist ergänzend Christian David Klopsch, Geschichte des Geschlechts von Schönaich (Glogau 1853), 3. Heft, S. 31 ff zu beachten. Demnach war T., des Calvinismus beschuldigt, 1593—98 vom Amt suspendiert.

⁶³⁾ Die lückenhafte Reihe der Pastoren von Weissig im Correspondenzblatt XIV 2 (1915) S. 426. Die bis 1654 ev. Kirche war eine Zeitlang mit der von Wolfersdorf (Parochie Primkenau) pfarramtlich verbunden (Rademacher, Sprottau 1934 S. 18).

Damit sind uns einige kaum zu lösende Probleme aufgegeben. Die beiden Eintragungen scheinen Pauli eindeutig als evangelischen Pastor auszuweisen: er ist verheiratet und bei einem evangelischen Kinde gleichzeitig mit dem evangelischen Diakonus Pate. Hinzu kommt, daß bei zwei weiteren Patenschaften, am 21. Januar 1625 „Herr Johannes Pauli Diaconus von Lüben“ und am 27. Oktober 1627 (bei der Tochter Elisabeth des Scholzen Abraham Scholtz in Gramschütz) „Herr Johannes Pauli, Pfarrer zu Lüben“, angeführt wird, der wohl nur als personengleich mit dem Quilitzer Pfarrer angesehen werden kann. Nun läßt sich aber für die dem Erzengel Michael geweihte Kirche von Quilitz, die bis 1810 unter dem Patronat des Augustinerchorherrenstiftes in Sagan stand, eine evangelische Vergangenheit nicht nachweisen⁶⁴⁾. Bei der Visitation von 1580 war Lucas Kuntzel Pfarrer. Der ausdrückliche Vermerk: fuerunt hoc anno communicantes sub una specie numero 500⁶⁵⁾, berechtigt zu der Annahme, daß die Parochianen ausnahmslos katholisch waren. 1687 heißt es denn auch: *ecclesia haec semper mansit catholica*⁶⁶⁾.

Diese Tatsachen allein müßten noch nicht unbedingt gegen eine — wenn auch nur vorübergehende — Benutzung der Kirche zu protestantischem Gottesdienst sprechen, da man eine solche auch bei anderen, angeblich nie evangelisch gewesenen Kirchen feststellen kann⁶⁷⁾. Es wäre im Falle Quilitz nur zu fragen, wie sich so rasch eine evangelische Gemeinde gebildet haben konnte, daß mit Pauli die Anstellung eines eigenen Pfarrers nötig wurde, wenn wirklich äußerlich, etwa infolge des Majestätsbriefes, die Möglichkeit dazu gegeben gewesen sein sollte.

Untersuchen wir aber nun die angenommene Identität des Quilitzer Johann Pauli mit dem Lübener Pfarrer genauer, so ergibt sich für letzteren folgendes Bild: am 10. 9. 1576 in Lüben getauft, studierte er seit 1594 in Leipzig, wurde 1606 Rektor in seiner Vaterstadt und am 11. 10. 1609 in Liegnitz zum dortigen Diakonat ordiniert. Nach Ehrhardt⁶⁸⁾ übernahm er 1612 das Archidiakonat und 1625 das Pastorat. Am 23. 8. 1631 ist er in Lüben gestorben. Sein Epitaph mit Bildnis befand sich in der Stadtpfarrkirche. Für eine Amtszeit in Quilitz bliebe somit kein Raum. Da aber die Kataloge der Lübener Geistlichen bei Ehrhardt keineswegs einwandfrei sind — sie wirken bei Diakonen und Archidiakonen z. T. konstruiert —, so wäre ohne weiteres denkbar, daß Pauli etwa 1618 das Pfarramt Quilitz angenommen haben könnte, um 1625 nach Lüben

⁶⁴⁾ Eduard Anders, Historische Statistik der ev. Kirche Schlesiens (1867) S. 456: „Wahrscheinlich nie evangelisch gewesen;“ H. Hirschberg, Schles. Pfarralmanach (1893) S. 184: „nie evangelisch.“

⁶⁵⁾ J. Jungnitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau. Archidiakonat Glogau I (1907) S. 20.
⁶⁶⁾ ebenda S. 331.

⁶⁷⁾ z. B. Günthersdorf bei Lauban vor 1596 bis nach 1613 (wovon J. Jungnitz in Zeitschrift 44, 1910 S. 260 ff nichts weiß) und Rothbrünnig bei Goldberg für 1593 und 1617 (Jahrbuch 32, 1953, S. 37).

⁶⁸⁾ Presbyterologie IV S. 668. Die Personalien nach Konrad Klose, Beiträge zur Geschichte der Stadt Lüben (Lüben 1924, 548 S.), das Taufdatum nach dem ältesten Kirchenbuch.

zurückzukehren. Für 1618 ist nämlich Paulis Anwesenheit in Quilitz bezeugt durch die Grabtafel für seine in diesem Jahre verstorbene Mutter Anna⁶⁹⁾; das Epitaph stellt in kleinem Relief den Krucifixus mit Johannes und Maria dar⁷⁰⁾. Die Inschrift dieses Grabmals gibt uns nun Klarheit über die fraglichen Personen. Der Vater des Lübenener Diakonus ist bekannt⁷¹⁾. Er lebte 1619 noch, Frau Anna kann also nicht seine hinterlassene Witwe, der Quilitzer Pfarrer mithin nicht sein Sohn gewesen sein!

Damit sind natürlich längst nicht alle Fragen gelöst, die entscheidende bleibt offen: war der Quilitzer Johann Pauli evangelischer oder katholischer Pfarrer? Welche Antwort wir auch zu geben geneigt sind — die Schwierigkeiten sind auf beiden Seiten gleich groß und kaum aus dem Wege zu räumen. Da es in Queiß und Krehlau am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts verheiratete Priester gab⁷²⁾, möchte ich annehmen, daß auch Pauli katholisch⁷³⁾ und verheiratet war. Oder hat vielleicht der Gramschützer Kirchschreiber aus Unkenntnis die Frau Anna 1623 „Hausfrau“ statt „Hauswirtin“ genannt? Ohne Beispiel wäre dann freilich die Patenschaft eines katholischen Pfarrers gemeinsam mit einem evangelischen Geistlichen bei einem evangelischen Kinde in einer Zeit, da sich die konfessionellen Gegensätze zu verschärfen begannen. Und am befremdlichsten bliebe die Tatsache, daß fast gleichzeitig, in Quilitz und in Lüben, zwei dem Bekenntnis nach verschiedene Pfarrer gleichen Namens gewesen sein sollen, die kurz hintereinander ausgerechnet nach Gramschütz zu Paten geladen wurden! Das alte Kirchenbuch tut uns nicht den Gefallen, die Lösung der mit diesem kleinen Eintrag gegebenen Rätsel zu erleichtern!

Am 8. Oktober 1622 hat Herr Johann Puschmann, Pfarrer in Ransen und Schwiegersohn Pastor Caplers⁷⁴⁾, seine Tochter Anna in Gramschütz taufen lassen.

1630 lernen wir noch einen Schulmeister und Kirchschreiber kennen: *14. Aprilis mein Christophori Buchholzes liebes Töchterlein Barbara* (getauft). Seine Paten sind: *H. Laurentius Junius Pfarr zu Arnßdorff, H. Georg Stoltz P. zu Hermsdorff, H. Balthasar Scultetus, Praeceptor zu Grödicz* (Klein Grädiz bei Glogau).

⁶⁹⁾ Die Inschrift lautet: In te projectus sum ab utero [Ps. 22, 11]. Anno 1618 am Tage Mariae Lichtmeß den 2. Februar, um 12 Uhr des Tages ist gottselig entschlafen Frau Anna, Fabian Pohles hinterlassene Wittib, des ehrwürdigen und gelehrten Herrn Joannis Pauli Pfarrers allhier in Quilitz leibliche Mutter, aetatis 62 Jahr. Ruhet allhier bis an den jüngsten Tag. Gott genade ihr. Ego hic in pace quiesco et adventum Salvatoris exspecto. Auditui meo dabis gaudium et laetitiam, et exultabunt ossa humiliata [Psalm 51, 10] (Vgl. Hermann Hoffmann, Die Katholischen Kirchen des Landkreises Glogau, Führer zu schlesischen Kirchen Nr. 29, 1937, S. 180).

⁷⁰⁾ Hans Lutsch, Kunstdenkmäler 3. Band (1891) S. 53.

⁷¹⁾ Lazarus Pauli, geb. 1547 in Lüben, 1553—62 Schule das., 1562 Liegnitz, 2 Jahre in Ilfeld, 4 Jahre Informator der Söhne des Kaspar Heseler in Breslau, 1571 Univ. Wittenberg, 1572 Kantor in Lüben. Ord. in Liegnitz 23. 10. (11?) 1573 zum Diakonus in Lüben, 1580 Archidiakonus. 1587 Pastor in Porschwitz. † 8. 3. 1619. (Ehrhardt, a. a. O., Klose a. a. O., Correspondenzblatt XII, 1911, S. 167).

⁷²⁾ Archiv für schlesische Kirchengeschichte XVI (1958) S. 229.

⁷³⁾ Die Zitate der Psalmentexte nach der Vulgata in der Grabinschrift für seine Mutter sprechen mit dafür.

⁷⁴⁾ vgl. Anm. 33.

2. Die katholischen Pfarrer

Im Februar 1651 mußten die Glogauer Geistlichen Sigismund Pirscher und Kaspar Knorr die Stadt verlassen und nach Gramschütz ziehen, wo die Evangelischen Glogaus bis zum Bau der Friedenskirche ihre Gottesdienste hielten ⁷⁵⁾. Die Gramschützer Kirche wurde am 31. Dezember 1653 vormittags um 10 Uhr rekatholisiert ⁷⁶⁾. Aus dem Bericht über die bischöfliche Visitation von 1670 erfahren wir, daß die Grundherrin Ursula Katharina von Loos war. Der Pfarrer, Leonhard Fromhold, Propst des Glogauer Kollegiatstiftes, hielt am Orte den Kaplan Gregorius Klan aus Glogau. Die massive Kirche ist mit Ziegeln gedeckt, auf dem von Ziegelsteinen erbauten Turm befinden sich 4 Glocken und die Uhr. Der Kirchhof ist mit einer guten Mauer umgeben. Das silberne, innen vergoldete Ciborium wird sauber im Tabernakel aufbewahrt. Der gemauerte Altar ist entweiht, der Taufstein hat ein zinnernes Becken unter Verschuß, das Taufbuch usw. wird hier verwahrt, die heiligen Öle befinden sich in einer kleinen zinnernen Kanne. Kirchweih wird am Sonntag nach Martini gefeiert. Die Sakristei ist gewölbt, 3 Kelche sind vorhanden, von denen 2 ganz vergoldet sind, mit den dazugehörigen Patenen, ferner ein silbernes Kreuz, ein Fläschchen aus Zinn, 2 zinnerne und 2 hölzerne Leuchter, ein Hängekronleuchter aus Holz, ein kupfernes Weihwasserbecken. Die Kirche besitzt 3 Meßgewänder, ein weißes mit roten Blumen, ein gelbes mit blauem Kreuz, das dritte ist schwarz, außerdem findet man eine Albe, ein Antependium, ein Altartuch, ein Superpellicium, 2 Fahnen. Die Bretterdecke der Kirche ist kunstvoll gefertigt und bemalt, der Fußboden ist gepflastert, Bänke, Fenster und Kanzel sind von guter Beschaffenheit. Der Altarraum ist gewölbt. Das Pfarrhaus ist angemessen, 2 gute Hufen Acker gehören dazu. Der evangelische Prediger hat auf dem Felde nichts gesät und auch auf dem Speicher nichts hinterlassen, auf den Äckern der Bauern hatte er jedoch, wie aus dem bei der Kirchenreduktion übergebenen Zettel hervorgeht, 15 Scheffel, und zwar 2½ mit Sommer-, die übrigen mit Winterweizen ausgesät, welche der Herr Pfarrer nach vielen Verhandlungen endlich behauptet hat und bereit ist, seinem Nachfolger ebensoviel von den Pfarräckern zu hinterlassen. An Meßkorn hat er 10 Malter, 2 Scheffel und 3 Faß. Priedemoß hält sich hierher. — Der Schreiber fördert die Musik, er hat von der Gemeinde einen Malter Weizen, von den Gärtnern 6 Scheffel Hafer und je nach Belieben von einer Hufe eine Garbe Sommerweizen, die Wettergarbe genannt. Er hat das Recht, Branntwein auszuschenken.

An der seit 1654 wieder katholischen Kirche amtierten folgende Pfarrer ⁷⁸⁾:

⁷⁵⁾ E. Anders, Schlesische Kirchengeschichte (1883) S. 103. Julius Blaschke, Geschichte der Stadt Glogau und des Glogauer Landes (1913) S. 292.

⁷⁶⁾ Ehrhardt, a. a. O. S. 169. — Das Glogauer Reduktionsprotokoll ist nicht veröffentlicht.

⁷⁷⁾ Joseph Jungnitz, Visitationsberichte, Archidiakonat Glogau (1907) S. 44.

⁷⁸⁾ Bei Aufstellung des Pfarrerkatalogs verdanke ich Herrn Professor Dr. Hermann Hoffmann in Leipzig wertvolle Hilfe.

- 1654—1677 Leonhard Frommholdt, geb. (1611) in Liebenthal. Vater Martin F., Bäckermeister, Mutter Maria Scharfenberg aus Liebenthal. 1628 Akademie Olmütz ⁷⁹⁾, geweiht 20. 3. 1638 in Neiße. Bis 1652 Stiftspropst in Falkenberg O.-S. 24. 4. 1652 Dompropst von Glogau. Er wurde im Januar 1654 Pfarrer von Gramschütz, Pürschen, Rietschütz und Simbsen und erwarb sich große Verdienste um die Wiederherstellung der ihm anvertrauten Kirchen. Er starb am 17. 4. 1677.
- 1677—17... Gregor Ambrosius Klan, geb. 1635 in Glogau, ord. 7. 9. 1669 in Olmütz. Seit 1669 Kaplan in Gramschütz, zum Pfarrer von Gramschütz und Simbsen am 4. 5. 1677 installiert.
- 1720—1757 Caspar Eidtner (Eyttner), geb. 1689 in Glogau, ord. 1714. Bis 1718 Kaplan in Schlawa, 29. 6. 1718 Kaplan in Hochkirch, 8. 9. 1720 Pfarrer in Gramschütz.
- 1749 Kaplan Karl Georg Gärtner ⁸⁰⁾.
- 1766 Antonius Rolle, Administrator.
- 1781 Johann Bulcke ⁸¹⁾.
- 1795—1815 Anton Titz (Tietz), geb. 1758 in Wartenberg, 1779 stud. theol., gew. in Breslau 23. 2. 1782. Bis 1785 Kaplan in Blumenau, 1788 in Rabsen, 1794 in Neustädte, 21. 7. 1795 Pfarrer in Gramschütz. Bis 1815(?) Er lebte noch 1822 in Gramschütz.
- 1815—1828 Anton Pohl, geb. 21. 8. 1782 in Quilitz. † 22. 2. 1828 ⁸²⁾.
- 1829—1873 Christian Klose, geb. 16. 4. 1797 in Wernersdorf, Vater Schulmeister. Matthiasgymnasium Breslau; 1821 Alumnatssenior, gew. 16. 6. 1821. 1822 Kaplan in Wansen, bis 1825 in Trebnitz, bis 1829 in Potsdam. 9. 4. 1829 Pfr. in Gramschütz, wo er „durch 45 Jahre ein treuer Hirt seiner Gemeinde war“. † 8. 8. 1873 ⁸³⁾.
- 1875—1892 Joseph Artelt, geb. 15. 1. 1832 in Polnischwette, gew. 30. 6. 1857. 1857 Kaplan in Ziegenhals, 1858 Kaplan in Hochkirch, 1860 in Kühschmalz, 1862 in Kostenblut. 3. 2. 1864 Pfarrer in Oelse, 26. 1. 1875 in Gramschütz. † 28. 8. 1892.

⁷⁹⁾ Archiv für schles. Kirchengesch. XII (1954) S. 69. — Archiv XVIII (1960) S. 214.

⁸⁰⁾ Archiv XVII (1959) S. 240.

⁸¹⁾ Frendl. Mitteilung von Herrn Dr. A. Swierk in Breslau.

⁸²⁾ Grabschrift: „Hier ruhet Herr Anton Pohl, gewesener Katholischer Pfarrer zu Gramschütz, geb. zu Quilitz d. 21. August 1782 und gest. d. 22. Febr. 1828. War 12 Jahre 9 Monate Seelsorger allhier. Dem pflichtgetreuen Seelsorger, dem liebevollen Lehrer der Jugend, dem streng rechtlichen Manne, dem edlen Menschenfreunde, dem unvergeßlichen Bruder, dem treuen Freunde die dankbaren Geschwister und die trauernden Freunde.“ Hoffmann, Führer S. 41.

⁸³⁾ Inschrift des Grabsteins bei H. Hoffmann a. a. O. S. 43.

1893—1907 Paul Stinner, geb. 11. 2. 1839 in Schönbrunn, gew. 8. 7. 1863. 1863 Kaplan in Kath. Hennersdorf. 1864 Informator. 1869 Kaplan in Ziegenhals. 1871 Informator in Reichen. 1872 Kaplan in Deutsch-Rasselwitz, 1873 in Naumburg am Queis. 1888 Pfarrer in Oelse, 26. 10. 1893 in Gramschütz. Resigniert 25. 11. 1907, 1907 Lokalist in Sagan. 1909 Kom-morant in Kroischwitz. † 25. 4. 1909.

1907—1926 Paul Goerlitz, geb. 5. 12. 1868 in Breslau, gew. 11. 6. 1894. 1895 Verwalter in Klopschen, 5. 9. 1895 Kaplan in Wansen. 1898 Pfarrer in Oelse, 15. 11. 1907 in Gramschütz. † 15. 5. 1926⁸⁴⁾.

1926—1953 Karl Kinne, geb. 15. 5. 1875 in Steinau a. d. Oder, gew. 23. 6. 1900. Kaplan in Reichenbach, 6. 6. 1901 in Kanth. 1902 Verwalter in Groß Mahlendorf. 23. 12. 1906 Pfarrer in Oelse, 7. 11. 1921 in Jakobskirch, 6. 12. 1926 in Gramschütz. 1938 Ehrenerzpriester, 15. 11. 1944 zugleich Verwalter von Hochkirch. Em. 1953. † 1958⁸⁵⁾.

1953 Jarosław Wodonos.

1954 Maciej Sliwa.

1956 Tomasz Stanisław Zimny, geb. 1921, gew. 1948 in Posen. 1956 Administrator in Grebocice (Gramschütz).

3. Die evangelischen Pfarrer⁸⁶⁾

Der evangelische Gottesdienst wurde in Gramschütz 1741 wieder eröffnet und die geräumige Reitschule durch den Grundherrschaften von Loos als Bethaus zur Verfügung gestellt⁸⁷⁾. Der erste Pastor war einer der 12 schlesischen Apostel. Die Einweihung der neu erbauten massiven Kirche erfolgte am 1. Advent 1754, 1845 wurde sie durch Anbauten in Kreuzform erweitert, 1852—54 ein Turm errichtet und eigenes Geläut beschafft⁸⁸⁾. Die geräumige Kirche hatte 1350 Sitzplätze, die ausgedehnte Parochie bestand aus 13 Ortschaften, in welchen 1925 4483 Menschen lebten, von denen 2924 evangelisch waren⁸⁹⁾. Nach 1945 ist die Kirche zerstört worden, das evangelische Pfarrhaus dient als Schule. Die Kirchenbücher sind nicht mehr vorhanden⁹⁰⁾.

⁸⁴⁾ ebenda.

⁸⁵⁾ Er starb im Altersheim zu Pleszyce und wurde in Gramschütz beerdigt (Mitteilung von Herrn Pfarrer Zimny).

⁸⁶⁾ Ehrhardt III, 1, S. 179. Rademacher, Glogau S. 15.

⁸⁷⁾ Abbildung (Kupferstich) in Friedrich Bernh. Werner, Perspektivische Vorstellung derer von Sr. Kön. Maj. in Preußen... allergnädigst concedirten Beth-Häuser A. C. IV. Theil (1751) Nr. 6.

⁸⁸⁾ E. Anders, Historische Statistik (1867) S. 455. — Abbildung der Kirche (Federzeichnung) in „Kirche unterm Kreuz“, hrsg. zur Generalkirchenvisitation des Kirchenkreises Glogau vom 25. April bis 15. Mai 1931, S. 89.

⁸⁹⁾ Silesia sacra (1927) S. 322.

⁹⁰⁾ Freundl. Mitteilung von Herrn Pfarrer Zimny in Grebocice vom 19. 2. 1964.

1564	Martin Hain
nach 1572—1597	M. Bartholomäus Kern
1597—1622	Elias Capler
1622—1634	Christoph Berger
1635—1649(?)	Elias Capler der Jüngere

Diakone:

um 1590 Jakob Lindner. 1621 Christoph Berger. 1623 Sebastian Raffuß.

1741—1746 Christian Scobel, geb. 26. 5. 1715 in Grabig Kr. Glogau. Vater Bauer. Schulen Glogau, Breslau; 30. 4. 1738 Univ. Jena. Ord. im Lager zu Rauschwitz 23. 2. 1741 und durch das Los für Gramschütz bestimmt. 30. 8. 1746 Diakonus in Parchwitz, 1751 Pastor und Senior daselbst. † 1. 3. 1759⁹¹⁾. ∞ 19. 11. 1744 Maria Dorothea Grasse.

1746—1779 Johann Andreas Stengel, geb. 29. 3. 1711 in Namslau. Vater Joh. Andr. St., Wirtschafts- und Justiz-Amtmann, Mutter Juliane Sophie Fuchs. Gymnasium Oels, 1738(?) Univ. Jena. Hauslehrer bei dem Kammerdirektor Christian von Busse in Glogau. 11. 8. 1746 nach Gramschütz berufen. † 24. 3. 1779.
∞ 27. 8. 1755 Sophie Elisabeth Eggers, 2. Tochter des Pastors Johann Jobst E. in Rostersdorf⁹²⁾.

1779—1830 Christian Hennig, geb. 5. 9. 1753 in Rauschwitz bei Glogau. Vater Sigmund H., Schuhmacher und Auszügler, Mutter Marianne Kleimke. Die Eltern zogen nach Gramschütz, wo sie in großer Dürftigkeit lebten.

⁹¹⁾ An der Kirche zu Parchwitz befindet sich sein Grabstein mit folgender Inschrift:
„Es ist / eine große Ehre, ein Diener Jesu zu sein. / Ein solcher ist gewesen / der Weyl. / Hochwohl- Ehrwürdige, Hochwohlgelahrte / Herr Christian Scobel / Hochverdienter Pastor und Senior, wie auch Inspector / der Schulen allhier; / Welcher A. 1715. den 26. May zu Grabich geboren, / und von Gott 1741 in seine Kirche berufen worden. / Darinnen Er sich / anfangs als Feldprediger, und bald darauf als Pfarrer / in Gramschütz 5. Jahr, hernach als Diaconus allhier 5. und letztens als Pastor und Senior 7 ½. / zusammen 17 ½ Jahr, als ein treuer Diener Jesu / erwiesen. / Biß Er endlich a. 1759. den 1. Maertz in die triumphierende / Kirche versetzt worden, / wo Ihn sein himmlischer Vater ehret, und Er / ihm dienet Tag und Nacht in seinem Tempel, / nachdem Er sein Alter gebracht / auf 43 ¾ Jahr. / In vergnügter Ehe hat Er von 1744 den 19. Nov. / mit Tit. deb. Frauen Maria Dorothea geb. Graßin / gelebet 14 ¼ Jahr und mit Ihr erzeugt 6 Kinder, davon 2 Söhne und 1 Tochter am Leben, / und ist von deßen hinterlassenen Frau Witwe / mit diesem Grabmahl und Nachruf / verehret / worden“ (handschriftl. Grabinschriftensammlung von Parchwitz).

⁹²⁾ M. Johann Jobst (Hlob) Eggers, geb. 8. 9. 1689 (15. 3. 1690?) in Lüben. Vater Joh. Jobst E., Schoppenmeister (geb. 16. 4. 1663, † 24. 1. 1735), Mutter Anna Rosina Förster († 9. 7. 1757 in Rostersdorf). 1710 Univ. Leipzig, 14. 2. 1715 Magister, ord. in Leipzig 13. 5. 1718 für Küpper bei Lauban. 1725 Siegersdorf, 1744 nach Rostersdorf. † 23. 12. 1761. ∞ ? sie † 1755 (vgl. Adolf Hollenberg, Festschrift zum 250jährigen Jubiläum der ev. Kirche in Rostersdorf 1904, S. 37).

1767 Schule in Glogau, 1775 Univ. Halle. 2½ Jahre Präzeptor am dortigen Waisenhaus. 1778 Rückkehr in die Heimat, wo er den Pastor Tiele in Quaritz 1½ Jahre unterstützte. Ord. in Glogau 1779 für Gramschütz. † 28. 11. 1830.

OO 22. 11. 1780 Johanna Rosina Schmidt, einzige Tochter des Chirurgen und Baders Joh. Daniel Sch. in Quaritz. Sie † am 9. 4. 1818 in Dalkau, 63 Jahr und 4 Monate alt ⁹³).

1831—1846 Karl Christian Wentzel, geb. 16. 5. 1803 in Sprottau, Vater Bauinspektor und Senator. 1819—23 Gymnasium Glogau. 1823—26 Univ. Halle und Berlin. Ord. in Glogau 30. 11. 1828 zum Substituten des P. Hennig. † 5. 7. 1846 auf der Rückreise von Reinerz in Jauer ⁹⁴).

1847—1854 Louis August Schumann, geb. 15. 12. 1815 in Plänitz Kr. Neustadt (Dosse), Vater Joh. Gottfried Sch., Pfarrer, Mutter Charlotte Sophie Haacke. 1827—35 Gymnasium Neu-Ruppin, Potsdam und Brandenburg, 1835—38 Univ. Berlin und Greifswald. 1844—46 Predigerseminar Wittenberg. 1846 Kadettengouverneur in Wahlstatt. Ord. in Breslau 6. 8. 1847. 1854 Diakonus in Luckenwalde. 1864 Pastor in Lüssow Kr. Belzig. Em. 1. 10. 1883. † 15. 12. 1886 in Belzig.

OO 1) Auguste Gärtner. 2) 30. 5. 1855 Henriette Rosalie Lippold geb. von Quell, Tochter des Oberpfarrers Ferdinand v. Qu. in Brück. Sie † am 6. 4. 1893, 74jährig, in Belzig ⁹⁵).

1854—1881 Carl Eduard Franz Nitzsche, geb. 22. 12. 1815 in Annaburg bei Torgau, Vater Pfarrer. 1829—34 Gymn. Torgau, 1834—37 Univ. Halle. 1846 Predigerseminar Wittenberg, 1847 Lehrer am Militärwaisenhaus in Potsdam. Ord. in Breslau 7. 2. 1854 für Gramschütz. † 27. 5. 1881. OO ... geb. Langmuth, † 4. 3. 1888 in Gramschütz ⁹⁶).

1882—1893 Adalbert Scheffen, geb. 28. 6. 1826 in Lüdenscheid, Vater Christoph Sch., Rechnungsrat, Mutter Maria Catharina König. Ordiniert 1. 11. 1854 zum Pfarrverweser von Dorsten (Westfalen) 1857 Pastor in Wermelskirchen (Rheinland). Scheidet 1874 aus dem Amt und zieht nach Niederhagen. 1875 Kunzendorf Kr. Glogau. 1882 nach Gramschütz. Er legte am 11. 1. 1893 das Amt nieder, verzichtete auf alle Rechte des geist-

⁹³) Von den beiden Töchtern war die eine, Auguste Caroline, seit dem 12. 4. 1815 mit dem Pastor Gottfried Schubert in Dalkau (geb. 17. 3. 1787 in Groß-Kauer, † 2. 11. 1825) verheiratet.

⁹⁴) Ev. Kirchen- und Schulblatt für Schlesien und Posen 1846, S. 464.

⁹⁵) Otto Fischer, Ev. Pfarrerbuch für die Mark Brandenburg II 2 (1941) S. 809 und Mitteilung des ev. Pfarramts Belzig.

⁹⁶) Kirchl. Wochenblatt für Schlesien und die Oberlausitz 30. Jg. (1888).

lichen Standes⁹⁷⁾ und zog nach Halle/Saale. † 27. 7. 1904 in Thiemendorf Kr. Steinau⁹⁸⁾. ∞ 1858 Eveline Bertha Bockhacker aus Niederhagen^{98a)}.

1893—1897 Paul Rauch, geb. 19. 5. 1868 in Schwarzau Kr. Lützen, Vater Pfarrer Emil R.⁹⁹⁾. Ord. in Breslau 21. 6. 1893. † 24. 5. 1897.

1898—1906 Hinrik Friedrich Adolph Weferling, geb. 14. 12. 1852 in Stolzenau (Weser). Vater Heinrich W., Schuhmachermeister, Mutter Minna Holtz. Ord. 26. 1. 1898. 1906 nach Uchtdorf (Pommern). † 31. 5. 1913¹⁰⁰⁾. ∞ geb. Homuth.

1906—1915 Otto Heinrich Martin von Zittwitz, geb. 25. 3. 1879 in Neumarkt, Vater Pfarrer¹⁰¹⁾. Ord. in Breslau 5. 4. 1905. Pfarrvikar in Primkenau. 1. 6. 1906 Gramschütz. 1915 Marklissa, 2. Pastor. Em. 1. 1. 1920. † 10. 10. 1923 in Münster (Westfalen). ∞ Helene Sack.

1915—1945 Johannes Wieder, geb. 8. 7. 1880 in Rauden Kr. Freystadt, Vater Hermann Ernst W., Kantor, Mutter Anna geb. Wennrich. Gymnasium Görlitz. Univ. Halle und Breslau. Ord. in Breslau 15. 1. 1908. 1908 3. Pastor in Marklissa. 1. 3. 1913 Seichau. 1. 6. 1915 Gramschütz, bis 27. 1. 1945. † 13. 7. 1946 in Dessau (Anhalt). ∞ Dessau 19. 1. 1909 Friederike Franke, geb. 5. 5. 1882 in Hoym Kr. Ballenstedt/Harz, Vater Leopold Fr., Landesscheinsinspektor, Mutter Marie geb. Zwick. Sie † am 12. 2. 1956 in Dessau. Kinder: Ursula, geb. 14. 11. 1909, Joachim, geb. 13. 3. 1912, Ruth, geb. 10. 4. 1915¹⁰²⁾.

Johannes Grünewald

⁹⁷⁾ Kirchl. Amtsblatt 40. Jg. (1893) S. 12.

⁹⁸⁾ Die Tochter Marie war verheiratet mit Max Haehnel, Pastor und Superintendent in Thiemendorf (geb. 22. 4. 1858 in Buchwald Kr. Glogau, Vater Pastor, ord. in Breslau 21. 2. 1883. 1883 P. in Kunzendorf Kr. Glogau. 1893 Thiemendorf. † 28. 7. 1914. — Scheffens Bild in Crüsemann, Gesch. der ev. Kirchengemeinde Dorsten (1929) S. 7.

^{98a)} Nach frendl. Auskunft des Pfarramts Wermelskirchen.

⁹⁹⁾ Emil Rauch, geb. 9. 7. 1834 in Jauer, ord. Breslau 6. 5. 1863 für Schwarzau, 1881 Wohrlau, Diak., 1887 P. prim. † 23. 12. 1890.

¹⁰⁰⁾ Frendl. Mitteilung von Pfarramt Stolzenau und Herrn Konsistorialrat Themel in Berlin. — Weferling hat verfaßt: Aus der Geschichte der ev.-luth. Kirchengemeinde Gramschütz zur 150jährigen Feier des Gotteshauses (Glogau 1904). Die Schrift ist in keiner Bibliothek (auch nicht in Breslau) vorhanden und war auch aus Privatbesitz nicht zu erlangen. Auszüge besitzt Herr Konrektor Oskar Hoffmann in Varel (Oldenburg).

¹⁰¹⁾ Heinrich Rudolf Ewald v. Zittwitz, geb. 22. 1. 1847 in Flatow (Westpr.). 1870—76 Gymnasiallehrer. Ord. 30. 8. 1876. 2. P. in Neumarkt. 1879, 1. 11., Scheidewitz Kr. Brieg. † 3. 5. 1895. ∞ 1) . . . geb. Steinweg, † 7. 7. 1886. 2) August 1887 Margarethe Steinweg.

¹⁰²⁾ Silesia sacra (1927) S. 322. Ergänzungen verdanke ich Frau Ruth Mohs geb. Wieder in Griesen bei Gräfenhainichen.

Das älteste schlesische Gesangbuch

Die Universitätsbibliothek Breslau besitzt aus den von ihr übernommenen Beständen der ehemaligen Stadtbibliothek unter der Signatur 8 n B 960 das bisher einzige noch nachweisbare Exemplar¹⁾ des ersten in Schlesien gedruckten evangelischen Gesangbuches von 1525. Der Titel lautet:

*Eyn gesang
Buchlien Geystlicher gesege
psalme | eyne ytzlichen Christen fast nutz
lich bey sich zu haben | in stetter vbung
vnd trachtung Auch etzliche gesege |
die bey den vorige nicht sindt ge
druckt | wie du hyndenn im
Register dises buch-
leys findest.
Mit dysen vn̄ der gleyche Gesenge sollt man
byllich die Jungen iugendt auffferzyhen.*

Im Kolophon ist das Datum angegeben:

*Gedruckt yn diser Koniglichen
stadt Breslaw durch adam
dyon auß gegangen am
mitwoch noch osternn
M. D. XXV. 2)*

Dieses Gesangbüchlein ist aus der Literatur bekannt. *Philipp Wackernagel*³⁾ führt den genauen Titel an, und aus seinen Bemerkungen ergibt sich mit Sicherheit, daß das von ihm beschriebene Exemplar eben das noch heute in

¹⁾ Nach Mitteilung des Auskunftsbüros der Deutschen Staatsbibliothek Berlin vom 11. 6. 1963 wurde es in deutschen Bibliotheken vergeblich gesucht.

²⁾ Einen Mikrofilm verdanke ich der Bibliotheka Uniwersytecka Wrocław.

³⁾ Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenlieds im 16. Jahrhundert (1855) S. 70 f.

Breslau befindliche ist. Es war damals im Besitz des Breslauer Privatgelehrten Christian Friedrich Paritius, von dem es an die Stadtbibliothek kam. Wackernagel weist auf die Unvollständigkeit dieses Exemplars; es umfaßt 35 Blatt und endet mit Bogen E 3^b. Bogen B, E 1 (das Register) fehlen. *Eduard Emil Koch* beschränkt sich auf die verkürzte Wiedergabe des Buchtitels, den er bei den Enchiridien einreicht und dabei irrtümlich eine Liedersammlung ohne Noten annimmt ⁴⁾. *Johannes Zahn* teilt den Titel im Wortlaut mit, behauptet aber, in der Breslauer Stadtbibliothek sei nur die Abschrift eines Druckexemplars vorhanden, bei der der Bogen B fehle ⁵⁾. Seinen Angaben zufolge, die auf eigenen Nachforschungen beruhen, befand sich also das Druckexemplar 1893 noch nicht an seinem jetzigen Standort ⁶⁾. Schließlich erwähnt auch *Arno Lubos* unser Gesangbüchlein, datiert aber sein Erscheinen bereits in das Jahr 1522 ⁷⁾.

Dieser kurzen Zusammenfassung der mir bekannten spärlichen Literaturangaben über das anscheinend bis jetzt nirgends veröffentlichte älteste schlesische Gesangbuch darf ich nun noch den Bericht über eine soeben gemachte Wiederentdeckung folgen lassen. Eine Anfrage in Breslau erbrachte nämlich die Nachricht, daß dort außer dem oben beschriebenen unvollständigen Exemplar noch ein zweites, lückenloses unter der Signatur 301513 vorhanden ist, das früher der Stadt- und Volksbücherei in Lauban gehörte ⁸⁾. Wie ein Vergleich der beiden Titelblätter deutlich erkennen läßt, handelt es sich um die zweite Ausgabe des Werkes, die, wie Professor Dr. W. Lucke in zwei diesem Exemplar beigelegten Briefen vermutet, ebenfalls 1525 oder Anfang 1526 erschienen sein muß ^{9a)}. Das Datum ist nicht angegeben (am Ende steht nur „Gedruckt zu Breslaw durch Adam Dyon“), im Titel sind einige kleine Abweichungen in der Rechtschreibung festzustellen: „*Eyn gesang || Buchlein Geystlicher gesege ||*

⁴⁾ Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesanges 3. Aufl. Bd. 1 (1866) S. 248.

⁵⁾ Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder 6. Bd. (1893) S. 4.

⁶⁾ Diese Abschrift befindet sich in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Breslau. Darin steht der Vermerk: „Abschrift aus dem einzigen bekannten gedruckten Exemplar im Besitz des Dr. Pfeiffer. Der Bibliothek zu St. Bernhardin in Breslau geschenkt von L. Kurtzmann d. 1. Januar 1865.“

⁷⁾ Geschichte der Literatur Schlesiens 1. Bd. (1960) S. 76. Dieses Versehen gehört zu den vielen unzutreffenden Einzelheiten, die über das Druckfehlerverzeichnis hinaus seinem Werke nachzuweisen sind.

⁸⁾ Freundliche Mitteilung der Univ.-Bibl. Breslau von 18. Dez. 1962. Die Signatur läßt vermuten, daß das Buch erst nach 1945 nach Breslau gelangt ist.

^{9a)} Professor Dr. Lucke schreibt am 12. 7. 1916 an den Magistrat zu Lauban: „Ein besonderer Wert (des Dyonschen Gesangbuches) liegt darin, daß es einige Lieder bringt, die von keinem anderen späteren Gesangbuche übernommen sind und überhaupt in der Hymnologie bisher unbekannt waren.“ Diese Lieder sind: Christ, der du bist das Licht und Tag Mein Augen mir stärk / Den Herrn Jerusalem loben soll / Gelobet sei Israelis Herr und Gott / könnt ich Herr Gott nach deinem Gebot (Mitteilung der Bibl. Univ. Wrocław vom 21. 3. 1964).

Psalmē / eynem ytzlichen Christe fast nutz || lich bey sich zu haben | in stetter vbung || vnd betrachtung Auch etliche ge || senge | die bey den vorige nicht || sindt gedruckt | wie du hyn || denn ym Register di. || ses büchleys fin. || dest.
 Dieses Laubaner Exemplar besteht, wie auf dem Titelblatt handschriftlich vermerkt ist, aus 40 Blättern in Oktav. Daß wir es mit einer erweiterten Ausgabe im Vergleich mit der Breslauer von 1525 zu tun haben, geht u. a. deutlich aus der Bogenzählung unter dem in beiden Exemplaren an letzter Stelle abgedruckten Tedeum laudamus hervor: es steht in dem „Breslauer“ auf Bogen D 8, in dem „Laubaner“ Exemplar auf E 4⁹).

Die Sammlung enthält nach Luthers bekannter Vorrede¹⁰) — „Das geystliche lieder singen gut vnnd Got angenehme sey“ — 46 Gesänge, die nach dem Register in drei Gruppen geteilt sind: 28 christliche Lieder, 12 Psalmen und 6 Hymnen. Obgleich sie wahrscheinlich sämtlich in den Erfurter und Nürnberger Enchiridien enthalten sind¹¹), so will ich sie doch abschließend hier der Reihe nach mit ihren alten Überschriften aufführen. Die mit Melodien versehenen Lieder bezeichne ich mit einem vorangesetzten Sternchen.

1. Folgt zum ersten der Lobgesang Nun bitten wir den heyligen geyst.
2. * Folget zum andern die zehen gebot Gotes / auff den thon / In Gotts namen faren wir. Dyß sind die heyligen zehn gebot.
3. * Eynn Euangelisch lied welchs man singt vor der Predig. Nu frewt euch libenn Christen gmeyn.
4. Eynn hubsch lyed D. Sperati auff den thon wie oben Nu frewt euch. Es ist das heyl vns kōmen her.
5. * Eyn gesag D. Sperati zu bekennen den glaube auß dē alte vnd newen Testament gegründet. In got / glaub ich das er hatt / auß nicht / geschaffē hymel vn̄ erden.
6. Eyn gesang D. Sperati czu bitten vmb folgung der besserung auß dem wordt Gottes wie oben im nehesten Thon. Hylfft Gott, wie ist der menschen nōt / so groß.

⁹) Einige der nachstehend genannten Lieder scheinen in der ersten Ausgabe gefehlt zu haben: Vater unser, der du bist / Mein Augen mit Stärk / Den Herrn Jerusalem loben soll / Ach hilf mich Leid / Gelobet sei Israelis Herr / Kund ich Herr Gott nach deinem Gebot und der Lobgesang Mariae.

¹⁰) Buchwald-Kawerau u. a. Luthers Werke 8. Bd. (1898) S. 5.

¹¹) Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 3. Bd. (1870).

Wilhelm Lucke, D. Martin Luthers Werke, Weimarer Ausgabe 35. Bd. (1923), S. 341 ff. gibt Titel und Inhalt kurz an.

7. Der Lobsang Mitten wyr ym leben seyn.
8. Der gsang Gott sey gelobet vnd gebenedeyet.
9. Eyn deutsch Hymnus oder lobsang. Gelobet seystu Jhesu Christ.
10. Folget der Christlich Glaub in dem Thon wye mann das Patrem singt
Ich glaub yn eynen Got / vater almechtige schepffer ...¹²⁾
11. * Eyn Lobgesang von Christo. HErr Christ der eynig gots son.
12. * Der gesang JESus Christus vnser heyland / der von vns den Gottes zorn
wand.
13. * Der CXXVII. (128.) Psalm Beati omnes. Wol dē der yn Gottes forcht
steht¹³⁾.
14. * Der Psalm (12) Salvū me. Ach Got vom Hymel sich dareyn.
15. Psalm CXXIII (124.) Nisi quia dñs (dominus). In dem Thon als man
singt den XI. (12.) Psal. Wo Got der herr nicht bey vns hellt.
16. Psalm CXXIII (124.) Nisi quia dominus In dem Ton als man den XI.
(12.) Psalm. Wer Gott nicht mit vnns dise zeyt.
17. Der XIII. (14.) Psalm Dixit insipiens in corde auff den Thon. Salvum
me fac. Es spricht der vnweyßen mund woll¹⁴⁾.
18. Der CXXIX. (130.) Psalm De profundis ym Thon Saluum me fac. Auß
tiffer not schrey ich zu dyr.
19. * Der I. (51.) Psalm Miserere mei deus. Erbarm dich meyn O herre gott¹⁵⁾.
20. Der LXVI. (67.) Psalm Deus misereat. Es wolt vns Got genedig seyn.
21. * Das lyed Christ ist erstandenn gebessert. Christ lag in todes banden.
22. * Eyn Lobgsang auff dz Osterfest. JHesus Christus vnser Heyland / der
den todt vberwand.
23. * Folgen die Hymnus Vñ zu dem Ersten Veni creator spiritus. Kom Gott
schepffer heyliger Geyst.
24. * Folget der gsang Veni sancte spiritus. Den man singt von dem heyligen
geyst / Gar nutzlich vñ gut. Kom heyliger geyst herre Gott.
25. * Hymnus Veni redemptor gentium. Nu kom der Heyde heylād.
26. * Der Hymnus / A solis ortu. Christum wyr sollen loben schon.
27. * Eyn hubsch Lyed den weg vnser Seligkeyt betreffen. In Jhesus namen
heben wyr an.

¹²⁾ Text des Apostolicums.

¹³⁾ Dieses Lied Luthers steht im Porst'schen Gesangbuch (Ausgabe von 1855) Nr. 811, im Burg'schen (1865) Nr. 1929.

¹⁴⁾ Porst Nr. 193, Burg Nr. 724 („Vom Heuchelchristentum“).

¹⁵⁾ Von Erhard Hegenwald („um 1526“ nach Burg, wo das Lied unter Nr. 1565 steht, Porst Nr. 254).

28. * Eyn hubsch Lyed von den zweyen Merterern Christi / zu Brussel vonn
denn Sophisten zcu Louen verbrandt. Martinus Luther. Eyn newes lyed
wyr hebe an.
29. * Der Hymnus Pange lingua. Meyn zung erklyng / vn̄ frölich sing.
30. Der zehend Psalm Vt quid domine recessisti. Vonn dem Antichrist. Wel-
chen man singt in dem Thon Pange lingua. Meyn armer hauff / Herr
thut klagen grosen zwang von wider christ.
31. Volgent etliche lieder die bey den andern vorhyn nicht gedruckt sindt /
* Vnd zum ersten. Durch adams fal ist gantz verderbt.
32. Der Hymnus Christe qui lux. Christ du bist dz licht vnd tag ¹⁶).
33. * Der Psalm Laudate dominum omnes. Frölich wöllenn wyr Alleluia singen.
34. * Der Lobsang Symeonis wie Luce am II. Myt fryd vnd freud ich far do
hyn.
35. Das lyed Maria zart uerendert vnnd Christlich Corrigyrt. O Jhesu zart
Götlicher art. —
36. Das lyed Die fraw von hymel verendert vnd Christlich Corrigyrt. Chri-
stum vom hymel ruff ich an.
37. * Das Patrem oder der Glaube. Wyr glawben all an eynen Gott ¹⁷).
38. Der Lobgesang Gott der vatter won vns bey gebessert vnd Christlich
Corrigyrt.
39. Das Vatter Unser In der weyß Christ ist erstanden. Vatter vnser der du
bist / yn hymmel / lernt Jhesus Christ.
40. Der CXX. (121.) Psalm Leuauo oculos meos in montes. Meyn augen
mir sterck / itzt will ich hoch erheben.
41. * Der CXLVI. (147.) Psalm Lauda Jherusalem dominum. Den Herrn
Jherusalem lobenn sol.
42. Eyn Klag menschliches gebrechtes zu got Im thon des weltlichen Ach hylff.
Ach hylff mich leyd / vnd senlich klag.
43. Folgt der lobgesang Zacharie Benedictus wie Luce. 1. Gelobet sey Israelis
herr vnnd Gott.
44. * Eyn Klag zu gott / das die christen lehr vnd leben verlossen haben. Kund
ich herr Gott noch deynem gebot.
45. Das Te deum laudamus. In dem thon vnd melody / wie ym Latein. Herr
Gott dich loben wyr / dich herren bekennen wyr.

¹⁶) Ältere Fassung des 1526 von Wolfgang Meuslin übertragenen Hymnus (vgl. Ev. Kirchen-
gesangbuch 1950 Nr. 353).

¹⁷) Text unter den Noten.

46. Der Lobgesang Marie Luce. 1. Meyn seel erhebt den Herrn.

Von diesen 46 Liedern stehen 23 im Evangelischen Kirchengesangbuch. Die letzten Blätter hinter dem Register des Gesangbüchleins enthalten eine „Ver-
manung ahn das volck ehe dan man ihnen das testament Jhesu Christi richt“
mit einer Paraphrase der Einsetzungsworte.

Wir begnügen uns hier mit der kurzen Anzeige dieses Gesangbuchfundes, an
welchem die Hymnologen vermutlich interessiert sein werden. —

Adam Dyon druckte 1509—18 in Nürnberg und ging um 1519 nach Breslau;
1524 war er noch einmal vorübergehend in Nürnberg. In Breslau ist er zwi-
schen 1531 und 1534 gestorben; seine Witwe brachte 1534 noch einen Druck
heraus¹⁸⁾.

Johannes Grünewald

¹⁸⁾ J. Benzing, Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet.
Wiesbaden 1963, S. 61 und 332. Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Konrad Ameln in
Lüdenscheid.

Die staatsrechtlichen Grundlagen des Kampfes der evangelischen Schlesier um ihre Religionsfreiheit

Teil V

Die evangelischen Schlesier im Widerstreit der Mächte des Dreißigjährigen Krieges und Beginn der Schutzmachtrolle Schwedens

3.

Schlesien als Objekt im militärischen und diplomatischen Ringen

Der Abfall Kursachsens und Brandenburgs vom protestantischen Reichsbündnis hatte auf Grund der Bemühungen des Kurfürsten Johann Georg v. Sachsen zur Folge, daß bis Ende Juli 1635 die meisten protestantischen Reichsstände dem Friedensschluß beitraten, Frankfurt a. M., die Herzöge von Mecklenburg, der ganze niedersächsische Kreis und sogar Herzog Georg v. Braunschweig-Lüneburg, bis dahin Befehlshaber eines schwedischen Heeres in Norddeutschland, und Herzog Wilhelm v. Sachsen-Weimar, wobei der letzte allerdings bezweifelte, daß seine Soldaten in kaiserliche Dienste treten und sich gegen seine Mitstände und die Kronen Schweden und Frankreich gebrauchen lassen würden. Brandenburg dokumentierte seinen Übertritt ins kaiserliche Lager am 29. Juli durch seinen nach Dresden entsandten außerordentlichen Bevollmächtigten Schwarzenberg. Nur Landgraf Wilhelm v. Hessen und Herzog Bernhard v. Weimar lehnten den Beitritt trotz der Bemühungen des sächsischen Kurfürsten und des vom Kaiser dazu bevollmächtigten Königs v. Ungarn ab. Die Fürsten v. Anhalt nahmen den Vertrag nur bedingt an, und auch die Stände des obersächsischen Kreises waren nicht ganz der Meinung des Sachsen. Auch die Humanistenstadt Erfurt traute dem Frieden nicht ¹⁾.

Am 1. August 1635 übermittelte eine Gesandtschaft dem sächsischen Kurfürsten die schwedischen Bedenken zum Prager Frieden. Die Friedensbedingungen seien für die evangelischen Kurfürsten und Stände hart und auf die Dauer unerträglich; sie seien gleichsam der Anfang eines neuen, schwereren Krieges; Schweden sei übergangen und gleichsam zum Feinde erklärt worden. Der Kanzler könne diesen Schluß nicht mit gutem Gewissen annehmen, es sei denn, er werde verbessert. Denn viele evangelische Reichsstände, die sich mit hohem Eifer das Wohl des evangelischen Wesens hätten angelegen sein lassen, seien

¹⁾ Winter S. 420/1, Chemnitz 1 S. 719, 732, Helbig S. 634/5.

davon ausgeschlossen. Dies sei vor Gott und der ehrbaren Welt nicht zu verantworten, würde zur Unterdrückung und zum Ruin des evangelischen Wesens führen und die Grundlage einer neuen, ständigen Unruhe bilden. Die Krone Schweden sei seit 1631 mit diesen Ständen alliiert und könne ohne des anderen Willen und ohne Verletzung von Treu und Glauben keine Verhandlungen und Verträge eingehen. Zu einem redlichen Verträge müßten alle Interessenten gehört werden. Gustav Adolf habe die Evangelischen aus hoffnungsloser Lage befreit und die Befreiung Sachsens mit seinem Blute besiegelt. Im jetzigen Verträge sei Schwedens nur in 2 Punkten gedacht: Es werde dekretiert, daß sie das Besetzte wieder abzutreten und den Reichsboden zu verlassen hätten, und dies, ohne sich vorher mit ihm ins Vernehmen zu setzen. Hier werde Freundschaft in öffentliche Feindschaft verwandelt. Der größte Teil der schwedischen Soldaten bestehe aus Angehörigen der deutschen Nation, darunter viele vornehme und geschickte Leute. Man könne diese Menschen, die sich nach besten Kräften für die gute Sache eingesetzt haben, nicht einfach übergehen, sondern müsse ihre Ehre, Reputation, Leib, Leben, Güter und Rechte sichern und ihre Dienste gebührend entschädigen ²⁾).

Die ersten Monate nach dem Prager Frieden waren für Schweden so hoffnungslos, daß sich Oxenstjerna, ohne ermächtigt zu sein, zu Unterhandlungen mit Kursachsen gezwungen sah, das von Brandenburg unterstützt wurde, und sogar beim Kaiser um Frieden anhielt. In dem Sachsen vorgelegten „Schönebeckischen Projekt“ verlangte er Geldentschädigung, Bezahlung seiner Armee und als konfessionspolitische Bedingungen ein Bündnis mit den evangelischen Ständen und uneingeschränkte Amnestie für seine deutschen Bundesgenossen und Anhänger. Den einen schwedischen Abzug aus dem Reich bezweckenden sächsischen Gegenvorschlag, der 2½ Millionen Gulden einschließlich Bezahlung der Armee bot, konnte er aber nicht annehmen. Oxenstjerna gab an, ohne Kenntnis vom Inhalt der Nebenrezesse, ohne seine Verbündeten im Reich und ohne Frankreich und ohne Verhandlungen mit dem Kaiser darauf nicht eingehen zu können. Auch seine Verhandlungen mit dem Kaiser blieben ohne Ergebnis, und am 2. Oktober griffen die Sachsen auf kaiserlichen Befehl die Schweden an ³⁾).

Nach der negativen sächsischen Antwort schlug der Kanzler dem Kaiser die Eröffnung von Friedensverhandlungen in Wien vor. Ferdinand schrieb darauf Johann Georg, daß die Schweden des Prager Friedens teilhaftig werden sollten, wenn sie unverzüglich das Reichsgebiet verließen. Oxenstjerna hingegen blieb ohne Antwort.

In dieser für Schweden und die protestantische Sache so gefährlichen Lage trat Frankreich aktiv in den deutschen Krieg ein. Bisher hatte es unter Ausnutzung

²⁾ Chemnitz 1 S. 743—747, Winter S. 421.

³⁾ Odhner S. 27/8, Helbig S. 634/5.

aller Möglichkeiten, die ihm der Krieg bot, seine Machtstellung erweitern und das Haus Habsburg schwächen können, ohne selbst an Kriegshandlungen teilzunehmen. Auf dem Regensburger Reichstag von 1630 hatte es sich der zwischen Kaiser und Liga bestehenden Spannungen bedient und die Ausschaltung Wallensteins gefördert, welcher gehofft hatte, den Krieg durch einen Friedensschluß mit den protestantischen Fürsten beenden und Frankreichs Einmischung verhindern zu können, ohne daß er jedoch Schweden allzu viel Einfluß zugestehen wollte. In dem Maße aber, in dem dieses Land in Schwierigkeiten geriet, neigte es der französischen Hilfe zu, was Richelieu zu Frankreichs Gunsten ausnutzte. So steifte er 1633 auf dem Heilbronner Konvent den Widerstand gegen den Kaiser, sorgte aber gleichzeitig dafür, daß die Stellung des von ihm finanziell unterstützten Schwedens in diesem Bunde nicht zu stark wurde, um sich selbst das Höchstmaß an Einfluß zu sichern. Das hinderte ihn nicht, den auf der habsburgischen Seite stehenden, von Gustav Adolf bedrängten Kurfürsten von Trier unter seinen Schutz zu nehmen, wofür dieser ihm 1632 den Ehrenbreitstein, 1634 seine Festung Philippsburg einräumte.

Die offenen Bemühungen Spaniens um einen spanisch-österreichischen Krieg gegen Frankreich, die zur Aufstellung eines spanischen Heeres in Oberdeutschland und dem Elsaß führten, verschärften die Spannungen, doch gelang es Frankreich in dem Maße, in dem die kaiserlichen Heere siegreich waren, auch weiterhin, kampfflos an Einfluß in Deutschland zu gewinnen. Beide deutsche Parteien entzogen elsässische Städte dem gegnerischen Zugriff, indem sie sie unter französischen Schutz stellten, und auch östlich des Rheins neigte man zu Oxenstjernas Erbitterung mehr und mehr dazu, sich vor der kaiserlichen Übermacht an Frankreich anzulehnen. Als nach der Nördlinger Schlacht die evangelischen Stände von Frankreich verlangten, offen mit dem Kaiser zu brechen, benutzte Richelieu diese Gelegenheit, neben territorialem Einfluß auch Garantien für die katholische Religion in den von ihm besetzten Gebieten zu verlangen. Doch erst nachdem Frankreich selbst unter den Druck der kaiserlichen, spanischen und lothringischen Waffen geraten war, erneuerte es am 28. April 1635 das Bündnis mit Schweden und trat offen in den Krieg gegen den Kaiser ein. Mit der offiziellen Teilnahme Frankreichs am innenpolitischen deutschen Machtstreit trat das ein, was Sachsen und auch Wallenstein unbedingt hatten vermeiden wollen, wofür aber Sachsen durch seinen Abfall von der protestantischen Sache die Mitverantwortung trägt: die später auch im Westfälischen Frieden verankerte Mitbestimmung auswärtiger Mächte bei den inneren Angelegenheiten des Reiches⁴⁾. Am Anfang der neuen Entwicklung stand jedoch ein sehr wertvoller französischer Dienst für Schweden und die protestantische Sache. Im September 1635 lief der Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen ab. Bei den in Stuhmsdorf zwischen den Vertretern Schwedens, Polens, Brandenburgs und Frankreichs stattfindenden Verhandlungen um die Erhaltung

⁴⁾ Winter S. 425—432.

des Friedens zwischen Schweden und Polen gelang es der Diplomatie des französischen Vertreters Graf d'Avaux, der von Markgraf Sigismund von Brandenburg unterstützt wurde, im Vertrag vom 12. September 1635 eine Verlängerung des Waffenstillstands um weitere 20 Jahre zu erwirken und der spanisch-habsburgischen Seite, die auf den Eintritt Polens in den Krieg hinarbeitete, eine diplomatische Niederlage zu bereiten. So konnte Schweden seine Kriegsmacht, die bisher teilweise durch Polen gebunden war, im deutschen Krieg voll einsetzen und seine Faustpfänder auf deutschem Boden bis zur Erlangung einer Kriegsschädigung verteidigen ⁵⁾).

An dieser Stelle sei auch kurz auf die Rolle Spaniens im Dreißigjährigen Krieg eingegangen. Wie schon Karl V. und Philipp II., so wünschte auch Philipp III. den spanischen und päpstlichen Einfluß in Deutschland zu stärken, dieses als Bundesgenossen gegen Frankreich zu verwenden und den Kampf gegen den deutschen Protestantismus zu fördern. Von jeher wirkten spanische Soldaten bei der Bekämpfung des deutschen Protestantismus mit. Mit spanischer Hilfe wurde das Rheinland rekatholisiert. Das 1617 mit Kaiser Matthias geschlossene Bündnis bestimmte Ausbruch, Verlauf und gesamteuropäischen Charakter des Krieges. Die Übertragung Böhmens an Erzherzog Ferdinand durch Matthias, die Gegenreformation in Böhmen und der Versuch des Hauses Habsburg, das Reich seinem zentralistischen, gegenreformatorischen Staatswillen zu unterwerfen, geschah in Verbindung mit dem spanisch-habsburgischen Hause. Spanien stellte dem Kaiser erhebliche Truppen und Hilfgelder, ebenso wie der von Jesuiten beratene König Sigismund von Polen die Werbung polnischer Reiter für den Kaiser förderte. Spanien benötigte das westliche Deutschland als Verbindungsland zwischen Mailand und den spanischen Niederlanden, die ihm Karl V. als Reichslehen übertragen hatte, und als Aufmarschgebiet gegen Frankreich, und Frankreichs Eintritt in den Krieg galt nicht nur der Schwächung und Zurückdrängung des deutschen Reiches, sondern auch dem Kampf gegen das Haus Österreich als dem Verbündeten Spaniens. Das Bündnis von 1629 zwischen dem Kaiser und Polen gegen Schweden schließlich erfolgte auf Betreiben des Warschauer spanischen Gesandten und trug zum Eingreifen Schwedens in den deutschen Krieg bei ⁶⁾).

Durch den schwedischen Sieg bei Dömitz und den Waffenstillstand von Stuhmsdorf besserte sich die schwedische Lage, so daß der Kanzler mit Herzog Adolf Friedrich v. Mecklenburg als Vermittler im November 1635 die Verhandlungen mit Sachsen wieder aufnahm. Als Minimum seiner finanziellen Ansprüche nannte er 4 000 000 Taler Entschädigung, die Besoldung der schwedischen Armee und ein ausreichendes Gebiet als Pfand für den Erhalt des Geldes. Da die sächsische Antwort zu unbestimmt war und die Amnestiefrage offen ließ,

⁵⁾ Winter S. 433/4.

⁶⁾ Kopp/Schulte S. 19—23.

konnte Schweden darauf nicht eingehen, so daß Anfang 1636 die Verhandlungen stockten. Auch die auf eine Wiederaufnahme der Verhandlungen gerichteten Bemühungen des Königs v. Dänemark waren erfolglos.

Anfang 1636 brach Schweden auch mit Brandenburg, nachdem Georg Wilhelm sein Heer dem sächsischen Befehl unterstellt und die nach Pommern führenden Pässe den Gegnern Schwedens geöffnet hatte. Auch der Versuch des französischen Gesandten St. Chaumont, mittels einer schwedischen Versicherung bezüglich Pommerns Brandenburg von der kaiserlichen Seite zu trennen, war vergeblich, und am 6. Januar 1636 erklärte Brandenburg Schweden den Krieg ⁷⁾.

In Schlesien herrschte bei den evangelischen Ständen über den Abfall Sachsens höchste Erregung. Man war keineswegs gewillt, ohne weiteres zu kapitulieren, da man sich auf Grund der Erfahrungen von einer Unterwerfung nichts erhoffte, weshalb man auch erwog, die einquartierten schwedischen Soldaten in Sold zu nehmen, ohne allerdings den Kampf gegen den Kaiser wieder aufnehmen zu wollen. Doch zogen die Schweden und Sachsen ab, und die Breslauer Dominsel, einst Symbol des protestantischen Widerstandes, wurde von kaiserlichen Truppen besetzt. Doch unternahmen die Schlesier einen neuen Versuch, ihr Los zu mildern: Sie erbaten im Juni 1635 die Fürsprache des polnischen Königs. Wladislaw IV., Enkel des zum Katholizismus neigenden Königs Johann III. aus dem Hause Wasa, war von dem aufrichtigen Wunsch erfüllt, die christlichen Bekenntnisse untereinander zu versöhnen, so daß er sogar — ein für die damalige Zeit revolutionäres Ereignis — für 1645 nach Thorn, dem Bollwerk des polnischen Protestantismus, ein Religionsgespräch ausschrieb mit dem Ziele, eine Einigung der christlichen Bekenntnisse einschließlich des römischen Katholizismus herbeizuführen. Eilte dieses Unternehmen seiner Zeit auch zu weit voraus, als daß es hätte erfolgreich sein können, so nimmt der polnische Monarch doch als Vorkämpfer für ein friedliches Nebeneinander der Konfessionen eine ehrenvolle Stellung in der europäischen Geistesentwicklung ein. Am Hofe Wladislaws befand sich übrigens auch seit 1636 mit Genehmigung des polnischen Reichstages als königlicher Geschichtsschreiber Martin Opitz. Der Dichter hatte sich 1626 als Sekretär und Leiter der geh. Kanzlei in den Dienst Karl Hannibals v. Dohna begeben, meist gehaßter Feind der schlesischen Protestanten und seit 1623 Kammerpräsident zu Breslau, und hatte u. a. auch das „manuale controversiarum“, eine umfangreiche Anweisung zur Bekehrung der Protestanten, übersetzt. 1633 nach dem Tode Dohnas wieder frei, wurde er in den diplomatischen Dienst der Herzöge von Liegnitz und Brieg übernommen und diente von da an der evangelischen Sache ⁸⁾. Wladislaws Schreiben an den Kaiser lautet:

⁷⁾ Odhner S. 29—32.

⁸⁾ A. D. B. Bd. 24 S. 370 ff.

„Da Ew. Majestät Güte so groß ist, daß sie diese auch dem Schuldigen aus eigenem Antriebe zu erzeigen pflegt, Ihre Gerechtigkeit aber so löblich, daß die Unschuldigen bei Ihnen anderer Fürbitte nicht bedürfen, so haben wir es umso williger auf uns genommen, uns für das schlesische Patrocinium⁹⁾ und die Verteidigung [der Schlesier] einzusetzen.

Sofern sie gegen Ew. Majestät gesündigt haben, erhalten sie durch unsere Fürbitte wiederum Zutritt zu E. M. angeborenen Gnade. Haben sie aber nichts begangen, was einer Entschuldigung oder Bestrafung würdig sei, so suchen sie mit desto größerem Vertrauen, da wir der Unschuld beipflichten, bei Ew. M. Schutz und Schirm.

Wir können nicht unterlassen, uns der Sache dieses benachbarten und uns nahe zugetanen Landes anzunehmen, sowohl wegen dieser Republik alter Gerechtigkeit, der nahen Blutsverwandtschaft, des allgemeinen Handels und Wandels und besonders aus Liebe zu allgemeiner Ruhe und zu Frieden, den das Reich und die ganze Christenheit von E. M. nunmehr eine lange Zeit mit höchstem Verlangen erwartet, wie auch aus christlicher Liebe und Zuneigung, welche der erbärmliche und betrübliche Zustand dieses werten Landes in uns erweckt, da wir es als ein besonders christliches und königliches Werk erachten, uns für die Rettung der Unschuld zu verwenden.

Obwohl es scheinen möchte, als ob die Stände des Herzogtums Schlesien wegen äußerster Gefährdung ihrer Religion, Freiheit und Wohlfahrt sich etwas zu weit hervorgewagt hatten, so wird jedoch E. M. selbst erkennen, daß sie ihre Devotion, Treue und Pflicht gegen Dieselbe niemals ausgesetzt haben, sofern Sie nur den armen Leuten Gelegenheit geben, ihre Unschuld klarzulegen. Welches bei einem hochgütigen Vater und gerechtesten Fürsten umso viel leichter zu erhalten ist, alldieweil auch nach der höchsten Schärfe ein Verbrechen ohne vorhergehendes Verhör nicht gestraft wird, und es ist dann umso weniger zu befürchten, daß die Unschuld ungehört, und ohne sich verantwortet zu haben, gerichtet und verdammt wird. Das, was E. M. Ihren öffentlichen Feinden, wie den Rebellen und anderen Personen, die sich an Dero Hoheit vergriffen haben, zu gestatten pflegt, daß sie nämlich gehört werden und, obgleich das Verbrechen klar am Tage, sie dennoch ihre verneinte Unschuld beteuern und beweisen können, das bitten wir E. M. den Unschuldigen nicht zu versagen.

Wenn sie gegen E. M. untreu geworden wären und die Waffen ergriffen hätten, so stände ihnen doch zu E. M. Klemenz und Gnade der Zutritt noch offen. Sie könnten angeben, daß sie nicht aus Vorsatz, sondern aus Irrtum

⁹⁾ Die polnischen Herrscher behaupteten, für die Breslauer Kathedrale ein — von den Schlesiern jedoch bestrittenes — Patrocinium zu besitzen.

einen Fehltritt begangen haben, der Zeit und Not gehorchen mußten. Ja sie könnten anführen, daß die Gefährdung und Not der allerzartesten und edelsten Kleinodien der Menschen, namentlich Religion, Freiheit und Wohlfahrt, auch die allertreuesten Völker aufständisch zu machen pflegen. Mit welcher größerer Billigkeit muß ihnen der Weg freibleiben, sich des bloßen Verdachts zu entledigen und zu befreien, um dessen willen die Schuldigen, wofern man sie nicht rechtmäßig verhört, unrechtmäßigerweise verdammt werden!

Wir bitten demnach E. M. nochmals, so sehr wir können, Sie möchten in Ihrem die Billigkeit liebenden Gemüt den schlesischen Ständen Raum und Zeit gestatten, ihre Unschuld zu beweisen und ihre Sache dergestalt klarzustellen, damit nicht mit der Exekution der Anfang gemacht, sondern das Land in seinem alten Stande gelassen werde, und den Ständen zu vergönnen, daß sie wegen ihrer bis dato vorgenommenen Handlungen und ihrer Unschuld, die sie bei E. M. öfter beteuert haben, Bescheid und Rechenschaft geben und sich frei, ungehindert und ruhig ihrer Rechte und Privilegien zu erfreuen vermögen. Dann wird E. M. den Ruhm eines gerechten Regenten, die Untertanen aber werden wegen ihrer Treue und Unschuld einen fühlbaren Nutzen erlangen. Nicht weniger wird es dem allgemeinen Frieden und der Ruhe sehr zuträglich und förderlich sein, indem nämlich dieses Land anderen zum Beispiel in E. M. Gnade, wie es bei vorhandener Unschuld recht und billig ist, einen sicheren Schutz findet. Es wird dann die Sache auch nicht auf die Spitze treiben oder sich zu Verzweiflungstaten hinreißen lassen, was für Fürsten und Herren oftmals den meisten Schaden mit sich bringt. Wir haben das sichere Vertrauen, daß E. M., der wir von dem höchsten Gott alles glückliche Wohlergehen wünschen, dies alles nach ihrem heroischen und hohen Verstand reiflich erwägen und sowohl die Billigkeit selbst als auch unsre Verwendung in gütige Beachtung nehmen werden ¹⁰⁾).

Es handelt sich hier wahrscheinlich um das Schreiben vom 6. Juli. Ein weiteres erging im September. Sie hatten als einzige Folge, daß sich in Frankreich und Deutschland ein Gerücht verbreitete, der polnische König wolle Schlesien dem Hause Österreich abnehmen, eine Annahme, für die sich trotz des eingangs erwähnten Anspruchs auf das Patrocinium keine Anhaltspunkte finden ¹¹⁾).

Zur Vollstreckung des Friedensschlusses in Schlesien ernannte Ferdinand eine Friedenskommission unter Herzog Heinrich Wenzel v. Bernstadt, dem am 1. August, nachdem er bisher nur Verweser der Oberlandeshauptmannschaft gewesen war, diese nun offiziell übertragen wurde, später auch das Kriegsgeneralat für Schlesien. Die schwedischen Zweifel an dem Prager Frieden und dem guten Willen und der Vertragstreue der kaiserlichen Seite erwiesen sich

¹⁰⁾ Lehmannus S. 885/6.

¹¹⁾ Palm S. 344/5.

für Schlesien sehr bald als begründet. Die kaiserliche Gnadenerklärung für die evangelischen Stände wurde hinausgezögert, und die Prager Bestimmungen wurden ihnen in verschiedenen Punkten jetzt anders ausgelegt, als man sie vorher glauben gemacht hatte. Trotzdem taten sie all das, was ihnen von allen möglichen Stellen des kaiserlichen Hofes geraten wurde, und suchten Gnade bald auf diese, bald auf jene Weise, ohne indessen anderes als Zorn und Ungnade anzutreffen¹²⁾. Erst das dritte Unterwerfungsschreiben der Schlesier wurde, da es endlich ohne Vorbehalte und Bedingungen erfolgte, vom Kaiser entgegengenommen. Von den einzelnen Ständen war wieder Johann Christian v. Brieg der letzte, der sich unterwarf. Am 10. Oktober 1635 leistete die Stadt Breslau vor der Friedenskommission das abgeforderte Handelgelöbnis vor dem herzoglich bernstädtischen Hause auf der Albrechtsstraße¹³⁾, vertreten durch 152 Personen, darunter an ihrer Spitze der Ratsälteste Bartholomäus v. Dobschütz und Syndicus Dr. Rosa, 7 Schöffen, 4 Doktoren des Rechts, 9 Doktoren der Medizin und die Ältesten von 58 Zünften und Zechen. Von den beteiligten Fürsten und Ständen verlangten die Kommissare entsprechend ihren Instruktionen den Verzicht auf jedes Bündnis und die Auslieferung sämtlicher darauf bezüglicher Urkunden. Die den abziehenden Sachsen folgenden kaiserlichen Truppen wurden zur Strafe in die Gebiete der Herzogtümer Brieg und Liegnitz und von Breslau verlegt. Erst März 1636 wurden in allen Fürstentümern Quartiere bezogen. Am 20. August 1636 wurde das wichtige Amt der Hauptmannschaft des Fürstentums Breslau, das Karl IV. 1364 dem Breslauer Rat übertragen hatte, in eine kaiserliche Behörde mit kaiserlichen Räten umgewandelt, und alle auf das Fürstentum Breslau bezüglichen Urkunden und Akten mußten an die kaiserlichen Behörden übergeben werden. Am 2. September huldigten dem neuen Hauptmann die Vertreter des Fürstentums auf der Breslauer Burg¹⁴⁾. Nachdem bisher der Rat in der Kurie der Erbfürstentümer das Fürstentum Breslau vertreten hatte, entfiel dies jetzt. Doch gelang es 1636, für die Landeshauptstadt in der Kurie der Erbfürstentümer eine neue Sonderstimme zu schaffen, die der Kaiser 1637 bestätigte. Doch verlor die Stadt trotzdem mehr und mehr ihre fast reichsstädtische Unabhängigkeit und nahm allmählich mehr kaiserlichen Charakter an. Zu der aus der Zeit Ferdinands I. stammenden kaiserlichen Kammer trat 1630 das aus einer ständischen in eine landesherrliche Behörde umgestaltete Oberamt, dazu 1636 die kaiserliche Hauptmannschaft. Immer weitere landesherrliche Ämter folgten: Zoll-, Steuer-, Post-, Kommerzienämter mit den dazugehörigen landesherrlichen Räten. 1639 gelang es der Stadt durch Zahlung von 30 000 Talern und durch Erlaß von Schuldforderungen gegen den Kaiser in gleicher Höhe, die vollständige Exemption von der Gewalt des Hauptmanns in politischen, militärischen und Justizsachen zu erlangen.

¹²⁾ Chemnitz 2 S. 955.

¹³⁾ Es befand sich später im Besitz des Schles. Bankvereins.

¹⁴⁾ Palm S. 345—353.

War Breslau bisher die Hochburg des schlesischen Protestantismus, so wurde es jetzt noch die letzte Zufluchtsstätte innerhalb der Erbfürstentümer. Doch wurde diese Rolle durch den zunehmenden Einfluß der kaiserlichen Behörden mehr und mehr gefährdet. In den Fürstentümern Schweidnitz-Jauer, wo es damals nicht mehr als 115 katholische Laien gab, wurde die Restauration seit 1635 von Frh. v. Bibran und seinem Nachfolger Graf Starhemberg mit großer Härte durchgeführt, evangelische Kirchen wurden geschlossen, Prediger vertrieben, die Stadtverwaltungen von Katholiken besetzt, Protestanten zur Teilnahme am katholischen Gottesdienst gezwungen. Der Erfolg wurde nicht erreicht, die Bürger wurden noch einmal in die Arme der Schweden getrieben und ihre Städte völlig ruiniert¹⁵⁾. In den unmittelbaren Fürstentümern und der Stadt Breslau war das Verhalten des Kaisers selbst maßvoll und zeigt sein Bestreben, sie zu versöhnen. In den Erbfürstentümern hingegen führte er folgerichtig und mit Härte seinen gegenreformatorischen Kurs durch, nicht als Strafe, sondern als ein Gott wohlgefälliges Werk, das letztens auch dem Heile der Ketzer diene, und weder der sächsische Kurfürst noch die Unmittelbaren konnten ihn darin beeinflussen. Äußerer Widerstand war von den Evangelischen der Erbfürstentümer nicht mehr zu erwarten. Der Widerstand verlagerte sich jetzt ganz in eine andere Ebene, zu der die materielle Gewalt keinen Zutritt hatte: in die des Geistes. Wohl konnte man alle Behörden kaiserlich machen, die Kirchen schließen und die Prediger ausweisen. Der innere Widerstand gegen das Gewaltsystem wurde in all den Landesteilen, in denen Kontakte zu evangelischen Nachbarländern bestanden und von denen ständig Unterstützung und Ermutigung erfolgte, nur wenig berührt. Nur in Oberschlesien, das zwischen katholischen Mächten eingekeilt war, erhielt der katholische Glaube mehr und mehr die Oberhand. Doch unabhängig von der Religion gehörte das schlesische Land zu den am meisten verelendeten Gebieten des Reiches, die weithin durch Brandschatzung, Mord, Hunger, Raub und die unaufhörlichen Auspressungen zur Wüste gemacht worden waren, wozu noch ungünstige Witterung mit all ihren Folgen trat. In der Bischofsstadt Neiße wurden damals 500 leerstehende Häuser gezählt. Ackerbau und Viehzucht, Handel und Handwerk waren gelähmt. Den Menschen blieb nur noch, das nackte Dasein zu fristen, und wehrlos waren sie der Willkür von Freunden und Feinden ausgeliefert, sofern sie sich den Leiden nicht durch Auszug und Auswanderung zu entziehen suchten, und vom Ausland war es Polen, das den Schlesiern Zuflucht bot¹⁶⁾.

Während im Westen des Reiches Landgraf Wilhelm v. Hessen, bestärkt durch den Einfluß seiner Gemahlin Amalie Elisabeth und durch die erfolgreiche schwedische Kriegführung, die den Gegner zur Abziehung von Truppen aus Hessen zwang, sich endgültig entschloß, der protestantischen Sache treu zu

¹⁵⁾ Grünhagen S. 277—282.

¹⁶⁾ Palm S. 355/6.

bleiben, zeigten sich in den oberen 4 Kreisen bedenkliche Aufweichungserscheinungen. Der Heilbronner Bund, dessen Oberfeldherr Bernhard v. Weimar war, konnte dessen Truppen nicht bezahlen, so daß Bernhard, wenn auch unter großen Bedenken, sich am 27. Oktober 1635 entschloß, in französischen Sold zu treten und sich zum Vasallen Frankreichs zu machen, um dem höheren Zweck des Vertrages, die Libertät Deutschlands wiederherzustellen, weiter dienen zu können¹⁷⁾. Für Schweden bedeutete freilich der im Heilbronner Bund erkennbare Auflösungsprozeß eine zunehmende Isolierung, so daß schließlich auch Oxenstjerna mehr und mehr in Erwägung ziehen mußte, sich unter Wahrung der schwedischen Sicherheit aus dem Krieg herauszuziehen. Daher ersuchte er am 22. Oktober die verbündeten Reichsstände um Stellungnahme zur derzeitigen Lage. Diese erklärten, daß Schweden den Prager Frieden mit Ehren und aus Sicherheitsgründen nicht annehmen könne. Es solle daher versuchen, als Hauptbeteiligter des Krieges selbst mit der Gegenseite zu verhandeln. Sollte sich aber ergeben, daß diese keinen sicheren und redlichen Frieden wolle, so verpflichten sie sich, sich weiterhin an der Seite Schwedens für die gemeinsame Sache einzusetzen. In die sogleich mit Sachsen über den Herzog v. Mecklenburg aufgenommenen Friedensfühler schaltete sich umgehend ein französischer Gesandter ein, der den Kanzler vom Friedensschluß abhalten wollte und auf die Vereinbarungen von Compigny mit Richelieu hinwies. Der Kanzler erinnerte allerdings daran, daß Schweden nichts anderes tue als Frankreich, das ungeachtet dieser Vereinbarungen, die übrigens nicht ratifiziert worden waren, mit dem päpstlichen Nuntius und dem kaiserlichen Residenten verhandelt und sich nicht einmal mit dem schwedischen Gesandten Grotäus darüber in Verbindung gesetzt habe. Der ganze Krieg einschließlich der Verhandlungen zu Compigny sei zur Erhaltung der verbündeten und unterdrückten deutschen Stände geführt worden. Da diese aber nun größtenteils selbst wollten, daß Schweden aus dem Lande gehe, habe es zu sehen, wie es ehrenvoll aus dem Kriege herauskommen könne. Doch wollte der Kanzler nicht voreilig auf die angebotenen französischen Hilfgelder verzichten. Er wurde auch die Bedenken nicht los, daß der Prager Friede die Ziele der katholischen Seite förderte und diese sich kaum die Gelegenheit entgehen lassen würde, die Evangelischen ganz zu unterdrücken, womit auch Schweden in eine üble Lage käme. Andererseits machten ihm die Unzuverlässigkeit der Verbündeten, von denen sich mehr und mehr mit dem Feinde zu vergleichen suchten, und die Unsicherheit der Soldaten sehr zu schaffen, und seine Regierung vertrat die Ansicht, daß mit Rücksicht auf das Verhalten der Verbündeten keine Ursache bestehe, ihretwegen länger im Kriege zu bleiben. Solange Schweden aber in den Krieg verwickelt war, mußten seine Mittel zur Kriegführung mehr als bisher den besetzten feindlichen Gebieten entnommen werden. Militärisch erschien dem Kanzler ein Einfall in den kaiserlichen Erblanden und in Sachsen als das beste Mittel, den Kaiser und seine Verbündeten nachgiebig zu

¹⁷⁾ Winter S. 438/9.

machen¹⁸⁾. Für Schlesien hatte der Plan, den Krieg in das Land des Feindes zu tragen und ihn die Kosten des Krieges tragen zu lassen, den Vorteil, daß es für einige Jahre eine Atempause erhielt.

Kurz vor Ferdinands II. Tode am 15. Februar 1637 wurde am 22. Dezember 1636 sein Sohn Ferdinand vom Kurfürstenkollegium zum Römischen König gewählt. Der leutselige, sittenreine und in der Rechtsflege gewissenhafte Ferdinand III. setzte den verfassungs- und konfessionspolitischen Kurs seines Vaters fort. Er förderte das Staatskirchentum und verfügte in Österreich die staatliche Genehmigungspflicht für päpstliche Bullen und Breven. Den österreichischen Nichtkatholiken verbot er gleich nach Regierungsantritt jede Religionsübung, so daß sie auch unter ihm emigrierten, um in den Heeren der Schweden und Reichsstände die Glaubensfreiheit zu verteidigen. Es entsprach auch der eigenen Auslegung seines Wahlspruchs „Fromm und gerecht“, daß er lieber Krone und Szepter niederlegen, Leib und Seele verlieren und sogar seine eigenen Söhne vor seinen Augen töten lassen wollte, als in seinen Erblanden die protestantische Religion zu gestatten¹⁹⁾.

Am 4. Oktober 1636 bereitete Banér dem kaiserlichen General v. Hatzfeld bei Wittstock eine vernichtende Niederlage, ein Ereignis, das die Kriegslage erheblich beeinflußte und, wie einst Nördlingen zu Gunsten des Kaisers, eine entscheidende Wendung zu Gunsten der Protestanten herbeizuführen geeignet war. Wrangel erhielt mit einem Teil des schwedischen Heeres den Befehl, in Kurbrandenburg einzumarschieren mit dem Ziele, das Land zum Übertritt auf die schwedische Seite zu veranlassen. Markgraf Sigismund, der Statthalter des nach Peitz geflüchteten Kurfürsten, verhandelte über einen entsprechenden Vertrag, womit er den in der Bevölkerung für Schweden vorhandenen Sympathien entsprach. Der neuerliche Übertritt Brandenburgs auf die schwedische Seite hätte weitreichende politische Folgen in ganz Norddeutschland haben und die Kräfteverhältnisse entscheidend verändern können. Wieder einmal war es Schwarzenberg, der das Habsburgische Interesse begünstigte, obgleich die unter Wrangel einrückenden schwedischen Truppen das Land schonten, das brandenburgische Volk dem Frieden und dem Bündnis mit Schweden zugetan war und die schwedische Partei unter den kurfürstlichen Räten, der Kanzler v. Götze, Pfuel und Leuchtmar, sich für eine Änderung der brandenburgischen Politik einsetzte. November 1636 siegte im Berliner Geheimen Rat der Wiener Einfluß. Die Verhandlungen mit Wrangel wurden endgültig abgebrochen, Götze, Pfuel und Leuchtmar entlassen²⁰⁾.

Am 10. März 1637 starb mit Herzog Bogislaw XIV. das pommersche Fürstengeschlecht, das 500 Jahre lang regiert hatte, aus. Die Lage Schwedens in

¹⁸⁾ Chemnitz 2 S. 862/3, 865, 873/4, 892—894, 849.

¹⁹⁾ Loesche S. 13, 14, 53.

²⁰⁾ Winter S. 442—445.

Pommern war zuletzt sehr schwierig gewesen. Nur die schwedische Besatzung hielt den Herzog und seine Räte davon ab, die von ihnen vollzogene Annahme des Prager Friedens zu publizieren, und die Geistlichkeit, die mit Recht von einem Sieg der kaiserlichen Sache nichts Gutes erwartete, warnte davor als einer „Gewissenssache“. Jetzt, wo sich Brandenburg zu seinem Feinde erklärt hatte, entfiel für Schweden der Grund, auf dieses Land Rücksicht zu nehmen, und es schickte sich an, die Herrschaft in Pommern zu seinen Gunsten zu regeln. Dort hatte inzwischen ein Direktorium die vorgesehene Interimsregierung übernommen, doch forderte Georg Wilhelm, dem Ferdinand III. versichert hatte, daß er aus dem Pommerschen Erbe keinen einzigen Bauern verlieren würde, die Stettiner auf, ihn als ihren rechtmäßigen Herrn anzuerkennen, was jedoch durch den schwedischen Legaten Bjelke verhindert wurde ²¹⁾.

Zur gleichen Zeit, im April/Mai 1637, zog sich Banér von Sachsen nach Hinterpommern zurück, gefolgt von den Kaiserlichen, die Vorpommern verwüsteten, und der Schwede hatte Mühe, sich gegen das brandenburgische Heer zu verteidigen. Als aber Georg Wilhelm vom Kaiser mit Pommern belehnt wurde und der Interimsregierung ihre Tätigkeit verbot, folgte diese dem kurfürstlichen Befehl, so daß Pommern keine Regierung mehr besaß und Anarchie im Lande herrschte, was soweit ging, daß die gesamte Rechtspflege ruhte und nicht einmal mehr das hl. Abendmahl gespendet wurde. Damit hatte Schwarzenbergs Politik aber entgegen ihren Absichten eine Lage geschaffen, auf Grund deren sich Schweden berechtigt und verpflichtet fühlen konnte, die Regierung in Pommern zu übernehmen und die Ordnung im Lande wiederherzustellen. Wohl leisteten die pommerschen Stände Widerstand, da sie sich in ihren Befugnissen beeinträchtigt fühlten, und der neue brandenburgische Kurfürst Friedrich Wilhelm, der nach dem am 21. November 1640 erfolgten Tode Georg Wilhelms die Regierung übernahm, unterstützte sie darin. Jetzt aber blieb Schweden hart, das, dem Beispiel der deutschen Fürsten entsprechend, den eigenen Interessen den Vorrang gab, und unter dem zum Bevollmächtigten des allgemeinen Friedenskongresses ernannten Freiherrn Johann Oxenstjerna, der 1641 in Pommern eintraf, wurden die Maßnahmen getroffen, welche die schwedische Regierungsgewalt sichern sollten. Bald leisteten die pommerschen Verwaltungsorgane der Königin von Schweden den Treueid.

Wie aus den früheren schwedischen Entschädigungswünschen hervorgeht, hatte Schweden bisher keine territorialen Forderungen gestellt. Noch im Sommer 1636 waren die durch Vermittlung von Dänemark, Mecklenburg und Sachsen geführten Verhandlungen mit dem Kaiser ergebnislos geblieben, weil der Kaiser und Sachsen die schwedische Forderung, die sich damals noch mit einer Geld-

²¹⁾ Odhner S. 33—35.

entschädigung für seine ausländischen Soldaten und der Amnestierung der Deutschen, die seit 1630 unter schwedischer Flagge gekämpft hatten, begnügt hatte, nicht garantieren wollte. Als aber Oxenstjerna nach dem Scheitern der Verhandlungen nach Schweden zurückgekehrt war, setzte er im Reichsrat durch, den Krieg so lange fortzusetzen, bis 3 schwedische Hauptforderungen, „Satisfaction der Krone, Contentement der Soldateska und Restitution der Protestanten“, durchgesetzt seien, und damit kam ein neues Moment in die schwedische Außenpolitik. Schon Gustav Adolf hatte den Gedanken gehegt, seinem Lande die Herrschaft über die norddeutschen Häfen zu verschaffen. Diesen Gedanken griff der Kanzler nach dem Siege bei Wittstock wieder auf. Obgleich die Besetzung von Vorpommern bis zur Peene, Rügen, Usedom, Wollin, Wismar und Warnemünde offiziell nur als Sicherheit für die Entschädigungssumme von 3 Millionen Talern dienen sollte, so war doch auf Grund des Zahlungstermins von 20 bis 30 Jahren sichtbar, daß hier ernsthaft der Erwerb dieser Gebiete ins Auge gefaßt wurde. Wenn auch weiterhin bis aufs äußerste an der allgemeinen Amnestie und der Restitution festgehalten werden sollte, so wurden die Bevollmächtigten Bjelke und Salvius doch ermächtigt, sich, wenn die territorialen Forderungen zugestanden seien, mit dem kaiserlichen Versprechen zu begnügen, den größeren Teil der im Prager Frieden ausgeschlossenen Stände zu „favorisieren“, ihm also Erleichterungen zu gewähren. Oxenstjerna sah, wo die protestantischen deutschen Reichsstände so wenig Dank zeigten, keine Veranlassung mehr, für diese einen endlosen Krieg zu führen ²²⁾).

In der Folgezeit verschlechterte sich, nicht zum wenigsten infolge der laschen Kriegführung Frankreichs, die in erster Linie das eigene, keineswegs aber das deutsche und protestantische Interesse im Auge hatte, nach der Vertreibung des Landgrafen Wilhelm v. Hessen und seinem Tode in Ostfriesland die Lage der Protestanten wiederum. Mit Bernhard v. Weimar, der im Westen auch die deutschen Belange zu wahren bemüht gewesen war, starb am 16. Juli 1639 der letzte deutsche Fürst, der der protestantischen Sache treu geblieben war und deshalb auch ein Angebot, in kaiserliche Dienste zu treten, abgelehnt hatte. Damit lagen die Geschicke des protestantischen Deutschlands in den Händen des Auslandes. Für Frankreich bedeutete dies, daß es im Westen des Reiches freie Hand in der Verfolgung seiner territorialen und konfessionellen Ziele hatte und dadurch, daß es Bernhards Heer in seinen Sold nehmen konnte, den schwedischen Einfluß zurückdrängte und vermehrten Einfluß in den Reichsangelegenheiten gewann ²³⁾).

In der brandenburgischen Politik brachte der Tod Georg Wilhelms im November 1640 und Schwarzenbergs im März 1641 bedeutsame Veränderungen. Der

²²⁾ Odhner S. 36/7, 40—42, 46—50.

²³⁾ Winter S. 447—453, 459/60.

neue Kurfürst, der immer im Gegensatz zur Politik seines Vaters und des allmächtigen Schwarzenberg gestanden hatte, unternahm es sogleich, mit Schweden die Waffenruhe herzustellen und die Bestrebungen nach einer allgemeinen Amnestie zu unterstützen, in die auch der Kurfürst v. d. Pfalz und der Herzog v. Württemberg einbezogen worden wäre, was aber allein schon für den Kaiser ein Grund der Ablehnung war. Friedrich Wilhelm, dem schon seine Zeitgenossen den Beinamen „Großer Kurfürst“ gaben, war auf Grund seiner politischen Ansichten, die sich während seines vierjährigen Aufenthalts in den Niederlanden herausgebildet hatten und der unter Georg Wilhelm eingehaltenen Linie des habsburgisch gesinnten Schwarzenberg vollkommen entgegengesetzt waren, von der Teilnahme an den Staatsgeschäften abgehalten worden. Er betrachtete es als dringendste Aufgabe, freie Hand zu gewinnen, den österreichischen Kurs, der das Land nur schädigte, aufzugeben und mit Schweden Frieden zu schließen²⁴⁾. Die Verhandlungen, die seit Juni 1641 der schwedische Generalmajor Liljehök zwecks Aufhebung der Feindseligkeiten führte, wurden durch den brandenburgischen Gesandten Gerhard Romilianus v. Kalckhum gen. Leuchtmar in Stockholm fortgesetzt. Unter den brandenburgischen Vorschlägen befand sich die Rückgabe des Herzogtums Jägerndorf an Markgraf Ernst, den Sohn des geächteten Herzogs Johann Georg, und der Kurwürde an die Pfalzgrafen. Das Zustandekommen der Vereinbarungen wurde dadurch begünstigt, daß der Kurfürst schon zu Lebzeiten seines Vaters dessen Maßnahmen kritisiert und nach dem Regierungsantritt ungeachtet der von Kaiser und Polen drohenden Gefahr alle Feindseligkeiten gegen schwedische Quartiere in Pommern und Mecklenburg verboten und damit einen Anfang zur Freundschaft gemacht hatte. Am 7. September wurde der Waffenstillstand von Schweden ratifiziert, nachdem die Königin versprochen hatte, zu den oben erwähnten Punkten ihr Möglichstes zu tun. Für Schlesien war noch wichtig, daß Schweden die brandenburgischen Plätze Crossen und Züllichau zu behaupten wünschte, die es als Ausgangspunkte für Offensiven und als Aufnahmeplätze bei Rückzügen benötigte. Der von Schweden mit der Ratifikationsakte des Vertrages vom 14. Juli 1641 entsandte Johann Oxenstjerna sollte als Entschädigung für Pommern u. a. das Stift Magdeburg oder Teile von Schlesien anbieten²⁵⁾.

Da in Schlesien 1638 die Gefahr eines schwedischen Einfalls drohte, wurden kaiserliche Regimenter hinverlegt, die neue Verpflegungslasten verursachten. Aber auch Banér drang von Böhmen aus in Schlesien ein und hielt dadurch das schlesische Volk in ständiger Unruhe. Die Schweden suchten sein Vertrauen zu gewinnen, indem sie sofort evangelischen Gottesdienst in den eroberten Orten einrichteten. August 1639 rückte von Brandenburg her der schwedische Reitergeneral Dewitz in Schlesien ein. Im Oktober setzte sich Stalhantsch in

²⁴⁾ A. D. B. 7 S. 481—483.

²⁵⁾ Chemnitz 4 Buch 1 S. 12, 16, Odhner S. 74/5, 77—79, 82—87.

Beuthen a. O. fest, wobei er die Protestanten für sich gewann, indem er die Besitznahme des Landes für die schwedische Krone vertrat. Von dort aus zog er weiter nach Süden, Städte erobernd, bis sie nach Hirschberg kamen, dessen schwedische Besatzung unter ihrem Befehlshaber Tschirnhaus schon 4 Belagerungen hinter sich hatte, unterstützt von der Bürgerschaft. Da der General aber die Stadt gegen die Kaiserlichen nicht halten konnte, zog fast die ganze Einwohnerschaft am 12. November 1640 unter schwedischem Schutz aus der Stadt nach Löwenberg und Greifenberg zu ²⁶⁾).

Die militärische Lage des Kaisers verschlechterte sich, seit im Januar 1640 Schweden den Krieg nach Böhmen trug. 1639 war der 26jährige Erzherzog Leopold Wilhelm, der jüngere Bruder des Kaisers, zum obersten Feldhern ernannt worden. Ihm fiel die schwierige Aufgabe zu, die kaiserlichen Lande gegen Banér zu verteidigen, dessen Vorhut unter dem Obersten Wittenberg die böhmische Grenze überschritt. Der wichtigste schwedische Stützpunkt in den Erblanden wurde Olmütz. Am 20. Mai 1641 starb der schwedische Generalissimus Banér, ein begabter, aber zügelloser Soldat, unter dem sein meist aus Deutschen bestehendes Heer sich den schrecklichen Ruf erwarb, den es noch heute vor allen anderen Heeren besitzt, obgleich diese an Grausamkeit und Wildheit keineswegs hinter den schwedischen Truppen zurückstanden. Sein genialer Nachfolger Lennart Torstenson, der strategisch und ideell ein Vertreter der Gustav-Adolfschen Schule war und November 1641 den Oberbefehl übernahm, machte aus der verwilderten Truppe in kurzer Zeit eine disziplinierte Armee, mit der aufs neue ein schwedischer Siegeszug begann. Beide Seiten litten unter Mangel an Proviant, und an Exzessen taten es auch in Böhmen-Mähren die Kaiserlichen den Schweden gleich. So berichtete 1643 das Kreisamt von Iglau, daß Mord, Raub und Plünderung durch kaiserliche Soldaten an der Tagesordnung seien. Von anderer Seite wurde gemeldet, daß in Böhmen von den Kaiserlichen 17 Dörfer niedergebrannt, 60 Fischteiche ruiniert und die Bauern, die nicht ermordet worden waren, in die Wälder gejagt wurden. Auch Stalhantsch, Befehlshaber der schwedischen Truppen in Schlesien, wußte oft nicht, woher er den Unterhalt für Soldaten und Pferde nehmen sollte ²⁷⁾).

Am 12. Februar 1641 wurde der Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen in Schlesien an Hans Georg v. Arnim übertragen, den ehemaligen kursächsischen Generalleutnant. Seine Aufgabe war, Schlesien zu sichern und vom Feinde zu reinigen. Arnim, der nach seinem Austritt aus dem sächsischen Kriegsdienst meist in Boitzenburg lebte, war im März 1637 von Marschall Wrangel, der ihn in Verdacht hatte, gegen Schweden zu intrigieren, aufgegriffen und in Stockholm gefangengehalten worden, bis es ihm November 1637 durch List gelang, sich aus dem strengen Gewahrsam zu befreien und nach Deutschland

²⁶⁾ Grünhagen S. 288.

²⁷⁾ Winter S. 467, 486, Dudik S. 3, 28, 35, 91.

zu entkommen. An den sächsischen Hof zurückgekehrt, arbeitete er als Diplomat für die Herbeiführung des Friedens und trat schließlich wieder, um die evangelische Kirche und das Reich zu retten, als Generalleutnant — damals rangmäßig über dem Feldmarschall — in sächsische Dienste, starb aber schon am 18. April 1641 im Alter von 60 Jahren in Dresden²⁸⁾. Zur Kennzeichnung seiner Persönlichkeit möge genügen, was Richelieu beim Empfang der Todesnachricht sagte: Der Welt sei der allerfeinste und zu Staatsgeschäften fähigste Kardinal geraubt, welchen der Stuhl zu Rom jemals hätte machen können²⁹⁾.

Nach dem 1639 erfolgten Tode des Herzogs Heinrich Wenzel v. Bernstadt wurde Georg Rudolf v. Liegnitz wieder als Oberlandeshauptmann eingesetzt. Die kaiserliche Gunst verdankte er wohl nicht zum wenigsten dem Umstand, daß er im Gegensatz zu seinem Bruder Johann Christian in seinen religiösen Auffassungen sehr schwankte. Er trat nicht nur 1622 vom reformierten zum lutherischen Glauben über und vertrieb die 1614 auf Wunsch seiner Gemahlin Sophia Elisabeth v. Anhalt-Dessau berufenen reformierten Prediger Hosemann und Puhläus nach ihrem Tode aus Liegnitz, sondern begünstigte sogar in auffallender Weise den Katholizismus, indem er in Klöstern dem katholischen Gottesdienst beiwohnte, den Jesuiten Versprechungen machte und auf seinem Parchwitzer Schlosse, wo er am liebsten residierte, gelegentlich selbst die Messe zelebrierte³⁰⁾. In demselben Jahre verschlechterte sich die schlesische Wirtschaftslage so, daß Stalhantsch nicht mehr wußte, wie er seine Armee erhalten sollte. Nachdem er sie 2 Jahre lang aus den Quartieren vollständig versorgt hatte, war nichts mehr aus dem von Freund und Feind ausgesogenen Lande herauszuholen. Vielerorts gab es weder Menschen, noch Vieh, noch Getreide mehr. Er stand also vor der Zwangslage, ungeachtet der Waffenstillstandsverhandlungen sich den Proviant aus Brandenburg zu verschaffen. Die Soldaten hungerten, die Pferde hatten kein Futter und gingen ein, so daß viele Offiziere und Reiter schon zu Fuß gehen mußten und sich die Kriegführung nach den Verpflegungsmöglichkeiten richtete. Schließlich wurde Dezember 1641 der Oberst Helmut Wrangel zu Torstenson gesandt, um ihn auf den Zustand des schlesischen Staates aufmerksam zu machen und auf Abhilfe zu dringen. Da nun Schweden an der Erhaltung Schlesiens und seines evangelischen Wesens sehr gelegen war, sollte er für Geld, Verpflegung und Verstärkung sorgen. Erschwert wurde die schwedische Lage noch dadurch, daß in Polen die Kaiserlichen begünstigt wurden und kaiserliche Werber von Polen aus schwedische Soldaten anwarben, die durch die schlechten Lebensverhältnisse unzufrieden geworden waren. Januar 1642 ließen die Polen eine kaiserliche Reiterabteilung heimlich durch ihr Gebiet ziehen, die den zwischen Oder, Obra und Warthe verschanzten Stalhantsch überfallen wollte, doch

²⁸⁾ Dudik S. 380—383, A. D. B. Bd. 1 S. 570—572.

²⁹⁾ Allg. Enc. T. 5, 1820.

³⁰⁾ a. a. O. 1. Sect. 60. T. S. 103.

scheiterte der Plan an der Aufmerksamkeit der Schweden. Stalhantsch nahm dies zum Anlaß, die polnischen Gebietsherren an der Grenze an den Waffenstillstandspakt zwischen Schweden und Polen zu erinnern und vor Fortsetzung des Vertragsbruchs zu warnen. Die schwedische Lage verschlimmerte sich aber immer mehr, und unter dem Eindruck der Übermacht der Kaiserlichen unter Franz Albrecht v. Sachsen-Lauenburg, der die Schweden aus der Beuthener Schanze, Bunzlau und Löwenberg vertrieb und in ganz Schlesien vordrang, reiste Stalhantsch selbst am 3. Februar zum Legaten Johann Oxenstjerna, um Rat und Hilfe zu holen, und übergab den Befehl dem Grafen Thurn. Auch Torstenson verwies seine schlesischen Truppen an den Legaten. Dieser sah sich jedoch außerstande, den Notständen grundlegend abzuhelpfen, da weder Geld, noch Verpflegung und einträglichere Quartiere vorhanden waren, brachte aber schließlich soviel Mittel zusammen, daß die Truppen noch eine Zeitlang in ihren alten Quartieren mit Brot, Salz und Hafer verpflegt und 16 000 — 20 000 Taler nach Gutdünken verteilt werden konnten ³¹⁾.

Der Waffenstillstand Brandenburgs mit Schweden hatte zwar das Verhältnis zwischen beiden Staaten entspannt, doch war noch vieles offen geblieben, und manche Gegensätzlichkeiten bestanden fort. Der Hauptstreitgegenstand war nach wie vor Pommern. So schritt man zu Beginn des Jahres 1642 zu neuen Verhandlungen, bei denen sich sogleich eine Versteifung der Fronten ergab. Weitere Streitigkeiten betrafen schwedische Garnisonen, das schwedische Besatzungsrecht in Brandenburg, insbesondere Unterhalt der Besatzungen, Durchzugs- und Aufenthaltsrecht der schwedischen Truppen, Wiedereinräumung der von den Schweden an den von ihnen besetzten Plätzen beanspruchten Accisen, Zölle und anderen staatlichen Einkünfte an Brandenburg. Johann Oxenstjerna entschloß sich, von einer vertraglichen Regelung Abstand zu nehmen, da die derzeitigen Verhältnisse den Schweden in Brandenburg die bestmöglichen Unterhalts- und Bewegungsmöglichkeiten boten, auf die sie bei der starken Beanspruchung der schwedischen Wirtschaft nun einmal angewiesen waren ³²⁾.

Nachdem Stalhantsch im Frühjahr 1642 durch die Kaiserlichen aus Schlesien vertrieben worden war, fiel jetzt Torstenson, der Stalhantsch hatte zu sich stoßen lassen, in Schlesien ein. Auf dem Wege zum Feldmarschall nahm Stalhantsch am 16. 4. Guben, während jener am 18. 4. Sorau, am 24. 4. mit Stalhantsch vereinigt Glogau nahm. Es folgte die Eroberung von Guhrau, Herrnsstadt, Sprottau, Freystadt. Bei der Erstürmung von Wohlau am 9. Mai wurde eine Kompanie gefangener kaiserlicher Dragoner sofort der schwedischen Armee einverleibt. Es folgten die Eroberung von Stadt und Schloß Militsch und Trachenberg (13. 5.), Schloß Parchwitz (14. 5.), wogegen das stark befestigte Liegnitz umgangen wurde. Jauer öffnete den Schweden am 19. 5. die Tore, Striegau am 20. 5. Die Festung Schweidnitz wollte Torstenson unbedingt

³¹⁾ Chemnitz 4 Buch 1 S. 69, 112, 113, Buch 2 S. 48—50.

³²⁾ Chemnitz 4 Buch 2 S. 59/60.

in seinen Händen haben, da sie eine Bedrohung für seinen Zug nach Oberschlesien darstellte. Als dem Marschall durch 3 Breslauer Bürger gemeldet wurde, daß Franz Albrecht Schweidnitz entsetzen wollte, kam er ihm zuvor und nahm am 24. 5. die Stadt, nachdem die Bürgerschaft und aufgenommenes Landvolk die weiße Fahne gehißt hatten. Am 31. Mai 1642 kam es unter dem Zobten zwischen Märzdorf und Pilgramshain zu einer Schlacht, in der die Kaiserlichen eine vernichtende Niederlage erlitten und der Herzog selbst tödlich verwundet wurde. Dann eroberte Torstenson Grottkau und Ohlau, marschierte nach Mähren, um den Feind im eigenen Land anzugreifen, wandte sich dann aber nach Schlesien zurück, wo inzwischen Liljehök am 6. 6. Neiße genommen hatte. Am 10./11. 6. fiel Stadt und Schloß Cosel, am 16. 6. Stadt und Schloß Oppeln. Es verdeutlicht die veränderte politische Haltung Schlesiens, daß das stark verteidigte Brieg und Breslau den Einlaß verweigerten und es ablehnten, mit Torstenson zu verhandeln, um nicht die dem Kaiser schuldige Treue zu brechen. Dem Marschall lag aber viel an diesen beiden Städten und Liegnitz, da er ganz Schlesien in seine Hand bekommen wollte, um es zum ständigen Quartier der schwedischen Truppen zu machen. Diesen Plan machte der Anmarsch einer überlegenen kaiserlichen Streitmacht unter Leopold Wilhelm und Piccolomini zunichte. Sie verhinderte damit, daß Schlesien zum schwedischen Stützpunkt für die Operationen gegen die kaiserlichen Erblande wurde. Erobern und Rückerobern der Städte brachte wiederum entsetzliches Elend unter ihre Bürger, und der einzige Vorteil, den die ausgeplünderten und verwüsteten Gemeinden von den Schweden hatten, war oft der, daß sie den evangelischen Gottesdienst wieder einführen konnten³³⁾. Am 15. Juli zog Torstenson nach Norden ab, gefolgt von den Kaiserlichen, um bei dem in schwedischen Händen befindlichen Glogau Verstärkungen aus Schweden abzuwarten. Sodann brach er am 9. 9. gegen Schloß Heinzendorf auf, von wo aus die Glogauer Besatzung sehr beunruhigt worden war, und ließ es schleifen. Am 13. 9. kam er vor Bunzlau, und da sich die Bürgerschaft wehrte, ließ er die Stadt in Brand schießen und plündern, ohne das Schloß nehmen zu können. Am 15. 9. stürmte er Löwenberg, am 16. 9. Lauban, wo er sich proviantierte, stellte sich auf den Höhen jenseits Friedlands in Schlachtordnung auf, ohne daß der ihm ständig folgende Leopold Wilhelm die Schlacht annahm, und eroberte am 23. 9. Zittau, während die Kaiserlichen ihm bei dem nordböhmisches Schlosse Grafenstein gegenüberlagen.

Diese günstige Gelegenheit benutzte man, um vom 30. 9. bis 2. 10. einen Traktat über die Auswechslung der Gefangenen zu vereinbaren. Die Generalmajore Württemberg und Mortaigne und die Obersten Stenbock und Douglas von schwedischer, die Generalmajore Graf Buchheim und Wewel und die Obersten Mislik und Ranft von kaiserlicher Seite trafen mehrfach zusammen und verhandelten freundschaftlich miteinander. Am 30. 9. lud Württemberg die kaiser-

³³⁾ Chemnitz 4 Buch 2 S. 36/7, 78—84, 106, 295, Grünhagen S. 289, 292/3.

lichen Vertreter zu Gäste, wobei sich auch noch andere Offiziere beider Seiten einfanden, die keinen offiziellen Geleitschutz genossen. Das Gastmahl verlief in aller Harmonie, und es tat dem auch nicht den geringsten Abbruch, daß im Rausch der kaiserliche Oberst Spiegel mit dem durch das Geleitrecht geschützten Douglas Streit anfang und ihn durch Pistolenschuß schwer verwundete, worauf er von drei schwedischen Offizieren verfolgt und erschossen wurde. Überzählige Soldaten wurden gegen Lösegeld freigegeben. Nach dem glücklichen Abschluß der Verhandlungen waren die Kaiserlichen die Gastgeber und Generalmajor Wrangel, Landgraf Friedrich v. Hessen und andere Offiziere die Geladenen, worauf sie, wie es in dem Bericht heißt, „nachdem sie lustig und guter Dinge zusammengewesen, freund- und friedlich voneinander geschieden“. Da die Lage des schwedischen Heeres um Zittau wirtschaftlich und militärisch nachteilig war, beschloß der Marschall auf Grund eines Kriegsrates, am 7. 10. in Richtung der Elbe zu marschieren, versäumte aber nicht, als er von der Belagerung Oppelns erfuhr, ein Entsatzkommando hinzuschicken. Am 2. November 1642 errang Torstenson bei Leipzig, wie schon Gustav Adolf, einen glänzenden Sieg, wandte sich aber sogleich zum Einfall in Böhmen, Schlesien und Mähren ³⁴⁾.

In Schlesien hielten damals außer Glogau, dem Hauptstützpunkt, noch Schweidnitz, Löwenberg und Trachenberg. Breslau wahrte seine Neutralität, doch trieben die schwedischen Garnisonen mit der Stadt zwecks besserer Versorgung Handel. Breslau besaß eben noch wirtschaftliche Möglichkeiten, die der allgemeinen katastrophalen Wirtschaftslage trotzten. In Mähren allzusehr isoliert, beschloß der Marschall, nach Schlesien zu gehen, belagerte Jägerndorf vergeblich und ging über Neustadt nach Oberglogau, konnte aber seinen Gegner Graf Gallas nicht zur Annahme einer Schlacht bewegen. Anfang Oktober 1643 brach er auf Grund des schwedischen Beschlusses, gegen Dänemark vorzugehen, nach Norden auf an Brieg vorbei, das er berannte, über Grottkau, Strehlen, Bettlern, wo er Quartier nahm, und Neukirch nach Nimkau, wo er sein Hauptquartier aufschlug. Die Breslauer verhielten sich zu seinem Wunsche, notwendige Waren zu kaufen, völlig ablehnend. Am 20. Oktober ging er auf einer in Brandschütz bei Auras geschlagenen Brücke über die Oder nach der Schlüsselstellung Glogau, von wo er über Triebel, Forst und Hoyerswerda nach Holstein aufbrach, wobei er alles greifbare Getreide und Vieh mitnahm. Ihm folgten die Kaiserlichen und Sachsen, die sich bemühten, Schlesien wieder in ihre Hand zu bekommen. Sie überfielen Ende 1643 Trachenberg, ohne indes das Schloß nehmen zu können, eroberten Schloß Fürstenstein, belagerten Schweidnitz und bestürmten ohne Glück Wohlau, das sie dann ebenso wie Glogau blockierten, das aber durch ein Ablenkungsmanöver von dem zum Entsatz gesandten Obersten Reichwald mit polnischen Waren neu proviantiert wurde. Dennoch mußte ein Ort nach dem andern den Kaiserlichen die Tore

³⁴⁾ Chemnitz 4 Buch 2 S. 113—117, Buch 3 S. 39, Winter S. 468.

öffnen. Am 5. 3. 1644 übergaben die Schweden auf Grund eines Akkordes Schweidnitz infolge Hungers. Am 25. 6. mußte sich aus Proviantmangel durch Akkord auch Wohlau übergeben. Am 22. 7. mußte die Oppelner Besatzung die Stadt übergeben und zog mit fliegenden Fahnen, aber ohne Geschütz, nach Norden ab. Schloß Trachenberg, das schon fast ein Jahr lang blockiert war, wurde von einem schwedischen Kommando entsetzt. Als ein hartnäckiger schwedischer Stützpunkt erwies sich auch Olmütz, das die Kaiserlichen Oktober und November 1644 vergeblich berannten ³⁵⁾.

Ungeachtet der fortlaufenden Kriegshandlungen wurde der Wunsch nach Frieden unter den beteiligten Mächten immer stärker. Schon Ende 1636 waren von Vermittlern aller Art neue Friedensverhandlungen eingeleitet worden. Sie wurden bis zum endgültigen Friedensschluß fortgesetzt. Dazu gehörte auch der von Papst Urban VIII. angeregte Friedenskongreß zu Köln, zu dem Frankreich, der Kaiser und Spanien zusagten und in dem der Papst sich erbot zu vermitteln. Da Schweden aber ablehnte, reiste der französische Bevollmächtigte D'Avaux im Frühjahr 1637 nach Hamburg, um mit Salvius zu verhandeln, während Bjelke zur gleichen Zeit neue Verhandlungen mit den vom Kaiser bevollmächtigten Vertretern Brandenburgs begann. Wegen der pommerschen Frage fanden die Unterhandlungen in ungünstigem Verhandlungsklima statt und brachen bei Bjelkes Tode ab. Die Ende 1636 begonnenen Verhandlungen des Herzogs August v. Braunschweig-Lüneburg scheiterten an seiner Forderung einer allgemeinen Amnestie. Der schwedische Versuch, mit dem Kaiser einen Separatfrieden zu schließen, mißglückte, da der Kaiser damit die Absicht verband, Schweden von Frankreich zu trennen. So entschloß sich schließlich Schweden am 6. März 1638, den schon lange vorher ausgehandelten Vertrag mit Frankreich zu unterzeichnen, der bis Kriegsende die beiden Staaten aneinanderband und worin sich die Vertragspartner zu gemeinsamem Ausharren und gemeinsamem Friedensschluß mit dem Kaiser verpflichteten. Dieser Vertrag sollte im Deutschen Reich die politischen Verhältnisse vor 1618 wiederherstellen und den deutschen Anhängern und Bundesgenossen eine vollständige Restitution verschaffen. Ein Friede sollte nur gemeinsam auf einem allgemeinen Kongreß geschlossen werden. Unabhängig davon hörten die geheimen und öffentlichen Separatverhandlungen nicht auf. Bei der Erneuerung der französisch-schwedischen Allianz von 1641 wurden auf schwedischen Wunsch als Orte für die allgemeinen Friedensverhandlungen Münster und Osnabrück festgelegt, nachdem Frankreich Mainz und Frankfurt a. M., der Kaiser Lübeck und Köln gewünscht hatte. Der Kaiser sowohl wie Richelieu taten insgeheim jedoch alles, um das Zustandekommen eines allgemeinen Friedenskongresses aufzuhalten, der erste, weil er davon überhaupt nichts wissen wollte, der letzte, weil er den Krieg als bestes Mittel zur Sicherung seiner Macht betrachtete ³⁶⁾.

³⁶⁾ Odhner S. 55—58, 70, 71.

³⁵⁾ Chemnitz 4 Buch 2 S. 28/9, 71, 87, 114, 134, 169, 172, Grünhagen S. 297.

Auch Bernhard v. Weimar war von der Überzeugung geleitet worden, daß ein dauerhafter Friede nur dann gesichert sei, wenn er nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung beider Konfessionen gestaltet und mit einer allgemeinen Amnestie verbunden werde. Sein Tod war daher ein neuer Verlust für die Sache der inneren Befriedung des Reiches, und nachdem es keinen deutschen Fürsten mehr gab, der den kaiserlichen Bestrebungen Widerstand leistete, hätte der Kaiser der Erfüllung seiner restaurativen und absolutistischen Wünsche nahe sein können, wenn nicht zur gleichen Zeit das verbündete Spanien militärisch ausgeschaltet worden wäre, was es Frankreich ermöglichte, seine gesamten Kräfte im deutschen Krieg einzusetzen. Dadurch, daß es dem Hause Habsburg nicht gelang, Schweden von Frankreich zu trennen, sondern im Gegenteil die beiden Staaten zu gemeinsamer Kriegführung schritten, wurden die Erfolge des Prager Friedens fraglich. Umso mehr aber erschallte unter dem Land und Leute vernichtenden Hin und Her des Krieges der Ruf nach Frieden, und selbst katholische Stände waren zu einer allgemeinen Amnestie bereit, so daß im Februar 1640 die zu einem Kollegialtag versammelten deutschen Fürsten vom Kaiser die Berufung eines Reichstages forderten, um innerhalb des Reichs eine Einigung herbeizuführen. Ferdinand gab nach, und auf dem noch im gleichen Jahre tagenden Reichstag zu Regensburg bildete sich eine protestantisch-katholische Friedenspartei, die sich die Losung des schwedischen Gesandten Salvius zu eigen machte: „Das Gleichgewicht Europas ist unmöglich, solange nicht das Gleichgewicht in Deutschland hergestellt ist“³⁷⁾.

Bevor die Friedensverhandlungen aber beginnen konnten, mußte man sich erst über Verfahrensfragen einigen. Eine davon betraf die Teilnahme der deutschen Reichsstände, die im Interesse Schwedens und Frankreichs lag. Neben den protestantischen hatten auch viele katholische Stände Interessen, die im Gegensatz zu den kaiserlichen standen, und Frankreich und Schweden bemühten sich, die Unabhängigkeit der Reichsstände gegen den kaiserlichen Zentralismus zu stützen. Am 14. November 1643 luden die Vertreter Schwedens die vornehmsten evangelischen Stände ein, und trotz kaiserlichen Widerstandes mischten diese sich in die Verhandlungen. Hatten die Kaiserlichen sie verzögert in der Hoffnung, der weitere Kriegsverlauf würde ihre Sache begünstigen, so machte der Einfall Torstensons in den habsburgischen Landen sie zum Verhandeln geneigter, so daß sie auf die Forderung Schwedens und Frankreichs eingingen, daß der Kaiser sämtliche Reichsstände zur Teilnahme am Friedenskongreß einladen solle. Weiterer Streit entstand um die schwedische Forderung, auch den reichsmittelbaren Ständen, die sich den verbündeten Kronen angeschlossen hatten, Geleitbriefe zu gewähren, da die Kaiserlichen fürchteten, daß sich dies zum Vorteil der österreichischen und böhmischen Flüchtlinge auswirken könne, und die Schweden mußten sich auf Drängen der anderen An-

³⁷⁾ Winter S. 457—462.

wesenden damit begnügen, den Reichsmittelbaren das Recht vorzubehalten³⁸⁾. Eine Offensive geistiger Art bedeutete die unter dem Pseudonym Hippolytus a Lapide herausgegebene, wahrscheinlich von dem schwedischen Hofhistoriographen Bogislaw v. Chemnitz verfaßte Schrift: „Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico,“ die die kaiserliche Politik angriff, Vorschläge zur Neuordnung der Reichsverfassung machte und in der Verdrängung des Hauses Österreich das alleinige Mittel zur Rettung des in Auflösung befindlichen Reiches sah. Sie verlangt die Fortsetzung des Krieges bis zur Demütigung des für Deutschland so verderblichen Hauses Habsburg und stellt als geeignete Staatsform für Deutschland die einer aristokratischen Republik mit dem Kaiser als oberstem machtlosen Organ hin. Diese Thesen, die von einer bedeutenden Persönlichkeit der Öffentlichkeit unterbreitet wurden, waren eine Warnung an den Kaiser, seine Forderung nicht auf die Spitze zu treiben, und die unter den katholischen Reichsständen gegen die spanische Politik Ferdinands zunehmende Opposition, der sich auch Maximilian v. Bayern anschloß, bewog Ferdinand, einem Friedenskongreß zuzustimmen, der schließlich seit 1643 in Münster und Osnabrück zusammenzutreten begann und von einem im Frühjahr eröffneten Deputationstag zu Frankfurt a. M. begleitet wurde³⁹⁾.

Dr. Georg Jaeckel

Benutztes Schrifttum:

- Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 1. S. 570—572: Hans Georg v. Arnim-Boytzenburg.
Bd. 7. S. 480—497: Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg.
Bd. 24. S. 370—378: Martin Opitz.
- Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. 5. Teil. Leipzig 1820.
1. Section. 60. Teil. Leipzig 1855.
- Chemnitz, Bogislaff Philipp v., Königlich Schwedischen in Teutschland geführten Kriegs 1.,
2. Teil. Stettin 1648—53.
3., 4. Teil. Stockholm 1855—59.
- Dudik, B., Schweden in Böhmen und Mähren 1640—1650. Wien 1879.
- Grünhagen, Colmar, Geschichte Schlesiens. Bd. 2. Gotha 1886.
- Helbig, Karl Gustav, Der Prager Friede, im Historischen Taschenbuch, hrsg. von Friedrich v. Raumer, Leipzig 1858. S. 573—643.
- Kopp, Friedrich und Schulte, Eduard, Der Westfälische Frieden. Vorgeschichte — Verhandlungen — Folgen. München 1940.
- Lehmannus, suppletus et continuatus; das ist: Fortsetzung des Reichshandlungen, Schriften und Protocollen über des Heiligen Römischen Reichs Constituciones; Von dem Land- und Religion-Frieden, Auch was dieser wegen bey denen Friedens-Tractaten Zu Münster und Osnabruck von Anno 1643 bis 1648, da der Friede geschlossen, sich begeben und erinnert worden. Frankfurt (Main) 1709.
- Loesche, Georg, Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. Tübingen und Leipzig 1902.
- Odhner, C. T., Die Politik Schwedens im Westphälischen Friedenskongreß und die Gründung der schwedischen Herrschaft in Deutschland. Gotha 1877.
- Palm, Hermann, Die Konjunktion der Herzöge von Liegnitz, Brieg und Oels mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und der Krone Schweden in den Jahren 1633—1635, in Zschr. des Ver. f. G. u. Alt. Schl. Bd. 3, Breslau 1860, S. 227—368.
- Winter, Georg, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Leipzig 1934.

³⁸⁾ Odhner S. 90—97.

³⁹⁾ Winter S. 463—465, 468, 476.

Johann Gottlieb Adolph Schleyermacher

*Mitbegründer und erster Prediger der evangelisch-reformierten
Kolonie Anhalt Kreis Pleß/Oberschlesien.*

Es ist nur natürlich, daß in der Schleiermacherforschung auch der Vater des berühmten Theologen Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher starke Beachtung gefunden hat. Die innere Entwicklung des Sohnes, besonders seine Abkehr von der Brüdergemeinde, vollzog sich ja in schmerzlicher Auseinandersetzung zwischen beiden. So hat die Forschung den Vater Johann Gottlieb Adolph Schleyermacher (1727–1794) — erst der Sohn änderte die Schreibweise des Namens — vorzugsweise daraufhin ins Auge gefaßt, wie sich seine theologischen Überzeugungen, sein Charakter und sein Temperament innerhalb seiner Familie und dem Sohn gegenüber geltend machten. Das Ergebnis, zu dem sie dabei gekommen ist, stellt ihn im großen und ganzen in ein nicht günstiges, oft negatives Licht. Wenn die Forscher auch mehr oder weniger ausführlich auf seine äußeren Lebensumstände und seine amtliche Tätigkeit eingehen, soweit daraus Hinweise und Erklärungen für den Lebenslauf und die innere Entwicklung des Sohnes zu gewinnen sind, so liegt es doch nicht in ihrer Absicht, das Leben und Wirken des Vaters biographisch bis zu seinem Tode zu verfolgen¹⁾.

Johann Gottlieb Adolph Schleyermacher hat aber wohl ein Recht darauf, auch in seinem Wirken als schlesischer Gemeindepfarrer gewürdigt zu werden. War er doch nicht nur seit 1760 reformierter Stabsfeldprediger in Schlesien, der regelmäßig die schlesischen Garnisonen bereiste, sondern auch der Mitbegründer der evangelisch-reformierten Kolonie Anhalt im Plessischen Kreise und schließlich seit 1779 ihr erster „Prediger“. Auf dem von ihm eingerichteten Friedhof

¹⁾ Hauptquellen der Forschung sind die Briefe von und an Friedr. Schleiermacher, 1860 ff. Berlin „Aus Schleiermachers Leben in Briefen“, 4 Bde, sowie der in Berlin befindliche handschriftliche Nachlaß Friedr. Schl's. (Literatur-Archiv des Instituts f. dt. Sprache u. Literatur, Berlin W 8, Unter den Linden 8).

Vgl. ferner Wilh. Dilthey, Leben Schleiermachers, Berlin 1870, 2. Aufl. 1922, hrsg. v. Herm. Mulert.

Heinrich Meisner, Schleiermachers Lehrjahre, Berlin u. Leipzig 1934, hrsg. v. Herm. Mulert.

ders. Schleiermacher als Mensch, Familien- und Freundesbriefe, Gotha 1922, 2 Bde.

ders. Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut, Gotha 1919.

E. R. Meyer, Schleiermachers und C. G. von Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeinde, Leipzig 1905.

Joh. Wendland, die religiöse Entwicklung Schleiermachers, Tübingen 1915.

Hermann Hering, Friedrich Schleiermachers Familienheimat und Vorfahren väterlicherseits, in „Theolog. Stud. u. Kritiken“ Gotha 1919.

ders. Sam. Ernst Timotheus Stubenrauch und sein Neffe Friedrich Schleiermacher, in „Beiträge zur Förderung Christl. Theologie“ Bd. 23, Gütersloh 1919, hrsg. v. A. Schlatter u. W. Lütgert.

der Gemeinde liegt er begraben. Der reformierte Kircheninspektor Wunster in Breslau nennt ihn (1827) „ein vorzügliches Werkzeug in der Hand Gottes“ bei der Gründung der Kolonie, und dessen Sohn Carl Wunster, 1816–1820 Pastor in Anhalt, meint, „er habe die erste Idee zur Befreiung dieser bedrückten Evangelischen gefaßt und tätig zur Ausführung beigetragen“²⁾. Und es darf hinzugefügt werden, daß er dann bis an sein Lebensende in großer Treue und Gewissenhaftigkeit dieser Exulantengemeinde gedient hat.

Die hierunter mitgeteilten Briefe werden das erkennen lassen. Vielleicht sind sie auch geeignet, das ungünstige Bild, das die Forschung von ihm entworfen hat, ein wenig zu mildern und aufzuhellen³⁾.

* * *

Johann Gottlieb Adolph Schleyermachers Jugend und seine innere Entwicklung waren tief und tragisch beschattet durch das Schicksal seines Vaters Daniel Schleyermacher. Dieser spielt eine wesentliche aber sehr unglückliche Rolle in der Sektengeschichte des Rheinlands im 18. Jahrhundert. Er wurde 1729 Pastor in Elberfeld und kam hier unter den Einfluß des Bandwirkers Elias Eller, eines apokalyptischen Schwärmers und Chiliasten, der eine große Schar Anhänger um sich sammelte und mit ihnen 1737 den Ort Ronsdorf gründete, um hier „das neue Jerusalem“ zu verwirklichen. Schleyermacher folgte ihm dorthin und wurde der feurige Prediger der Sekte. Aber diese „Ellersche Rotte“ oder „Ronsdorfer Sekte“ geriet mehr und mehr in wilden Fanatismus und wüste Tumulte. Schleyermacher wandte sich allmählich von Eller ab und zog sich dadurch die erbitterte Feindschaft des einflußreichen, herrschsüchtigen und rücksichtslosen Sektenhauptes zu. Er ging 1749 mit seinen Anhängern nach Elberfeld zurück. Im gleichen Jahr kam es auf Veranlassung Ellers zu einem Vorgehen der Regierung des Kurfürsten und Pfalzgrafen Karl Theodor von Bayern und bei Rhein gegen ihn. Er entzog sich aber der Festnahme durch die

²⁾ Carl Wunster, Oberschlesien, wie es in der Sagenwelt erscheint, Liegnitz 1825.

³⁾ Vgl. zur Geschichte der Gemeinde: Andreas Wackwitz, die deutsche Sprachinsel Anhalt-Gatsch in Polnisch-Oberschlesien, Plauen 1932. Hier zu Schleyermacher S. 112–117. — Diese Darstellung der Geschichte der Gemeinde basiert vor allem auf den im Pfarrarchiv Anhalt und im Fürstl. Plessischen Archiv zu Pleß vorgefundenen Akten. Das Plessener Archiv ist jetzt eine auswärtige Zweigstelle des Staatl. Wojewodschafts-Archiv Kattowitz. Die Aktenbände „betr. Etablierung der Kolonie Anhalt 1770–73 (Bd. I.) und 1774 (Bd. II.)“ tragen jetzt die Signatur A Ks Pszcz XIII-606 und 607. Sie enthalten die hier mitgeteilten Briefe Schl's an Kammerdirektor Wientzek im Original. — Das Pfarrarchiv zu Anhalt ist 1945 vollkommen vernichtet worden (Mitteilung des Evang. Pfarramts Kattowitz und privat aus Anhalt). Die hier vorhandenen Briefe Schl's an die Breslauer Hofprediger Loos und Hering und an Friedr. Wilh. II. sind Kopien, die Schl. sich gemacht und in Anhalt behalten hat. Die Originale könnten im Staatsarchiv Breslau bzw. im Geh. Staatsarchiv Dahlem sein. — Der Schriftwechsel mit Lavater liegt in der Zentralbibliothek Zürich. Unter FA Lav Ms 525 befinden sich die Originalbriefe Schl's, unter FA Lav Ms 580 die Kopien der Briefe Lavaters. — Wieweit die auf Anhalt bezüglichen Archivalien des Staatsarchivs Breslau und die wahrscheinlich dort verwahrten Akten der Breslauer Reformierten Kircheninspektion heute noch greifbar sind, entzieht sich der Kenntnis des Verfassers. — Alle hier abgedruckten und erstmalig veröffentlichten Briefe sind 1931 vom Verfasser abgeschrieben worden.

Flucht nach Holland zu seiner in Arnheim lebenden Schwester. Ein Steckbrief setzte hundert Thaler Belohnung für seine Ergreifung aus. In Arnheim tat er in der reformierten Gemeinde Kirchenbuße, erhielt das Amt eines Gemeindeältesten und predigte seitdem nie mehr. 1751 wurde der Prozeß gegen ihn niedergeschlagen und seine Anhänger aus der Haft entlassen. Die Anklage hatte auf „Hexerei und Zauberei“ sowie auf „Majestätsbeleidigung“ gelautet, und als Prozeßzeugen hatten seine Frau und sein ältester Sohn Gottlieb, damals zweiundzwanzigjährig, aussagen müssen. — Eller starb 1750 und die Sekte löste sich auf. Ihre Mitglieder kehrten zur reformierten Gemeinde zurück⁴⁾.

Kein Zweifel, daß dies Schicksal seines Vaters den jungen Gottlieb Schleyermacher tief beeindrucken und erschrecken mußte. Er war am 5. Mai 1727 als ältestes von vier Kindern in Oberkassel bei Bonn geboren und muß sehr begabt und frühreif gewesen sein. 1741 wurde er bereits als Vierzehnjähriger an der Universität Duisburg als Student der Theologie immatrikuliert, und zwei Jahre später ist er Student in Halle⁵⁾. Nach Beendigung seines Studiums hatte er sich im Alter von neunzehn Jahren (1746) um die zweite Predigerstelle der Ellerschen Sekte beworben, war aber nicht gewählt worden, da Eller seinem Vater damals schon stark mißtraute. Er blieb jedoch — wohl im Hause seines Vaters lebend — Mitglied der Sekte, bis ihm die Ereignisse um den Vater die Augen öffneten. Daß er als Prozeßzeuge und vor dem reformierten Konsistorium in Elberfeld gegen den eigenen Vater aussagen mußte, kann nicht ohne Folgen für sein inneres Leben gewesen sein. Soweit man aus den Quellen erkennen kann, hat er sein Leben lang über die Katastrophe seines Vaters geschwiegen. Nur einmal hat er dies Stillschweigen gebrochen: als der Sohn Friedrich schon Student in Halle war, etwa August 1787, empfiehlt er ihm die Lektüre einer Schrift Jung Stillings, „Theobald und die Schwärmer⁶⁾“ und schreibt, „es enthält unter fingierten Namen lauter wahre Geschichten, davon ich eine selbst erlebt habe, es ist die Geschichte meines seligen Vaters, welcher im zweiten Bändchen unter dem Namen Darius vorkommt“. Er bittet den Sohn, mit niemandem außer dem Onkel Stubenrauch darüber zu reden, und schreibt, die Schrift werde ihn „vor Schwärmerei“ bewahren können. Der Schock, den er in den Elberfelder Jahren davongetragen hat, wird so noch vierzig Jahre später in dem ängstlichen Bemühen sichtbar, diese schrecklichen Dinge auf sich beruhen zu lassen.

Doch muß er sich auch mit dem Sohn über sich selbst und seine theologische Entwicklung ausgesprochen haben, denn dieser erinnert ihn in seinem Brief vom

⁴⁾ Vgl. zu Daniel Schleyermacher und zur „Ellerschen Rotte“ M. Goebel, Geschichte des christlichen Lebens in der rhein.-westfälischen Kirche 1860, Artikel „Ronsdorfer Sekte“ in RE 3. Aufl. Bd. 17, und Joh. W. Knevels, Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte oder die Geheimnisse der Bosheit der Ronsdorfer Sekte, Marburg 1751.

⁵⁾ Bezügl. Immatrikul.-Termine vergl. H. Hering, Anm. 1.

⁶⁾ Stuttgart 1827 (spätere Auflage), vermutlich zurückgehend auf Knevels, vgl. Anm. 4.

21. Januar 1787 an die Krisis des Glaubens, in der er lange gewesen sei. „Zweifel stürmten ehemals ebenso auf Sie los, als jetzt auf mich, und doch sind Sie noch der geworden, der Sie jetzt sind.“ Später, im Mai 1790, schreibt der Vater dem Sohne, er habe wenigstens zwölf Jahre lang „als ein wirklich Ungläubiger gepredigt“. — Bisher besteht keine Klarheit darüber, wann diese zwölf Jahre anzusetzen sind, und was mit dem Predigen in wirklichem Unglauben gemeint ist. Schleyermacher selbst sagt, er sei von der Gottheit Jesu und seinem Versöhnungswerk nicht überzeugt gewesen, habe aber diese Lehrartikel nie bestritten sondern sich ihnen „akkomodiert“, weil „Millionen Menschen Trost und Lebensbesserung“ durch sie erfahren hätten, und er habe sie immer „auf Moralität und Liebe gegen Gott und Menschen angewendet“. E. R. Meyer meint, man habe diese zwölf Jahre in die Zeit von etwa 1760 bis 1772 zu legen. Schleyermacher habe in dieser Zeit ganz im Sinne der Aufklärung gepredigt. Im Nachlaß des Sohnes sind etwa vierzig Predigten des Vaters erhalten, aus den Jahren 1760—78, 1782 und 1793—94. In der ersten Gruppe liegt der Nachdruck auf den moralischen Forderungen Gottes, auf der Pflicht zu tugendhaftem Leben, während das gläubige Bekenntnis zu Christus ganz zurück tritt. Wo der Text von Christus zu reden zwang, brauchte er formelhafte, orthodoxe Wendungen und dicta probantia der Schrift⁷⁾. Da aber erst 1778 seine Umwandlung zum Herrnhuter erfolgt ist, so nimmt Meyer an, daß er mindestens schon einige Jahre vorher begonnen habe, mit seiner aufklärerischen Moral- und Tugendpredigt unbefriedigt zu sein und gefühlt habe, daß es etwas besseres geben müsse. Er habe, wie er selbst schreibt, alle Widerlegungen des Unglaubens, die er in die Hand bekommen konnte, gelesen, doch habe ihm das nicht zum Glauben und zum Frieden verholfen. Erst sein Übergang zum Herrnhutertum brachte ihm die Erfahrung, „daß der Glaube eine Regale der Gottheit und ein pur lauterer Werk ihres Erbarmens“ sei, wie er durchaus lutherisch formuliert. — Mit den Jahren des Suchens und Prüfens, die er dann nicht mehr zu der zwölfjährigen Periode des wirklichen Unglaubens gerechnet hätte, wäre die Lücke zwischen 1772 und 1778 ausgefüllt. — Ganz schlüssig scheinen mir jedoch diese Ausführungen Meyers nicht zu sein.

Nach dem Zusammenbruch der Ronsdorfer Sekte bleibt der weitere Weg Gottlieb Schleyermachers zunächst im Dunkel. Er mag als Kandidat der Theologie bald hier bald da tätig gewesen sein. Erst um 1758 finden wir ihn wieder. Er ist Lehrer am reformierten Waisenhaus zu Magdeburg und wird 1760 zum reformierten Stabsfeldprediger in Schlesien ernannt. Nach dem Friedensschluß von 1763 nahm er seinen Wohnsitz in Breslau. Hier heiratete er 1764, schon im Alter von 37 Jahren stehend, Maria Catharina Stubenrauch, die aus alter,

⁷⁾ Diese Angaben E. R. Meyers, a. a. O. S. 271/73, bedürfen der Nachprüfung. Eine Durchsicht der Predigten, die Verf. im Februar 1964 (nach der Niederschrift des vorliegenden Aufsatzes) im Literatur-Archiv in Berlin vornehmen konnte, ergab, daß Meyers Zählung mit dem vorhandenen Material nicht übereinstimmt, daß insbesondere die von ihm erwähnten etwa 20 Predigten der Jahre 1793/94 nicht aufzufinden sind. — Auch in der theologischen Beurteilung der Predigten dürften gegenüber Meyer einige Korrekturen anzubringen sein.

reformierter Predigerfamilie stammte. Sie besaß große Klugheit und war von aufrichtiger Frömmigkeit, um ein tugendhaftes Leben in Dankbarkeit gegen Gott und Liebe zu den Menschen bemüht. In diesem Sinne widmete sie sich ganz der Erziehung ihrer Kinder, die sie innig liebte und von denen sie zärtlich wiedergeliebt wurde. 1765 wurde die Tochter Charlotte, 1768 der Sohn Friedrich Daniel Ernst geboren, der seinen ersten Namen nach dem preußischen König erhielt, und dessen Paten der Muttersbruder Ernst Stubenrauch, Theologiedozent in Halle, und der Großvater Daniel Schleyermacher, jener unglückliche Ronsdorfer Prediger waren. 1772 wurde noch ein Sohn Carl geboren und 1778 ein Mädchen, das aber schon 1781 in Anhalt starb. Die Mutter starb am 17. November 1783 in Cosel, wo sie auch begraben wurde, und Schleyermacher schreibt ins Anhalter Kirchenbuch: „welche in vergnügtem Ehestande mit mir gelebt hat 19 Jahr und 5 Monate. Der Herr sey gelobt für die Liebe und Treue, die sie an mir und meinen Kindern bewiesen hat, und laß ihr dieselbige in seiner allerseligsten Gemeinschaft ewig vergolten werden⁸⁾.“

In Schlesien gab es unter mehreren lutherischen nur einen reformierten Feldprediger. Gottlieb Schleyermacher mußte deshalb viel auf Reisen sein. Er hatte in der Regel halbjährlich die Garnisonen zu bereisen, die reformierten Soldaten- und Offiziersfamilien zu besuchen, Amtshandlungen vorzunehmen, zu unterrichten, zu predigen, zu taufen und Abendmahlsfeiern zu halten. So bereiste er bis kurz vor seinem Tode alle Garnisonen der Provinz und war dabei nach seiner eignen Angabe jährlich etwa vierhundert Meilen, d. h. dreitausend Kilometer im Wagen unterwegs. Dabei kam er mit vielen Schichten der Bevölkerung, einfachen Soldaten, Offizieren und Unteroffizieren, Bürgermeistern, Landräten, hohen Standespersonen u. a. in Berührung und gewann weitreichende Beziehungen. In Breslau hat er auch als Mitglied der Loge sich betätigt, und drei Reden, die er dort gehalten hat, sind im Nachlaß des Sohnes erhalten geblieben. Sie betonen ernst und kräftig die Humanitätsideale dieser Zeit und Kreise.

Bei seinen Besuchen in der Garnison Pleß hatte er nun die erste Begegnung mit jenen reformierten Kleinbauern und Webern aus Seibersdorf im galizischen Beskidenvorland, die für diese wie für Schleyermacher und die Seinen so ungewöhnlich folgenreich werden sollte⁹⁾. 1765 ging die Herrschaft Pleß in den Besitz des Anhalt-Coethenschen Hauses über, und Fürst Friedrich Erdmann von Anhalt brachte eine zahlreiche reformierte Beamten- und Dienerschaft dorthin mit, so daß Schleyermacher hier neben den reformierten Militärpersonen auch eine nicht unbedeutende Zivilgemeinde betreuen konnte. Seitdem Schlesien

⁸⁾ Vgl. Correspondenzblatt d. Vereins f. Gesch. d. evang. Kirche Schlesiens, (Schleiermachersiana aus Anhalt) Jahrgg. 1924. — Wie es kam, daß Mar. Cath. Stubenrauch in Cosel starb und nicht in Anhalt, ist m. W. noch nicht erklärt worden. War sie mit dem Manne unterwegs, etwa in dem bei Cosel gelegenen Gnadenfeld?

⁹⁾ Vgl. Anm. 3.

preußisch geworden war, sind die Reformierten aus Seibersdorf immer wieder die fast dreißig Kilometer Landweg über die Grenze nach Pleß gekommen, um hier das Abendmahl nach reformierter Art zu feiern. In Seibersdorf waren sie durch die Grundherrschaft des Gotteshauses beraubt worden und sahen keine Möglichkeit mehr, ungehindert ihres Glaubens zu leben. So gingen sie jährlich zweimal, immer wenn der reformierte Feldprediger auf seiner Amtsreise dorthin kam, nach Pleß zur Kommunion und brachten auch ihre Kinder zum Unterricht mit, obwohl sie ja immer nur kurze Zeit von Seibersdorf sich entfernen durften. Schleyermacher war jedesmal tief gerührt von ihrem „sehnlichen Verlangen nach besserer Erkenntnis“¹⁰⁾. Nachdem schon mehrere kleine Trupps von ihnen bei Nacht und Nebel über die preußische Grenze ihrer Grundherrschaft entwichen waren, schien der Gemeinde und ihrem Vogt Johann Mandzla die Zeit gekommen, in einem geschlossenen Zuge nach Preußen zu fliehen und dort eine neue reformierte Gemeinde zu gründen. Wollte man aber ein so großes, gefährlich-illegales Unternehmen ins Werk setzen, so bedurfte es sorgfältiger Geheimhaltung und ausreichenden Schutzes gegen den zu befürchtenden Widerstand des Seibersdorfer Grundherrn und katholisch-polnischen Pfarrers.

Schleyermacher, der zu diesen, in ihrem Glauben bedrängten, so treuerherzigen Menschen je länger je mehr eine herzliche Liebe empfand, brachte den Vogt mit dem Landrat von Skrbensky und dem Plessischen Kammerdirektor Wientzek zusammen, und man beriet miteinander, wie die Flucht dieser mehr als dreihundert Menschen, für deren Hausrat über zweihundert Wagen erforderlich waren, am sichersten geschehen könne. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Emigration der Seibersdorfer zu erzählen. Es genüge die Mitteilung, daß der Fürst von Anhalt-Pleß sich bewegen ließ, den Grund und Boden zur Verfügung zu stellen, daß die Regierung und der Minister in Breslau ausreichende Beihilfen zum Aufbau und bestimmte Freiheiten und Exemtionen zusicherten, und daß König Friedrich II. einem militärischen Kommando der Plesser Husaren unter Führung des Leutnants von Woysch den geheimen Befehl gab, über die polnische Grenze zu gehen, die Seibersdorfer bei ihrem Auszug zu schützen und sicher über die Weichsel nach Preußen zu geleiten. Am 25. Mai 1770 erfolgte der Auszug, am 26. Mai trafen die Emigranten auf ihrem Siedlungsgelände, dem fürstlichen Vorwerk Kielpow, vier Kilometer westlich Imielin, ein. Eine diplomatische Démarche des polnischen Kanzlers bei dem preußischen Gesandten in Warschau blieb wirkungslos.

Bei dem Schriftwechsel und den mündlichen Interventionen, die diese ganze Angelegenheit erforderte, war Schleyermacher durch seine Beziehungen zur Breslauer Kriegs- und Domänenkammer und zu dem „in Schlesien dirigierenden Minister“ eine Schlüsselfigur und die treibende Kraft. Eine geradezu er-

¹⁰⁾ In seinem Brief an Lavater in Zürich vom August 1770.

staunliche Arbeitskraft bewies er, als es dann galt, nach geglückter Emigration der neuen Gemeinde Anhalt zu helfen. Der Aufbau der Häuser ging nur sehr langsam vor sich, die versprochenen Baubeihilfen der Regierung zu Breslau kamen nur stockend und unter Bruch gemachter Zusagen an Ort und Stelle, die Plessische Kammer suchte auf Kosten der Siedler zu sparen, wo sie nur konnte, die Verantwortlichkeiten wurden hin und her geschoben, in Berichten und Meldungen über den Fortgang der Kolonie wurde schöngefärbt, — kurz, auf dem Rücken der Kolonisten trieben bürokratische Verantwortungsscheu und ministerielle Engherzigkeit ein höchst unerfreuliches Spiel und machten eine sehr unschöne Begleitmusik zu dem oft so laut gerühmten friderizianischen Kolonisationswerk. Wie Schleyermacher hier unermüdlich bei dem Minister und bei der Kriegs- und Domänenkammer intervenierte, wie er in ständigem Briefwechsel mit dem Plessischen Kammerdirektor stand, wie er es durchsetzte, daß eine Deputation von drei Anhaltern zum König geschickt wurde, um ihm eine Bittschrift für die Kolonie zu überreichen, wie er sich darum bemüht, daß möglichst rasch ein Schulmeister gefunden und eine Schule in Anhalt gegründet werde, — davon kündet eine Unzahl von meist langen Briefen und Schriftsätzen von seiner fleißigen und charactervollen Hand in den Archiven von Pleß, Anhalt und Breslau. Als ein ihm ganz persönlich anzurechnendes Verdienst muß es gelten, daß er eine ausgedehnte Sammelaktion bei den reformierten Gemeinden des In- und Auslandes durchführte, daß er u. a. aus Zürich und Basel Briefe und Beisteuern erhielt, daß er Flugblätter überallhin, auch nach Holland verschickte, daß er zugunsten einer allgemeinen Kirchen- und Hauskollekte intervenierte, Gesangbücher und Erbauungsschriften für Anhalt herbeischaffte und viele andre nützliche Hilfe leistete. So ließ er einen Brunnen graben, der auch in Zeiten großer Dürre noch 150 Jahre nach seinem Tode reichlich Wasser gab, er sammelte die Mittel, um eine kleine Orgel aufstellen zu können, er legte den Friedhof der Gemeinde an, sammelte für Weinkanne, Taufkanne, Taufschüssel und dergleichen.

Durch seine vielfachen Bitten bei reformierten Gemeinden kamen von 22 Stellen rund 2300 Rtl. ein, so z. B. aus Zürich 900, aus Basel 247, aus Breslau 202, von den französischen Gemeinden in Magdeburg und Frankfurt a. d. Oder 63 und 37, aus Hamburg 103, aus Stargard 56, aus Holland 39 usw. Sehr herzliche, aufmunternde, erbauliche Schreiben der Geber begleiteten sie oft. Von dem Gesamtergebnis wurden 2000 Rtl beim Bau des Bethauses (1778) verwendet, das Kirchenraum, Schule, Prediger- und Lehrerwohnung enthielt. Sie galten als ein der fürstlichen Kammer geliehenes Darlehn und wurden von ihr mit jährlich 5% verzinst. Die 100 Rtl Zinsen dienten zur Besoldung des Predigers.

Acht Jahre lang sorgte Schleyermacher von Breslau aus und bei persönlicher Anwesenheit in Pleß und auf der Kolonie für diese Exulantengemeinde. Solange in Anhalt noch kein Betsaal erbaut war, predigte er im Hause des fürstlichen

Amtmanns Woche in Lendzin, zwei Kilometer von Anhalt entfernt. Als er 1778 ins Feld ging, zog seine Frau mit den drei Kindern nach Pleß, wohin die Fürstin, eine geborene Gräfin Stolberg-Wernigerode, sie eingeladen hatte. Schleyermacher selbst wurde nach Beendigung des Krieges vom Fürsten „zum Prediger der reformierten Gemeinde Anhalt-Pleß“ berufen und zog auf Wunsch des Fürsten im Juli 1779 in das inzwischen fertiggestellte Bethaus in Anhalt. Er hatte in der verhältnismäßig großen reformierten Hof- und Beamten-gemeinde Pleß viermal jährlich zu predigen und Kommunion zu halten. Da-neben hatte er seiner Anhalter Gemeinde, die damals etwa vierhundert, mit Pleß zusammen über sechshundert Seelen zählte, zu dienen. Dazu kamen seine Amtsreisen in die Garnisonen. Am Gottesdienst in Anhalt nahm auch oft die fürstliche Familie teil. Zwischen ihr und der des Anhalter Predigers bestanden die besten Beziehungen, Prinzen und Prinzessinnen waren Taufpaten der Pre-digerkinder, und die Fürstin sympathisierte mit den Herrnhutern, von Schleyer-macher dafür gewonnen. Er erhielt hier durch den Fürsten ein jährliches Gehalt von 100 Rtl, d. h. die Zinsen des Kollektenskapitals, freie Wohnung und Feu-erung, Naturaldeputate an Getreide, Fischen und Bier, und konnte eine kleine Landwirtschaft von dreißig Morgen pachtfrei betreiben. Ob diese Verbesserung seines Feldpredigergehaltes, das aus den Kassen der Garnisonregimenter be-stritten wurde, die nach dem Frieden von 1763 eingetretenen willkürlichen Kür-zungen der Anteile dieser Regimenter ausgeglichen hat, und ob darum finan-zielle Erwägungen, die wegen der Erziehungskosten seiner Kinder voll verständlich wären, der Grund gewesen sind, daß er der Hauptstadt Breslau den Rücken kehrte und sich in die Einsamkeit der armen, abgelegenen Kolonie Anhalt zurückzog, scheint mir sehr zweifelhaft. Vielmehr glaube ich, er hatte erkannt, daß diese so treue, sittlich wertvolle Gemeinde ohne eignen, ständigen Prediger sich nicht werde halten und entwickeln können, und so verband er sein Leben mit der Zukunft dieser Gemeinde. Es war ein Opfer, das er brachte, das ihm die Gemeinde nicht vergessen hat, und das ihm auch nicht vergessen werden darf.

Hinter dem Bethaus nahm er einen halben Hektar Buschland in Kultur und pflanzte Linden und Obstbäume. An die Einrichtung dieses Pfarrgartens muß er viel Mühe und Rodearbeit gewendet haben. Sein Sohn Friedrich, damals etwa elfjährig und nach kurzem Schulbesuch in Pleß im Elternhaus in Anhalt lebend, stand ihm dabei zur Seite. Friedrich schreibt 1806 aus Halle, daß er zu seinem Bedauern bei seiner schlesischen Reise (1805) Anhalt nicht wiedergesehen habe. „Da ist ein Haus, das mein Vater zuerst bewohnt, ein Garten, den er zuerst eingerichtet hat und den ich mit habe schaffen helfen, da regte sich mir zuerst Frömmigkeit, und es ist der weiteste Punkt, zu dem ich mein inneres Leben zurückverfolgen kann¹¹⁾.“ Aber bald gaben ihn die Eltern wieder nach Pleß

¹¹⁾ H. Meisner, Schl. als Mensch, Fam. u. Freundesbriefe, Bd. II S. 60.

in Pension, damit er dort die Schule besuchen könne, und es ging ihm, wie es bis auf den heutigen Tag das Schicksal der Landpastorenkinder geblieben ist.

* * *

Je länger je mehr wurde es den Eltern deutlich, daß die Erziehung der Kinder wichtige Entscheidungen fordere. Der Plesser Schulleiter, ein hochbegabter, den jungen Friedrich besonders in den klassischen Sprachen fördernder Lehrer und pädagogischer Führer, verließ Pleß. Friedrich war weit über das hinausgewachsen, was der häusliche Unterricht der Mutter ihm geben konnte, — der Vater kam wegen seiner wochenlangen Amtsreisen als Lehrer kaum in Frage —, die Tochter Charlotte war inzwischen fünfzehn Jahre geworden und sollte nicht in dem einsamen Dorf verkümmern — sie war ein geistig lebhaftes und aufgeschlossenes Mädchen — und so suchten die Eltern nach einem Ort und einer Umgebung, wo sie die Erziehung der Kinder in guten Händen wissen könnten. Gottlieb Schleyermacher hatte 1778/79 im bayrischen Erbfolgekrieg mit der Truppe eine Zeitlang in Gnadenfrei gelegen und sich sehr stark vom Herrnhutertum und seiner Frömmigkeit beeindruckt lassen. Er hat hier unter dem Einfluß des Predigers von Bruiningk, der eine inbrünstige Jesusliebe mit hinreißender Beredsamkeit verkündete¹²⁾, eine Bekehrung von seiner aufklärerischen Tugendreligion zum persönlichen Glauben an Jesus als den Gottessohn und Versöhner für alle Sünden erlebt. Er blickte von da ab mit Bedauern auf die vergangenen Breslauer Jahre zurück und schrieb nach Anhalt in bewegten Worten, daß er den Heiland gefunden habe und nichts lieber wolle, als daß seine Familie auch zu solchem Glauben komme. Als er 1780 seine Tochter Charlotte auf die Konfirmation vorbereitete, tat er dies unter Benutzung des herrnhutischen Leitfadens¹³⁾. 1782 machte er mit seiner Frau eine Art Erkundungsreise in die Brüdergemeinde. Sie besuchten Berthelsdorf und Niesky, Gnadenfrei und andere Brüderorte und fühlten sich beide zu der Gemeinde, ihrem Glauben und ihren kirchlichen Sitten so stark hingezogen, daß sie sich einig wurden, ihre drei Kinder Charlotte, Friedrich und Carl den Brüdern zur Erziehung und Ausbildung anzuvertrauen. Nach Stellung der Anträge und langwierigen Losbefragungen wurden Charlotte in Gnadenfrei, die beiden Söhne in Niesky aufgenommen (1782). Die Kinder — Charlotte war siebzehn, Friedrich vierzehn Jahre alt — freuten sich sehr auf diese Wendung ihres Lebens und gingen, von Vater und Mutter im herrnhutischen Geiste vorbereitet, voll gläubiger Erwartung in die neue Umgebung. Sie schrieben nachhaus, wie zufrieden und froh sie wären, und wie sie sich bemühten, den Heiland immer besser zu lieben. Im November 1783 starb ihnen die Mutter, und der Vater bat einen Bruder in Niesky, dem Sohn die traurige Nachricht zu übermitteln. Als er einige Wochen später selbst dem Sohn schrieb, suchte er

¹²⁾ nach E. R. Meyer a. a. O.

¹³⁾ „Hauptinhalt der Lehre Jesu.“

ihn mit religiösen Ausführungen zu trösten. Daraus dem Vater einen Vorwurf zu machen, wie es H. Meisner sehr betont tut, scheint mir dem Vater Unrecht zu tun und ihn allzustark mit modernem Maß zu messen.

Liest man den Brief, den Gottlieb Schleyermacher im September 1779 an Lavater schrieb, so gewinnt man den Eindruck, daß die Bekanntschaft mit dem Herrnhutertum und der Übertritt zu der spezifischen Christusfrömmigkeit der Brüdergemeinde ihm wie eine Befreiung von jahrelangem Irrtum vorgekommen ist. Man darf sagen, daß er — ohne formell der Brüdergemeinde beizutreten — ein vollkommener Herrnhuter wurde. In seinen Briefen tritt an die Stelle Gottes von nun an die Gestalt Jesu, der Gottessohn, die Versöhnung durch sein Blut, sein Erlösungswerk, und es wird sein Anliegen, sich und die Seinen zu immer innigerer Jesusliebe zu rufen und ihn als den einzigen und wahren Heiland zu verkündigen. Die Jesus-Frömmigkeit der Brüder wird so sehr die Mitte seines Glaubens, daß er in der ersten Aufwallung des Zornes und des Schmerzes dem Sohn den Vorwurf des Atheismus macht, als dieser wegen seiner Zweifel an der Gottessohnschaft Jesu und an seinem Versöhnungswerk aus der Brüdergemeinde ausscheiden will. Wie stark er sich den Brüdern zugehörig wußte, zeigt sich auch darin, daß er in der von ihnen geübten, sehr komplizierten Praxis des Loses wie sie eine unmittelbare Willenskundgebung des Heilandes sah, und z. B. nach dem Tode seiner Frau durch das Los eine zweite „Ehegehilfin“ suchte. Allerdings kam es dabei nicht zu einem eindeutigen Ergebnis. Aber als er dann Christiane Caroline Kühn, die Tochter eines Plesser Conditors, geheiratet hatte (1785), sorgte er doch dafür, daß sie alsbald durch einen Besuch in Gnadenfeld in die Glaubenswelt der Herrnhuter hineinkäme.

Bis 1778 hatte er, wie seine Predigten aus diesen Jahren erkennen lassen, und wie er 1790 dem Sohn schrieb, im Sinne der Aufklärung geglaubt, hatte von Gott, Tugend und Unsterblichkeit gesprochen, sich dort, wo er von den Lehren der Orthodoxie nicht überzeugt war, mit „Akkomodation“ beholfen und die dogmatischen Lehrstücke formelhaft und ohne persönliches Bekenntnis vorgetragen. Er behandelte damals, wie Dilthey es ausdrückt, „die religiöse Wahrheit als ein gewaltiges Erziehungsmittel, er sieht sie immer in Beziehung zu den Bedürfnissen der Menschen und zeigt sich sogar geneigt, nach dem Wechsel dieser Bedürfnisse die Wahrheit selbst zu modifizieren“. Mit dem Übergang in die Glaubenswelt des Herrnhutertums fielen alle diese Irrungen von ihm ab, und er wünscht sich nun, daß die Liebe des gekreuzigten Heilands sein Herz immer mehr erfülle, daß Jesus immer mehr eine Gestalt in ihm gewinne und er mit Paulus sprechen könne: ich lebe, aber nicht ich, sondern Jesus in mir.

Die aus dem Jahre 1782 erhaltene Predigt ist ganz herrnhutisch, brüderisch-christozentrisch und fordert zu inniger, gläubiger Jesusliebe auf. Die etwa zwanzig erhaltenen Predigten aus seinen beiden letzten Lebensjahren sind

geprägt von einer warmen, ja leidenschaftlichen Liebe zur Person Jesu, aus eigenem warmen Glauben entsprungen, ohne in Ausdruck und Gedanken direkt Herrnhutisches sichtbar werden zu lassen¹⁴). So kann die Frage entstehen, ob bei Schleyermacher das Feuer der ersten Liebe zum Herrnhutertum gegen Ende seines Lebens schwächer brannte. Dafür könnte sprechen, daß er seinem Sohn Carl, als dieser ebenso wie sein Bruder Friedrich sich von der Brüdergemeinde abwandte (1794) — er wurde später Apotheker — keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzte, und auch daß er sich in diesen Jahren sehr offen hält für die geistigen Strömungen der Zeit. Er hatte freilich sein Lebenlang immer viel gelesen, und Bücher waren seine Leidenschaft. 1792 schreibt er (Briefe I—96), daß seine Büchermanie ihm viel Kummer gemacht habe, und daß er oft genug erschrocken sei, wenn die Rechnungen kamen. So nimmt er am Studium des Sohnes in Halle und am Fortgang seiner Ausbildung lebhaften Anteil, empfiehlt ihm z. B. die Lektüre von Lessings Erziehung des Menschengeschlechts und Kants Kritik der reinen Vernunft, weist ihn auf theologische und philosophische Werke der Zeit hin, befaßt sich selbst mit Spinoza und Kant und bittet den Sohn um Bericht über die platonische und antike Philosophie. So hat also sein Herrnhutertum ihn nicht in Einseitigkeit und pietistische Enge geführt. — Aber es könnte auch sein, daß er mit Bedacht sich Zurückhaltung auferlegt und Vorsicht beobachtet hat. Denn 1785 hatte ihn das Breslauer reformierte Kirchendirektorium aufgefordert, sich gegen Vorwürfe zu verantworten, die gegen ihn erhoben wurden. Sie bestanden hauptsächlich darin, daß er sich öffentlich als Herrnhuter bekenne und somit sektiererische Neigungen zeige, und man droht ihm eine peinliche Disziplinar-Untersuchung an, wenn er die Vorwürfe nicht entkräften könne. Schleyermacher muß sehr erschrocken gewesen sein und mag sich wohl mit Bangigkeit an seine Jugenderlebnisse in der Ellerschen Rote erinnern haben: er schreibt sehr vorsichtig und gewunden zurück, und es ist nicht zu leugnen, daß er Einzelheiten gegen besseres Wissen falsch darstellt. Er war nahezu sechzig Jahre alt, und die ängstliche Sorge um das Geschick seiner Familie mag ihm die Feder geführt haben.

Die Forschung ist bei der Analyse der für das Verhältnis zwischen Vater und Sohn und zur Beurteilung des Vaters zur Verfügung stehenden archivalischen Unterlagen zu Ergebnissen gelangt, die dem Vater an vielen Stellen nicht gerecht werden. Das Urteil Diltheys über ihn ist noch maßvoll, um Objektivität bemüht, doch im ganzen kritisch und ablehnend. Er sagt zwar zur Frage der „Akkommodation“, man dürfe in dieser Epoche den Maßstab strengen, wissenschaftlichen Wahrheitsgefühls nicht anlegen, da das Gewissen diesen Männern noch keine richtende Instanz und sie ihm auch noch nicht verantwortlich gewesen seien, und er nennt Schleyermacher eine kräftige, lebensvolle Natur, die durch ihre Gesundheit und ihre energischen Bewegungen die Um-

¹⁴) Vgl. E. R. Meyer a. a. O., dessen Ausführungen ich vielfach folge (vgl. aber auch Anm. 7).

gebung mit Behagen erfüllt habe. Er erkennt auch an, daß er trotz enger Lebensverhältnisse sich dem, was in der Theologie und der Philosophie seiner Zeit vorgegangen sei, lebhaft zugewandt habe. Er erklärt aber auch, daß in ihm etwas Undiszipliniertes, Leidenschaftliches, Ruheloses, Zwiespältiges gewesen sei, daß die religiösen Probleme sich in ihm immer in Bewegung befunden hätten, und daß er sogar noch im vorgerückten Alter eine innere Umwandlung erlebt habe. Trotzdem aber sei dadurch sein innerer Kampf zwischen Glaube und Wissenschaft nicht beendet worden, und es sei eine Unsicherheit des Glaubens zurückgeblieben, die als ein leiser Unterton in seinem Kampf mit dem Sohne hörbar bleibe. Er nennt ihn einen schwer verständlichen Character, und meint, nur wenige Leser seiner Briefe an den Sohn würden nicht zuweilen ein starkes Gefühl der Mißbilligung empfinden, aber er fügt gerechterweise hinzu, daß bei dem Kenner der Verhältnisse solche Mißbilligung sich zu wehmütigem Verständnis wandle, mit dem erkannten menschliches Schicksal den Kundigen nur zu oft erfülle.

Demgegenüber ist das Urteil Meisners in den Vorworten zu seinen Briefauswahl-Bänden und in seiner nachgelassenen, von Mulert herausgegebenen Schrift „Schleiermachers Lehrjahre“ geradezu vernichtend. Er spricht von der geistigen Dumpfheit, die über Schleiermachers Familienleben gelegen habe, er nennt ihn unstet und reiselustig, schwankend zwischen wehleidigen Gefühlsäußerungen und philosophierenden Sentenzen, einen Mann, der von Zweifeln herumgeworfen und von zwiespältiger Stimmung gewesen sei, der von freimaurerischen Ideen zum Herrnhutertum sich gewandelt habe, dann aber wieder in religiöse Zweifel gefallen sei usw. Seine Ehe mit seiner ersten Frau sei alles andere als glücklich gewesen, und unbefriedigt durch das Ergebnis ihrer inneren Quälereien hätten sie sich der Sicherheit in die Arme geworfen, die sie in der Brüdergemeinde gesehen hätten. Ja, Meisner spricht den Verdacht aus, Schleiermacher habe seine Kinder deshalb in die Brüdergemeinde gebracht, weil er sie in seiner häuslichen Misere nicht länger heranwachsen lassen wollte. Er hätte ja doch selbst in die Brüdergemeinde eintreten können. Aber vielleicht habe er gemeint, daß „sein wenig inniges Verhältnis zu seiner Frau, die er übersah, besser in der Einsamkeit verborgen bliebe“. — Man hat bei Meisner immer wieder den Eindruck, daß er Tatsachen und Briefstellen, die sich ganz einfach und menschlich-natürlich erklären lassen, so interpretiert, daß nichts mehr von Sympathie für den Vater seines Helden Friedrich Schleiermacher übrig bleibt.

Erst E. R. Meyer¹⁵⁾ läßt aufgrund seiner eingehenden Forschungen, besonders auch in den Archiven der Brüdergemeinde, Gottlieb Schleiermacher mehr Gerechtigkeit widerfahren. Er betont sehr stark, und mit Recht, daß Schleiermacher eine völlige Bekehrung zum Herrnhutertum erlebt habe und läßt die

¹⁵⁾ Vgl. Anm. 1.

von Meisner mit so häßlichem Verdacht gestellte Frage offen, warum er nicht — unter Verzicht auf sein Amt in Anhalt und bei der Armee — selbst Mitglied der Brüdergemeinde geworden sei. Unter den möglichen Gründen für Schleyermachers Herrnhutertum auf eigne Hand führt Meyer gerechterweise an, daß er vielleicht sich seiner Exulantengemeinde zu stark verbunden gefühlt habe, daß die Fürstin von Anhalt-Pleß, eine Herrnhuterin in der Stille, ihn vielleicht in Pleß festgehalten habe, oder daß er vielleicht gemeint habe, auf seinen Reisen mehr im Sinne des Glaubens der Brüder wirken zu können. — Meyer hat tiefes Verständnis für die tragische Verwicklung, in die Vater und Sohn 1787 gerieten, als der Sohn aus Mitgefühl und Ängstlichkeit den Vater nicht deutlich genug und viel zu spät über den Umschwung in seinem Glaubensleben informierte, und der Vater darum wie vom Blitz getroffen war, als der Sohn endlich deutlich zu werden von der Leitung in Barby gezwungen wurde, in Zorn und Schmerz reagierte und sich den Schlag, den der Sohn ihm zufügte, nur durch dessen eitles und stolzes Herz erklären konnte. Beide Eltern hatten ja schon früher den scharfen kritischen Verstand des jungen Friedrich als eine Gefahr für seine geistige Entwicklung angesehen. „Kein fühlendes Herz wird (des Vaters Antwort) ohne Erschütterung lesen, ohne innigstes Mitleid mit dem im Innersten getroffenen Vater, ohne herzliches Mitgefühl mit dem schwergeprüften Sohn, den die Verkennung durch den Vater völlig niederschmetterte.“ — Aber Meyer macht dem Vater, wie mir scheint in übertriebener Weise den Vorwurf, in seiner Rechtfertigung von 1785 (vgl. oben) aus Menschenfurcht feige den Tatbestand verschleiern zu haben und dabei bis zur Unwahrhaftigkeit gegangen zu sein, und nennt diese Rechtfertigung ein klägliches Schriftstück. Er verlangt sicher zu viel von ihm, wenn er meint, daß er den Gegenbeweis hätte antreten müssen, „daß die Brüder ihn nicht zu seinem Amt untüchtig, sondern durch Vermittlung des Christusglaubens erst recht tüchtig gemacht und das dogmatisch-konfessionelle Interesse in ihm geschwächt hätten, — aber was er da verloren habe, glaube er an religiöser Kraft gewonnen zu haben“. Gewiß, eine solche Verteidigung wäre „wahrhaftig und mutig“ gewesen, aber sie hätte bei der damaligen konfessionellen Engherzigkeit wahrscheinlich seine und seiner Familie Existenz schwer geschädigt, wenn nicht vernichtet. Daß er sie zu bewahren suchte, sollte man ihm nicht mit so harten, ihn (und viele andre!) überfordernden Worten vorwerfen.

Auf Meyer fußend, sieht Joh. Wendland¹⁶⁾ bei dem Großvater Daniel, dem Vater Gottlieb und dem Sohn Friedrich denselben Grundzug des geistigen Lebens. Ihre Frömmigkeit sei eng mit einem intensiven Gefühlsleben verbunden gewesen, das ins Exzentrische überzugehen geneigt war. Mit dieser ins Schwärmerische gehenden Frömmigkeit seien der nüchterne Verstand und die besonnene Sittlichkeit nicht immer ausgeglichen gewesen. Bei dem Vater wie dem Großvater sei diese mangelnde Harmonie das Unglück ihres Lebens geworden.

¹⁶⁾ Vgl. Anm. 1.

Besonders beim Vater sei es deutlich, daß er einen Ausgleich zwischen den verschiedenen, sein reiches Geistesleben befruchtenden Mächten nie erreicht habe. Bei seinem Umschwung zum Herrnhutertum, der rein aus dem Gefühl erfolgte, habe er seine Verstandesbedenken nur in den Hintergrund geschoben, aber nicht theologisch überwunden. So sei es dann von 1791 an zu einer rückläufigen Bewegung gekommen, er sei bis ins Alter hinein nicht „fertig“ gewesen. Erst der Sohn, der von der gleichen geistigen Struktur war, habe die Harmonie des Lebens erreicht, die der Vater wie der Großvater nicht erlangen konnten. Es seien zwar auch bei ihm Spannungen geblieben, aber sie hätten den Reichtum seines inneren Lebens gebildet. Auch Wendland hebt des Vaters Scheu vor Konflikten und seine Ängstlichkeit hervor, muß aber zugeben, daß auch der Sohn zu lange gegen den Vater schwieg und erst nach langem Zögern offen und ehrlich sich zu seiner Wandlung in Barby bekannte.

H. Hering¹⁷⁾, der am unbefangenen Gottlieb Schleyermacher gegenübersteht, meint, die Krise zwischen Vater und Sohn, die 1787 so plötzlich zum Ausbruch kam, wäre einer Sonderbehandlung wert. „Es dürfte sich dann mancher der Schatten mildern, die bis heute einer unbefangenen Würdigung dieses Mannes, der an einer unverschuldeten Vergangenheit sein Kreuz trug, im Wege stehen.“ Der Zug des Tragischen, der seinem Leben aufgeprägt sei, und der am schmerzlichsten in der jahrelangen Entfremdung des genialen Sohnes vom Vater sichtbar werde, den der Vater in der Krisis seiner Entwicklung nicht verstand wie umgekehrt der Sohn den Vater nicht verstehen konnte, ist nach Herings Meinung von den Biographen des Sohnes nicht deutlich genug gesehen worden und habe sie an einer gerechten Beurteilung des Vaters gehindert.

Es kann hier nicht ausführlich auf den 1787 ausgebrochenen Konflikt zwischen Gottlieb Schleyermacher und seinem berühmten Sohn Friedrich eingegangen werden. Sicher ist, daß es zu einer beiden Seiten schmerzlichen Entfremdung kam. Daß sie „jahrelang“ dauerte, ist im wörtlichen Verstande richtig, aber im Sinne des Sprachgebrauchs doch wohl übertrieben: sie dauerte drei Jahre, bis 1790. Von einer Katastrophe zu sprechen, scheint mir ebenfalls übertrieben, auch wenn der Vater in seiner ersten furchtbaren Bestürzung es so angesehen haben mag. Im selben Brief, in dem er dem Sohne die bittersten Vorwürfe macht, ja in seiner entsetzlichen Enttäuschung sich von ihm vor Gottes Altar als geschieden hinstellt, ringt er sich zuletzt durch allen Zorn und alle Bitterkeit zu der väterlichen Liebe durch, die dem Sohne den Weg freigibt. Niemand wird erwarten dürfen, daß ein Vater seinen neunzehnjährigen studierenden Sohn, den er „so fein laufen“ sah, und der ihm plötzlich mitteilt, daß er einen völlig andern Weg einschlagen wolle, ohne schmerzliche Bewegung und ohne Widerstand werde ziehen lassen. Mag der Sohn noch so gute Gründe für seinen Entschluß anführen, — welcher Vater wird sie objektiv würdigen können,

¹⁷⁾ Vgl. Anm. 1.

dem dadurch Hoffnungen zerschlagen werden, die er auf seinen Sohn gesetzt hat? Und welcher Sohn wird sich nicht unverstanden fühlen und sich fürs erste in sich selbst zurückziehen? Es hieße doch wohl von Vätern und Söhnen zuviel verlangen, wenn solche Aufbrüche der Söhne zu neuen Ufern — wer weiß denn, ob man gesund und wohlbehalten ankommt? — ohne Wunden der Herzen vor sich gehen sollen.

Schließlich lassen sich diese Wunden verbinden, und zuletzt heilen sie auch. Schmerz, Groll, Enttäuschung machen früher oder später einer ruhigeren Beurteilung Platz. So hat der Sohn nicht aufgehört, um das Verständnis und die Liebe des Vaters zu werben, und der Vater hat nach und nach neues Vertrauen zum Sohne gefaßt. Er schreibt ihm nach Halle, sucht ihn beim Studium zu beraten, stellt Fragen, nimmt Anteil an seinem Ergehen. Der Sohn vergißt nie den schuldigen Respekt, er versichert nicht nur den Vater, sondern auch die Stiefmutter und die kleinen Stiefgeschwister seiner herzlichen Liebe, er läßt „die liebe Mutter“ grüßen, und spricht sich voller Vertrauen über den Fortgang seiner Studien aus. Mag auch in den ersten Monaten nach jener übermäßig mit Gefühlen beladenen Zerreißprobe noch ein gewisses Zögern, ein Sichbeobachten, ein schmerzliches Verharren, ein vorsichtiges Abwarten in der Korrespondenz vorhanden sein, so wird der Ton doch allmählich freier, unbefangener, mit den veränderten Tatsachen rechnend und das beste daraus zu machen suchend.

Wenn oft darauf hingewiesen wird, daß der Sohn den Vater seit 1782 nicht mehr wiedergesehen habe und daraus gefolgert wird, daß der Vater seiner ganzen Natur nach kein normales Verhältnis zu seinem Sohn gewinnen konnte und später in seinem Groll gegen ihn verharrte, so sollte man nicht vergessen, daß Niesky und Barby weit außerhalb des väterlichen Reisebezirks lagen, und daß ein Zusammentreffen beider in Gnadenfrei, wo der Vater mehrfach die Tochter Charlotte besuchte, dem Sohn aus brüderisch-pädagogischen Gründen nicht gestattet wurde.

Von einem solchen Besuch des Vaters bei Charlotte in Gnadenfrei, an seinem Geburtstag im Mai 1790, datiert dann die endgültige und völlige Versöhnung des Vaters mit dem Sohn. Die Wunden, die sein Herz dreieinhalb Jahre zuvor erlitten hatte, waren geheilt. Charlotte¹⁸⁾ war Friedrichs Vertraute schon

¹⁸⁾ Charlotte Schleyermacher — darauf macht E. R. Meyer mit Recht aufmerksam — erinnert an Goethes „schöne Seele“ Sus. Kath. von Klettenberg. Mit viel Verstand verband sich bei ihr — wie bei ihrem Bruder Friedrich — ein starkes Gefühlsleben. Sie hat als junges Mädchen schon in Anhalt 1782, gleich nach der Rückkehr der Eltern von der Erkundungsreise nach Niesky, Gnadenfrei usw. den Wunsch und die Bitte ausgesprochen, Mitglied der Brüdergemeinde zu werden. Sie wurde in Gnadenfrei eine echte, mit inniger Liebe an der Gemeinde hängende Herrnhuterin, in Tagebüchern und Briefen viel und ängstlich über ihren Gnadenstand reflektierend. Sie wußte aber auch Stücke aus dem Messias, aus Goethes und Schillers Dichtungen vorzutragen. Der Vater besuchte sie in Gnadenfrei, er kam ja auf seinen Dienstreisen dicht daran vorbei. 1786 war sie einige Monate in Anhalt, doch sehnte sie sich nach der klösterlichen Ruhe ihres Lebens in Gnadenfrei zurück.

immer gewesen und zahlreiche Briefe gingen schon seit 1782 zwischen Gnadenfrei und Niesky hin und her. An jenem Geburtstag nun las die Tochter dem Vater aus Friedrichs jüngsten Briefen vor. Der Dreiundsechzigjährige fühlte, wie ganz anders hier die Sprache des Sohnes klang, wieviel freier, offener, vertrauter als in den Briefen, die er erhielt. Die letzten Schatten wichen von ihm und er sah den Sohn mit neuen Augen. Er bat ihn — da Lotte mit seinen Briefen „abgöttisch geizig“ sei — doch auch ihm so zu schreiben, und ihn doch als seinen zärtlichsten Freund zu betrachten, nicht als den strengen Vater. Man wird aber daraus kaum schließen dürfen, daß des Vaters brüderische Gesinnung damals dem Erkalten nahe gewesen sei, denn noch 1792 schreibt er, er sei froh, daß sein Sohn Carl in Niesky sei, und bittet Friedrich, er möge ihn ja nicht in seinem herrnhutischen Glauben verwirren. Er hat keinen ernsthaften Einspruch erhoben, als Carl auch aus der Brüdergemeinde ausschied, aber da stand er schon wenige Monate vor seinem Tode.

Das Leben Gottlieb Schleyermachers in seinem letzten Jahrzehnt, in seinem Doppelamt als Gemeindepfarrer und reformierter Prediger in allen schlesischen Garnisonen, war arbeitsreich und belastet mit Familiensorgen. Er war 58 Jahre alt, als er zum zweiten Mal heiratete, und es wurden ihm in dieser Ehe drei Töchter geboren. Ein Sohn kam 1794, sieben Monate vor dem Tode des Vaters, tot zur Welt. — Anna Maria Louise, am 18. Februar 1786 geboren, hat später ihrem Stiefbruder, als er in Halle Professor war, die Hauswirtschaft geführt. Sie wurde die Gattin von Ernst Moritz Arndt und starb hochbetagt 1869 in Bonn. Taufzeugen waren der Fürst Friedrich Erdmann von Anhalt-Pleß, sein Sohn Prinz Friedrich Ferdinand und seine Tochter Prinzessin Anna, sowie Louise von Wecktersbach, Reichsgräfin von Ysenburg. Auch unter den Paten der am 24. August 1788 geborenen Sophia Caroline befinden sich hohe Standespersonen aus Schleyermachers Lebenskreis: der Prinz Friedrich Ferdinand von Anhalt, der Graf Heinrich XXXVIII. Reuß, der Graf Haugwitz zu Rogau, Rittmeister von Bandemer zu Klein Glogau, Forstsekretär Moore zu Oppeln, die Generalin von Dallwig zu Ratibor, die Generalin von Kalkstein zu Brieg, die Obristin von Boyen zu Constadt, Frau von Ponikau zu Albrechtsdorf. Gegenwärtige Zeugen waren bei der Taufe zu Anhalt Steuereinnahmer von Seelen, Stallmeister Dietrich und Regierungsassessor von Schütz mit Frau Forstmeisterin von Schütz, alle aus Pleß. Es müßte interessant sein, festzustellen, wieviele dieser Personen offene oder stille Herrnhuter waren. — Am 3. Juni 1791 wurde Charlotte Friederike Wilhelmine geboren. Zeugen in Anhalt waren der Vogt der Gemeinde Andreas Berger und seine Frau. Paten waren die Schwiegermutter, Witwe des Konditors Kühn aus Pleß (diese war als einzige anwesend), mehrere Glieder der Kühnschen Familie, zwei in Arnheim wohnende Nichten

Sie war hier in verschiedenen Stellungen tätig, als Hauslehrerin, Internatslehrerin u. a. Friedrich besuchte sie wiederholt. 1813 zog sie zu ihm nach Berlin, und unterrichtete hier bis 1825 seine Kinder. Ihren Lebensabend verbrachte sie im Haus der Berliner Herrnhuter in der Wilhelmstraße. Auszüge aus ihren Tagebüchern bei Meyer a. a. O.

und die Geschwister Charlotte und Friedrich Schleyermacher. Friedrich hatte die Patenschaft mit großer Freude angenommen, und sie sollte gewiß nach dem Willen des Vaters die völlige Versöhnung mit dem Sohn deutlich bekunden ¹⁹⁾).

Daß die Versorgung dieser drei kleinen Mädchen dem nun über sechzig Jahre alten Manne manche Schwierigkeiten bereitete, geht aus seinen wiederholten Klagen und Bitten um finanzielle Besserstellung hervor. Die mitgeteilten Briefe jener Jahre geben davon Kunde. Es sei hier auf sie verwiesen. Sie bezeugen auch zusammen mit den Konfirmationseintragungen im Anhalter Kirchenbuch, wie ausgedehnt und mühsam immer noch Schleyermachers Reisen als Feldprediger gewesen sein müssen, und wie er bis zuletzt sich aller Anliegen seiner Gemeinde Anhalt treulich annahm. Er starb am 2. September 1794 „nach einer 7tägigen Krankheit an einem hitzigen Fieber“ und wurde am 5. d. M. beerdigt. Auf seinem Grabstein, der ihm 1860 gesetzt wurde, stehen die Worte: „Hier ruhet Joh. Gottl. Ad. Schleiermacher, erster reformierter Pastor zu Anhalt, geb. d. 5. Mai 1727 gest. d. 2. September 1794 ²⁰⁾.“

Seine Witwe starb 1828 bei ihrem Schwiegersohn, dem Schulrektor Just in Biala. Sie erhielt eine Pension von 100 Rtl aus der reformierten Prediger-Witwen- und Waisenkasse. 1807 hatte „der fürstliche Musicus Samuel Just, aus Sachsen gebürtig, die Demoiselle Sophie Caroline Schleyermacher, zweite Tochter zweiter Ehe des seel. Herrn Pastoris Schleyermacher zu Anhalt“ geheiratet. Wenn dieser nicht mit dem Schulrektor Just identisch ist, so hätte auch die jüngste Tochter, Friedrich Schleiermachers Patenkind, einen Mann gefunden. Die älteste wurde, wie schon erwähnt, die Frau von E. M. Arndt.

Friedrich Schleiermacher trauerte sehr um seinen Vater. Selbst Meisner gibt zu, er sei dem Sohne ein Freund geworden, der ihm nicht bloß Ratschläge erteilte, sondern ihn zum Mitwisser und Helfer in allerlei kleinen Sorgen gemacht hätte. Der Bruder schreibt am 13. Oktober 1794 an die Schwester Charlotte: „Wir haben ein seltenes Glück besessen und verloren. Seine liebevolle zärtliche Seele steht in tausend Bildern vor mir. Ich empfinde einen unersetzlichen Verlust . . . Es gibt eine Periode in meinem Leben, wo ich das Herz des vortrefflichen Vaters verkannte. Eine gewisse Kälte gegen ihn, welche daraus entstand, erscheint mir als die dunkelste Seite meines Lebens. Doch ich habe mein Unrecht im stillen erkannt und er hat verziehen, ohne daß ich darum gebeten hatte. Ich habe sein Herz seitdem besser schätzen gelernt und ihm doch einige Jahre mit warmer ganzer Liebe und offener Vertraulichkeit gelohnt.“

Dieser ergreifende Nachruf führt auf den Gedanken, daß es doch wohl zu billig ist, Gottlieb Schleyermacher vorzugsweise an seiner Reaktion auf jenen,

¹⁹⁾ Nach „Schleiermacheriana“ in Corresp.bl. s. Anm. 8.

²⁰⁾ Der Friedhof wurde 1945 f. völlig verwüstet. Der große, würfelförmige Sockel von Schl.'s Grab mit der Inschrift steht noch. Das Sandsteinkreuz ist abgeschlagen.

ihn aus allen seinen Hoffnungen reißenden Brief des Sohnes vom Jahre 1787 zu messen. Der Brief bezeichnet nur eine Episode in einem bewegten, unter mancher Unruhe und menschlichen Schwachheiten doch in ernstem Suchen, in fleißiger Arbeit und großer Treue verbrachten Leben. Die Worte des Sohnes ehren beide, ihn selbst wie seinen Vater. Man wird H. Hering zustimmen müssen, der Johann Gottlieb Adolph Schleyermacher das Signum erteilt: „Edelmetall nicht ohne Schlacken“, und der von ihm sagt: „Es wäre wohl der Mühe wert, diesen Mann einmal monographisch zu behandeln“.

Andreas Wackwitz

Briefe Johann Gottlieb Adolph Schleyermachers

*Über die Gründung der Gemeinde Anhalt und seine Amtstätigkeit als deren
Pfarrer und als reformierter Garnisonsprediger, sowie sein
Schriftwechsel mit Lavater.*

Plessner Archiv

Acta betr. Etablierung der

Kolonie Anhalt, 1770—1773.

(Schleyermacher an den fürstlichen Kammerdirektor Wientzek in Pleß)

Hochwohlgebohrer Herr,

besonders hochzuehrender Herr Regierungsrath!

Die glückliche Ankunft der Seiffersdorfer Emigranten ist mir durch den Herrn Kammerassessor Neuwerths unterm 29. May gemeldet worden, welches Schreiben ich auch den 12ten dieses, sobald ich nur vom Wagen gestiegen, beantwortet; da ich aber vermute, daß erwähnter Herr Kammerassessor, mit dem ich über einen so wichtigen Vorfall gern correspondiren wollen, durch seine auswärtigen Geschäfte daran verhindert wird, so nehme mir die Freiheit in Ansehung der Unterstützung dieser armen Leute an Euer Wohlgeboren mich zu wenden. Was nun meine Wenigkeit dabei ausrichten kann, wäre dieses: Daß man zuvörderst bei der allgemeinen Kollekte, welche diesen Leuten in allen Königlichen Ländern bewilligt ist, sie an manchen Orten besonders empfehlen könnte, welches auch gewiß geschehen wird, sobald ich nur werde erfahren haben, auf welche Art diese Kollekte veranstaltet wird. Demnächst aber auch, daß sowohl zu Erbauung einer Kirche als auch Unterhaltung eines Predigers und Schulmeisters eine auswärtige Kollekte gehalten werde. Ich würde auch schon nach Holland und anderenorts hin geschrieben haben, wenn ich nicht befürchtete, daß ein so nützliches Unternehmen durch Übereilung und Mangel nachdrücklicher Vorstellungen gleich anfangs könne verdorben werden. Es scheint mir zu einem glücklichen

Fortgang dieses Unternehmens höchstnötig, daß man erstlich das eigentliche Herkommen dieser Leute — wie lange sie in Polen gewesen — was sie anfänglich für Freiheiten genossen, wie ihnen diese entzogen und was für Bedrückungen ihnen angetan wurden, nachdrücklich vorstelle. Demnächst dann auch ihre Anzahl, gegenwärtige Lage und Bedürfnisse, und was Ihre Hochfürstliche Durchlaucht bereits für sie getan haben und noch tun werden, genau anzeige. Sobald ich den Stoff zu einem solchen Aufsatz von Euer Wohlgeboren Gewogenheit werde erhalten haben, wird es mein angenehmstes Geschäft sein, eine schriftliche Vorstellung davon zu verfertigen und solche alsdann Euer Wohlgeboren zur Beurteilung und einer Hochfürstlichen Plessischen Regierung zur Autorisation zu übersenden. Sollte sich jemand finden, der selbst eine Reise nach Holland und England zum Besten dieser Leute übernehmen wollte, so würde davon freilich mehr als durch Schreiben könne erwartet werden. Unterdessen haben sie, wie ich gestern von dem Herrn Kriegs-Rath von Kloeber vernahm, bereits 510 Reichstaler von der Kammer erhalten. Ich hoffe auch nächstens von der hiesigen reformierten Gemeinde etwas zu bekommen, so ich alsdann gleich einsende. Ich wünsche nur, daß jetzt gleich ein mäßiges Auskommen zur Unterhaltung eines geschickten Schulmeisters könnte festgesetzt werden, so würde ich um ein tüchtiges Subjekt entweder nach Lissa oder nach dem Anhaltischen, wo es dergleichen Leute gibt, schreiben. Vielleicht haben Ihre Durchlaucht die hohe Gnade, mittels Bewilligung eines Deputats und freier Wohnung dazu den Grund zu legen, und da die Leute bis jetzt noch ihre Kinder nicht zu sehr zu ihrem Dienste bedürfen, so würde ein guter Schulmeister hier um so viel nützlicher sein können ²¹⁾).

Ich habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung zu sein

Breslau, den
26. Juni 1770.

euer Wohlgeboren
gehorsamst ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

* * *

Plessner Archiv
Acta betr. Etablierung der
Kolonie Anhalt, 1770—1773.

(Schleyermacher an den fürstl. Kammerdirektor Wientzek in Pleß)

Wohlgeborener Herr, Hochgeehrtester Herr Regierungsrath!

Euer Wohlgeboren danke ergebenst für die unterm 3. v. Mts. mir erteilte Nachricht. Ich habe auch bei dem Berlinischen Kirchen-Direktorio bereits Gebrauch

²¹⁾ Sobald Schl. von der geglückten Emigration Kenntnis erhält, dringt er auf die Anstellung eines Schulmeisters und bereitet sich darauf vor, für die Kolonisten zu kollektieren. Mit Ausnahme des Lavater-Briefwechsels sind alle Brieftexte in der Orthographie vom Verf. modernisiert worden.

davon gemacht und gebeten, daß solche bei Ausschreibung der Kirchenkollekte zum Besten der neuen Kolonisten angewandt werden möge. Was nun die auswärtige Kollekte betrifft, so habe wohl schon nach Holland und nach der Schweiz geschrieben. Hoffe auch bald zu erfahren, wie solche daselbst auf die vorteilhafteste Weise anzustellen sei. Da ich aber vermute, daß man hiermit als einer Religionssache mich an die Synoden verweisen werde, so dürfte die etwa von daher zu erwartende Hilfe zur Beschleunigung des bereits angefangenen Baues vielleicht wohl zu spät kommen²²⁾. Unterdessen wird das nachher zur Unterhaltung eines Predigers und Schulmeisters noch immer können gebraucht werden; ich hoffe nun aber in vier oder 5 Wochen, das Glück zu haben, mit Euer Wohlgeboren selbst wegen der besten Mittel zu sprechen, um die armen Leute so viel als möglich zu unterstützen. Jetzt habe nicht ermangeln wollen, nur noch zu melden, wie daß ich vor einigen Tagen von dem Herrn Kriegsrat von Kloeber erfuhr, das des Ministers Excellenz wegen der von dem Herrn Landrat neulich angebrachten Forderung des in dem Königl. Patent versprochenen Beneficii von 8 Rth für jedes Gebinde²³⁾, an die Neumärckische, Pommersche und Preußische Kammern haben schreiben und sich von ihnen eine Erklärung desfalls ausbitten lassen. Der Herr Kriegsrat sagte mir, daß so geneigt Ihre Excellenz auch wären, diesen Leuten zu helfen, sie dennoch durch diese Summe, welche sich nach der gemachten Rechnung von 14²⁴⁾ Gebinde auf jedes Haus an 4000 Rth belief, etwas erschreckt worden wären. Unterdessen, da sowohl der Minister selbst in der Tat diesen Leuten gewogen, als auch insbesondere der Herr Kriegsrat von Kloeber, der vieles bei seiner Excellenz gilt, ein Mann von dem vortrefflichsten Charakter und ein wahrer Menschenfreund ist²⁵⁾, so habe ich die Hoffnung, daß diese ansehnliche Unterstützung doch noch bewilligt werden dürfte, ohngeachtet man bei der Kammer schon damit umgeht, die 14 Gebinde auf 4 von jedem Hause zu reduzieren. Ich habe dieses Euer Wohlgeboren nur deswegen melden wollen, um den Herrn Landrat zu instruieren, daß er von der einmal getanen Forderung nicht so bald nachlassen möchte, indem ich an den Herrn Kriegsrat von Kloeber, der mein sehr guter Gönner und Freund ist, bemerkt habe, daß des Ministers Excel-

²²⁾ Schl. hat die Kollekten-Aktion begonnen. Er stellt — bei Gelegenheit seiner herbstlichen Amtreise — seinen Besuch in Pleß in Aussicht.

²³⁾ Der Bauplan der fürstl. Kammer, die als Bauherr auftrat, sah 32 Doppelhäuser für 64 Familien vor, jedes etwa 20 m lang, mit je 16 Dachbalken-Paaren, d. h. 16 „Gebinden“. Für jedes Gebind war eine königl. Beihilfe von 8 Rtl zugesichert worden, im ganzen also 4096 Rtl. Der Kostenanschlag der Plesser Kammer belief sich auf 14 500 Rtl, aber er war nur aus optischen Gründen so hoch angesetzt. Im internen Aktenverkehr veranschlagte die Kammer die Gesamtkosten auf reichlich 6400 Rtl. Die fehlenden rd. 2300 Rtl mußte der Fürst zuschießen, der ein Interesse daran hatte, des Königs Kolonisationswerk zu fördern, da er im 7jäh. Krieg als Div. General im franz. Heer gestanden hatte. — Daß die Kammer hoffte, auch die eingehenden Kollekten für den Aufbau verwenden zu können (sie mußte ja auch noch das Bethaus mit Schule und Wohnungen für Prediger und Lehrer bauen), ist verständlich. Daß der Minister Graf Hoym sich der Erfüllung der Zusagen zu entziehen versuchte, wirft ein sehr ungünstiges Licht auf seinen Charakter wie auf seine Verwaltungspraxis. Es lag hauptsächlich an ihm, daß der Aufbau ins Stocken geriet und die Kolonisten sich den größten Schwierigkeiten gegenüber sahen. — Schl. will nicht glauben, daß der Minister kaltblütig sein Wort brechen werde, hält es aber doch für sehr angezeigt, eine direkte Intervention der Kolonisten beim König vorzuschlagen.

²⁴⁾ Wahrscheinlich Schreibfehler Schl.'s. Es muß 16 heißen.

²⁵⁾ Vielleicht ein Logenbruder Schl.'s.

lenz vielleicht, nur mehr, um sich zu decken, als wohl um dem Könige etwas zu ersparen, an erwähnte Kammern haben schreiben lassen. Ich tat auch selbst dem Herrn Kriegsrat die Vorstellung, daß diese Forderung mir in der Tat nicht zu übertrieben vorkäme, in dem sie doch kaum mehr als 10 procento ausmachen würde, und dies ist, wie ich glaube, eine gewöhnliche Vergütung, die der König den Ausländern, welche in seinen Landen sich aufbauen, bewilligt. Es scheint zwar, als wenn das Königliche Patent bei diesen Beneficien die Einschränkung nur auf solche neue Ankömmlinge mache, die sich auf den Königlichen Domänen etablieren; ich glaube aber auch, daß bei diesen und andern Einwendungen, die man machen dürfte, hier eine Ausnahme stattfinden möchte, angesehen, daß diese armen Leute einen ziemlichen Wohlstand verlassen und doch auch andererseits nicht so gar leer herübergekommen sind.

Der Herr Kriegsrat von Kloeber hat mir versprochen, es mich wissen zu lassen, sobald die von den verschiedenen Kammern verlangte Erklärung angekommen sein würde, — da ich denn das, was etwa zum Besten der Kolonisten ferner zu tun sein möchte, von Euer Wohlgeboren zu erfahren hoffe. Übrigens glaube ich allerdings, daß man bei Ihro Majestät unsres Königs auf 3. September aus dem Österreichischen Lager zu erfolgenden und ohne Zweifel vergnügten Zurückkunft eine sehr gute Gelegenheit haben würde, für die Kolonisten etwas ansehnliches zu erbitten, besonders zu künftiger Unterhaltung eines Predigers und Schulmeisters, wenn man nur erst einen dazu schicklichen Fonds anzuweisen wüßte. Euer Wohlgeboren haben täglich Gelegenheit, die Gesinnung Ihro Durchlaucht des gnädigsten Fürsten über eins und anderes zu erfahren; ich aber werde mich glücklich schätzen, wenn ich nach meiner Wenigkeit irgend etwas sollte beitragen können, Höchstderoselben huldreiche Absichten befördern zu helfen.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu sein

Breslau, den
3. August 1770.

Euer Wohlgeboren
G. Schleyermacher
gehorsamst ergebenster Diener

* * *

Zentralbibliothek Zürich
F. A. Lav. Ms. 525.

(Schleyermacher an Lavater)

Verehrungswerther Herr und Mitarbeiter in Christo!

Euer Hochehrwürden sind bei uns als ein aufrichtiger Verehrer und Beförderer der Warheit und Tugend so bekandt, daß man wie ich glaube weiter keiner besondern Empfelung um sich geradezu an Sie zu wenden bedarf als des Antrags

einer guten Sache, die Unterstützung nötig hat. Ich befinde mich eben in einem solchen Verhältnis das mich gewissermaßen verpflichtet, den Beistand aller derer zu suchen, von denen ich glaube, daß sie den Willen und das Vermögen haben einem guten Werk aufzuhelfen. Es betrifft aber solches die Pflanzung einer reformirten Deutschen Gemeinde in Ober-Schlesien, deren Glieder aus Pohlen wegen Gewissenszwang neulich emigrierte Colonisten sind. Diese Leute haben sonst in viel größerer Anzahl das in Klein Pohlen drei Meilen von der Schlesiischen Grenze gelegene Dorf Seiffersdorf bewohnt, auch ehemals eine Kirche daselbst gehabt. Nachdem aber diese ihnen genommen worden, so sind bei ermangelndem Unterricht und durch Betreibung der Catholischen Clerisey nach und nach ihrer viele von der reformirten Confession zu der Catholischen übergetreten. Die übrige, in einigen und 60 Familien bestehende Einwohner haben unter mancherlei Bedrückung bei ihrem Bekändtniss noch standhaft ausgehalten, jedoch nach einer Erlösung sich sehr gesehnet. In diesem traurigen Verhältnis fand ich sie, als ich zum erstenmahl A^o 60 die Garnison zu Pleß besuchte. (Denn es war ihnen einige Jahre vorher vergönnt worden, nach diesem drei Meilen von ihnen gelegnem Orte jedes halbe Jahr, wenn der Schlesische reformirte Feldprediger der Garnison daselbst das hl. Abendmahl reichen mußte, hinzukommen um da ihre Andacht zu halten.) Seitdem haben sie diese Gelegenheit niemahls versäumt, Sie brachten auch allemahl ihre Kinder zum Unterricht mit, da ich denn ihr sehnliches Verlangen nach besserer Erkenntnis oft mit Tränen ansah, und doch weil sie nicht lange abwesend seyn durften nur sehr unvollkommen befriedigen konnte. Zu Hause wurde ihnen durch mancherlei Verfolgung, welche Gewalt und List ihrem bekehrsüchtigen Dorfpriester eingaben, hart zugesetzt. Um seinen Vortrag anzuhören, trieb man sie mit Gewalt in die catholische Kirche und Taufen und Trauungen wurden ihnen überaus schwer gemacht, sodaß sie die letzten Jahre her durch oft wiederholte Räuberein der konföderirten Pohlen aufs äußerste gebracht, sich endlich vor drei Monaten ²⁶⁾ genötigt sahen, das flebile beneficium emigrandi zu ergreifen und mit Verlassung ihrer Gründe, der darauf bestellten Winter- und Sommersaat und eines mittelmäßigen Wohlstandes, auch aller andern Bequemlichkeiten — sich unter Königl. Preuß. Landeshoheit nach Schlesien zu begeben. Sie haben sich in der Herrschaft Pleß, welche dem Fürsten Friedrich Erdmann zu Anhalt gehöret, niedergelassen. Der Fürst hat ihnen ein ganzes Vorwerck mit aller Winter- und Sommersaat eingeräumt, sie mit Lebensmitteln versehen, das Vorwercks-Feld unentgeltlich unter sie vertheilet, ihnen fünf frei Jahre versprochen, und auch bereits den Anfang gemacht, ein eigenes Dorf für sie erbauen zu lassen. Diese Leute, welche mehrentheils Weber, überhaupt aber alle arbeitsam und fleißig sind, genießen überdem auch noch ander ansehnlicher Beneficien, welche unser allergnädigster König ihnen angedeihen lässet. Das alles aber will noch nicht hinreichen, um diese Gemeine, die schon ziemlich zahlreich ist, da sie mehr denn 350 Seelen ausmacht und die bei denen in Pohlen noch fortdauernden Unruhen aller Vermutung nach noch mehr Zuwachs erhalten

²⁶⁾ Demnach ist der Brief im August 1770 geschrieben.

wird, auf einem dauerhaften Grunde zu befestigen. Es fehlt noch an einem Fond zu Erbauung einer Kirche und dazu gehörenden Pfarr- und Schulhauses wie auch zu Unterhaltung eines Predigers und Schulmeisters. Hierzu aber wird ein ansehnliches Capital erfordert, wozu man, ohngeachtet der in allen Königlichen Provinzen diesen Leuten bewilligten Haus- und Kirchen-Collecte sich dennoch in unsern Ländern keine Hoffnung machen darf.

Ew. Hohehrwürden haben das Glück, in einem Lande zu wohnen, worin es viele rechtschaffene Christen gibt, für deren thätiges Mitleiden die arme Emigranten für die ich bitte ein sehr würdiger Gegenstand sind. Sie verdienen Ihre wohlthuernde Liebe wegen der besondern Treue, womit sie unter sovielen Drangsalen standhaft ausgehalten — wegen der Aufopferung eines mittelmäßigen Wohlstandes, der die billige Belohnung ihrer Arbeiten war, und insbesondere wegen ihres aufrichtigen Verlangens nach Erkenntnis, welches zu befriedigen die Hauptsache ist, die sowohl ihnen als auch besonders mir, ihrem bisherigen Seelsorger²⁷⁾ zunächst am Herzen liegt. An wen aber könnte ich in dieser Absicht mich wohl besser

(Schluß fehlt)

* * *

Plessner Archiv
Acta betr. Etablierung der
Kolonie Anhalt, 1770—1773.

(Schleyermacher an Wientzek)

Wohlgebohrener Herr, Hochgeehrtester Herr Regierungsrath!

Euer Wohlgebohren ermangele nicht auf Dero Geehrtes vom 7. dieses, von dem, was man für die neuen Kolonisten zu tun gesonnen ist, weitere Nachricht zu erteilen, da ich denn vor einigen Tagen erfahren, daß von denen wegen der Gebinde befragten Kammern die Antwort für die Kolonisten vorteilhaft ausgefallen ist, und die Erklärung auf eben die Weise gegeben worden, wie die Forderung geschehen ist; unterdessen sucht man doch bei dieser ansehnlichen Bonifikation²⁸⁾ vorbei zu kommen, und läßt es sich bereits gefallen, von den als Vorschuß übermachten 1000 Reichstaler²⁹⁾ niemals etwas zurück zu fordern. Die Kolonisten werden also wohl tun, bei ihrer ersten Forderung zu beharren. Sie können sich auch auf die allgemeine Bedeutung des Worts berufen, ohne jedoch von dem, was ich desfalls gemeldet, etwas zu äußern, weil ich sonst dadurch würde außer Stand gesetzt werden, ferner etwas zu erfahren. Sollte ihnen aber

²⁷⁾ d. h. seit 1760 bei seinen Besuchen der Garnison Pleß.

²⁸⁾ 8 Rtl. für ein Gebind.

²⁹⁾ Es waren damals nur 500 Rtl als Vorschuß auf die versprochenen Baubehilfen an die Plessner Kammer gezahlt. Wientzek drohte mit Einstellung des Baues, wenn die königl. Kammer nicht endlich die Baubehilfen anweise. Erst am 22. 4. 71 gingen weitere 500 Rtl ein.

dem ohngeachtet diese Bonifikation geweigert werden, so halte ich es für dienlich und nötig, daß ein paar aus ihrer Mitte als Deputierte bei des Königs Zurückkunft aus Mähren etwa in Neustadt oder einem andern Grenzzort persönlich an des Königs Majestät eine Supplique eingeben, worin sie für die bereits erhaltene Gnade danken, einen Riß des neuen Dorfes und wie weit sie mit dem Bau gekommen sind, beifügen und dann um die Erfüllung der versprochenen Beneficien untertänigst anhalten. Es ist dieses nichts ungewöhnliches, sondern von den böhmischen und andern Kolonisten schon mehrmals geschehen und kann nicht übel aufgenommen werden. Es müßten dazu ein paar Leute, etwa ein alter und ein junger ausgesucht werden, die eine günstige Physionomie von Redlichkeit haben. Wegen ihrer unvernehmlichen Sprache³⁰⁾ aber wäre es nötig, daß sie jemand begleitete, um dem Könige von allem Auskunft zu geben. Für den Herrn Landrat wird sich dieses am besten schicken. Sollte der sich aber nicht dazu verstehen wollen, so bin ich selbst bereit, den 1.ten oder 2.ten künftigen Monats in Neustadt bei dem Herrn Stadtdirektor Schwechten diese Leute zu erwarten.

Auf meine bei der hiesigen reformierten Gemeinde bereits vor einiger Zeit gegebene umständliche Vorstellung, ist bei der neulichen Versammlung des Presbyterii beschlossen worden, sowohl aus dem Kirchen-Aerario als durch Beisteuer der Angesehensten der Gemeinde den Kolonisten zu ihrem gegenwärtigen Bedürfnis als künftigen Einrichtung ihres Gottesdienstes mit etwas beizustehen. Ich hoffe also diesem Versprechen gemäß wenigstens ein paar Hundert Reichstaler nächstens einzusenden oder selbst mitzubringen. Von einer andern Vorstellung, die aber kürzer und allgemeiner ist, lasse ich jetzt 500 Exemplare deutsch und 200 französisch drucken, um durch solche sowohl die auswärtigen Gemeinden in Deutschland und Holland, als auch vermöge der weitläufigen Correspondence unserer hiesigen Kaufleute bei vermögenden Privatpersonen zum Vorteil unserer Kolonisten etwas zu sammeln. Ich hoffe auch eine englische Übersetzung zu erhalten, um durch gute Empfehlungen auch aus England etwas zu bekommen³¹⁾. Gott aber wolle zu allem seinen Segen verleihen. Ich habe die Ehre mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein

Breslau, den
14. August 1770.

Euer Wohlgebohren
gehorsamst ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

* * *

Plessner Archiv
Acta betr. Etablierung der
Kolonie Anhalt, 1770—1773.

(Schleyermacher an Wientzek)

³⁰⁾ Wegen ihres alten, beskidendeutschen Dialekts.

³¹⁾ Aus den Akten geht nicht hervor, ob ein Sammelversuch in England gemacht wurde.

Wohlgebohrer Herr
Hochgeehrtester Herr Regierungsrath!

Seit meinem Letzteren habe in der Angelegenheit der neuen Kolonisten allhier wenig tun, noch auch erfahren können, nachdem aber Ihre Majestät, unser König, am verwichenen Sonnabend das Lager bezogen, so verfügte mich gleich denselben Tag zu dem Herrn Kriegsrat von Kloeber, um zu erfahren, was der Minister bei dem Könige für die Seiffersdorfer ausgewirkt; da ich aber hier wenig oder gar keine Nachricht erhielt, weil dieser mit seiner Excellenz noch nicht umständlich gesprochen hatte, so ging ich sogleich selbst zu dem Minister, dankte ihm im Namen der Kolonisten für die ihnen bereits erzeugte Gnade und empfahl sie zu fernerer Unterstützung, um doch zu hören, aus welcher Gegend der Wind wehte, da ich denn aber eine gar große Ähnlichkeit mit unserer gegenwärtigen Witterung fand, die nach lang angehaltener Hitze uns nun eine etwas rauhere Herbstluft hat empfinden lassen. Ihre Excellenz waren denn der Meinung, die Seiffersdorfer hätten bereits ansehnlichen Beistand erhalten, der König hätte eben keine sehr großen Vorteile von ihnen zu hoffen — man hätte jetzt bei Oppeln viel Äcker zum Behuf neuer Kolonisten ausgesetzt, und da würden sie ganz freie Leute sein können, wenn sich einige unter ihnen entschließen sollten, dorthin zu ziehen. Ich antwortete, daß sie aus dem Grunde mit die dortige Gegend als die bequemste gewählt hätten, weil ihnen solche in Ansehung ihrer Garne, die sie aus Polen ziehen müßten, die gelegenste wäre, und daß sie sich gänzlich darauf verließen, Ihre Excellenz würden die Hand nicht von ihnen abziehen und ihnen die Beneficien unter deren Bedingung sie herübergezogen wären, gnädigst in baldiger Erfüllung angedeihen lassen, worauf denn der Minister in sehr gnädigen, jedoch allgemeinen Ausdrücken versprach, alles Mögliche für diese Leute zu tun ³²⁾.

Euer Wohlgeboren sehen hieraus, daß die guten Seiffersdorfer nicht nur von Geringen, sondern auch von Großen beneidet werden, doch wohl in ganz verschiedener Absicht. Unterdessen wird es am besten sein, diese Äußerungen gänzlich zu ignorieren, so wie ich insbesondere das vollkommene Vertrauen habe, daß alles das, was ich blos zum Besten der Kolonisten zu erwehnen mir die Freiheit nehme, auch nur allein zu dieser Absicht werde angewendet werden. Euer Wohlgebohren erteilen mir davon die geneigteste Versicherung; aber auch ohne derselben würde ich nicht die geringste Bedencklichkeit gehabt haben, mich Denselben als einem durchaus rechtschaffenen Manne ohne Rückhalt anzuvertrauen. Euer Wohlgeboren werden es ohne Zweifel ratsam finden, gerade durch zu gehen und ohne Scheu die Kolonisten das fordern lassen, was ihnen versprochen worden. Der Herr Kriegsrat von Kloeber, der ein rechtschaffener Mann ist, wird selbst bei seiner Excellenz gelegentlich darauf dringen, daß das Ver-

³²⁾ Es geht um die Erfüllung der königl. Versprechungen, aber Hoym redet bewußt an der Sache vorbei.

sprochene gehalten werde. Es wird also auch nicht schaden können, Ihre Majestät durch Deputierte daran zu erinnern, nur wird es darauf ankommen, daß man den bequemsten Ort wähle. Im Österreichischen wird ohne Zweifel der König keine Bittschriften annehmen, da er inkognito reiset, sonst würde Roßwalde der geeignetste Ort dazu sein. Ich halte ohnmaßgeblich dafür, daß bei des Königs Retour aus Mähren die Übergabe einer Dank- und Bittschrift von gutem Erfolg sein werde. Diese aber wird erst den 5. oder 6. künftigen Monats geschehen, indem der König versprochen hat, den 7. wieder hier zu sein. Ich schreibe zu dem Ende mit der heutigen Post nach Neustadt an den Herrn Direktor Schwechten, daß er den Abgeordneten die nötige Anweisung geben möge. Sie müssen zuerst mit ihrer Supplik bei dem Herrn Geheimen Kabinettsrat Koeper sich melden und dann von dem vernehmen, ob der König selbst sie sprechen will. In dieser Absicht wird es nötig sein, daß sie von allem instruiert sind und von allem auch allenfalls erwähntem Herrn Geheimrat Nachricht geben können, auf welche Weise die ihnen bereits geschenkten Gelder von ihnen seien verwandt worden, in dem der Herr Kriegsrat von Kloeber mir sagte: Des Ministers Excellenz hätten sich einmal verlauten lassen, daß sie nicht hoffen wollten, daß die den Leuten dargereichten Gelder von ihnen vertan oder unnütz angewandt werden würden, worauf ich antwortete, daß ich es gewiß wüßte, daß des Fürsten Durchlaucht sie mit Lebensmitteln und den nötigsten Bedürfnissen versorgt hätten, und daß ich auch nicht glaubte, daß die Gelder ihnen in die Hände gegeben würden. Euer Wohlgeboren werden nun selbst erachten, ob es etwa nötig sein dürfte, durch den Herrn Landrat eine allgemeine Berechnung dessen, was zum Bau bisher verwandt worden, einreichen zu lassen, da aber doch des Fürsten Durchlaucht wohl das Mehreste bei dem Bau werden tun müssen, so weiß ich nicht, ob es wohl ratsam sein wird, sich mit der Kammer darüber einzulassen³³⁾ — Ich hoffe, der Himmel wird unsere einheimische sowohl als ausländische Kollekte segnen; auf diese Weise wird man dem Verdrusse unerfüllter Versprechungen und andern Chikanen am sichersten entgegen können. Mit der Hauskollekte hat es, wie ich höre, seinen guten Fortgang; allein von der Kirchenkollekte vernimmt man noch garnichts, wenigstens ist an das hiesige Consistorium noch nichts desfalls ergangen. Ich habe darum bei des Ministers Excellenz desfalls Erinnerung getan, welche sich darüber wunderten, daß noch keine Verfügung desfalls geschehen und mir versprochen, sogleich Nachfrage zu tun. Ist sie noch nicht ausgeschrie-

³³⁾ Der König nahm in den ersten Septembertagen in Neustadt O/Schl. zwei Bittschriften einer dreiköpfigen Deputation der Anhalter entgegen. Schl. hatte sie nicht begleiten können, daher stellte sie der Stadtdirektor Schwechten dem Könige vor, der in Neustadt die Pferde wechselte. Die eine Bittschrift war zwischen Schl. und Wientzek besprochen und von Schwechten formuliert, die andre, die als Ergänzung vom Standpunkt der Kolonisten aus dienen sollte, war von diesen selbst verfaßt. — Der König hatte nicht persönlich mit den Deputierten gesprochen, er wollte es wohl tun, denn er fragte, ob sie deutsch verstünden, aber er war abgelenkt worden und hatte Schwechten baldige Hilfe versprochen. Am 11. 9. und 20. 9. weisen dann zwei Kabinettsordres die Breslauer Kammer an, den Häuserbau eifrig zu fördern und dahin zu wirken, daß noch vor dem Winter alle Kolonisten eigne Häuser hätten. Aber Hoym dachte nicht daran, die dazu nötigen Baubehilfen herzugeben. Erst 1773 waren 18 Häuser für 36 Familien fertig, 1774 waren 22 für 44 Familien erbaut. 20 Familien waren im Winter 1774/75 noch im Schafstall des Vorwerks Kielpow untergebracht!

ben, so ist es mir soviel lieber, weil ich alsdann hoffe, daß meine Bitte an das General-Direktorium zu Berlin, nun bei Ausschreibung dieser Kollekte die Ankündigung derselben durch die Prediger besonders empfehlen zu lassen, noch stattfinden werde. Bei unsrer hiesigen reformierten Gemeinde habe ich eine ziemlich gute Kollekte gehabt, indem bereits 179 Rth gesammelt und doch von ein und andern noch etwas zu erhalten hoffe. Sobald alles beisammen ist, werde es absenden oder selbst mitbringen, und wenn die dem Druck übergebene Vorstellung, davon in meinem Vorigen Erwähnung getan, fertig ist, so werde auch zur auswärtigen Sammlung nähere Anstalten machen. Ich sehe wohl, daß man solche Sachen nicht übertreiben muß, und ich weiß nicht, ob es den Kolonisten nicht noch mehr einbringen würde, wenn ein paar aus ihrer Mitte mit gehörigen Empfehlungsschreiben versehen, sich selbst auf den Weg machten, außerhalb zu sammeln. — Doch hiervon hoffe ich bald die Ehre zu haben, mit Euer Wohlgeboren selbst zu sprechen. Ich habe aber doch meine Reise nach Pleß, die ich, um den unwissenden Seiffersdorfern einigen Unterricht zu erteilen, diesmal etwas früher vornehmen und zu dem Ende einige Wochen bei ihnen mich aufhalten wollte, jetzt aus verschiedenen Ursachen ausgesetzt. Zuerst, weil man vernimmt, daß der König fast den größten Teil der Kavallerie zur Verhütung der in Polen grassierenden Seuchen an die Grenzen werde marschieren lassen, und ich also die wenigsten in ihren Standquartieren antreffen würde. Und dann ist es mir auch eingefallen, daß die Kolonisten mit ihren Kindern bei dem fortdauernden guten Wetter sehr eifrig im Bau begriffen sein werden und es also dermaßen nicht die bequemste Zeit sein dürfte, sie zum Unterricht anzuhalten. Ich wünschte demnach, daß Euer Wohlgeboren so geneigt sein und den Herrn Hofprediger Hermes³⁴⁾ wissen lassen wollten, daß ich meine Reise verschoben hätte und desfalls näher an ihn schreiben würde. Man sagt hier, der König werde auch nach Cosel gehen, welches, wenn es an dem wäre, den Abgeordneten noch näher und gelegener sein würde.

Ich habe die Ehre, mit der vollkommensten Hochachtung zu sein

Euer Wohlgeboren
gehorsamst ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

Breslau, dem 28. August 1770.

Da ich soeben meine Bettelbriefe von Leipzig zurück erhalte, so nehme mir die Freiheit, ein paar derselben beizuschließen. Ich durfte sie hier nicht drucken lassen, ohngeachtet ich nach meinem ersten Konzept vieles ausgestrichen. — Man will selbst nichts geben und doch schämt man sich auch, bei andern zu betteln.

* * *

³⁴⁾ in Pleß, luth. Gemeinde.

(Schleyermacher an Wientzek)

Wohlgebohrener Herr
Hochgeehrtester Herr Regierungsrath!

Bei meiner vor einigen Tagen erfolgten Rückkehr finde ich mich mit Euer Wohlgeboren geneigtem Schreiben vom 13. dieses beehrt. Seitdem habe Gelegenheit genommen, mit dem Herrn Oberhofprediger Loos wegen der Anforderung unserer Kolonisten an die Königliche Kammer zu sprechen, weil ich weiß, daß er selbst vor vielen Jahren für die Böhmisches Colonisten in einem ähnlichen Fall mit der Kammer zu tun gehabt. Er ist ebenfalls der Meinung, daß da das eigenhändige Versprechen der Kammer vorhanden ist, man keineswegs in der Anforderung nachlassen, sondern die Sache aufs äußerste treiben müsse. Zu dem Ende ist sein Rath: daß ein paar der Beredtesten aus ihrer Mitte hierher deputiert werden, und mit einer nachdrücklichen Vorstellung bei dem Minister einkommen möchten und wenn sie wider alles Verhoffen hier kein Gehör finden sollten, gerade nach Potsdam zum Könige gehen müßten. Dies, meinte er, würde das beste Mittel sein, um die Kammer zur Auszahlung dessen, was sie versprochen, zu nötigen. Es könnte aber nicht schaden, wenn man solches vorher als von ohngefähr den Herrn Landrath erfahren ließe, der es dann ohne Zweifel hierher berichten würde. Auf diese Weise sagte Herr Loos, seien ehemals die böhmischen Colonisten endlich mit ihrer Anforderung zu Stande gekommen. Die Deputierten aber müssen die ganze vorhergegangene Unterhandlung mit der Kammer und ihr darauf erfolgtes Versprechen abschriftlich beilegen. Sollte dieser Vorschlag angenommen, und die Deputierten noch vor Weihnachten hierher geschickt werden, so hoffe ich sie zu sprechen. Ich muß aber einige Tage vor Weihnachten verreisen, und komme erst den 6. Januar 71 zurück.

Während meiner Abwesenheit sind den Anhaltern als Beisteuern bewilligt worden:

Von der reform. Gemeinde zu Frankfurt an der Oder	Rthl 30,—
Von der zu Crossen	25,—
Von der zur Parochialkirche zu Berlin	30,—
Von der zum Dome in Berlin	25,—
Von einigen Freunden in Hirschberg, Landeshut und Schweidnitz	35,—
	<hr/>
	145,— Rthl

Hiervon ist bis jetzt nur der erste Posten eingelaufen, die andern warten noch auf Nachträge, die sie begleiten sollen. Ob ich die Gelder an Herrn Meizen ab-

geben oder auf der Post schicken soll, erwarte von Euer Wohlgeboren zu vernehmen. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Euer Wohlgeboren
gehorsamst ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

Breslau, den 27. 9. 1770.

* * *

Plessner Archiv
Acta betr. Etablierung der
Kolonie Anhalt 1770—1773.

(Schleyermacher an Wientzek)

Wohlgeborener Herr
Hochgeehrtester Herr Regierungsrath!

Eure Wohlgeboren letzte geehrte Zuschrift ist mir nach Groß-Strehlitz nachgeschickt worden und habe ich sogleich wegen des Inhalts an den Herrn Hofprediger Loos geschrieben und es ihm bestens empfohlen um das Verlangte bei des Ministers Carmer Excellenz zu bewirken³⁵⁾. Auch habe ihm die Abschrift der von der Königlichen Kammer den Anhaltern versprochene Beneficien mitgeteilt, um nicht nur mit dem Minister³⁶⁾ darüber zu sprechen, sondern allenfalls auch alles das, was Ihro hochfürstliche Durchlaucht diesen Kolonisten bereits huldreichst haben angedeihen lassen, nachdem ihm solches besonders detailliert, als einen Bewegungsgrund, daß Höchstdenselben das Verlangte wohl möchte bewilligt werden, mit beizubringen. Da ich nun erst innerhalb 14 Tagen selbst nach Breslau komme, so hoffe ich, Herr Hofprediger Loos wird, wenn vor dieser Zeit etwas sollte beschlossen werden, solches Euer Wohlgeboren selbst berichten. Da man mir alles, was für die Anhalter bisher gesammelt worden, auf mein Verlangen von Breslau übersandt hat, so habe die Ehre, dieses in einer Summe von 138 Th 24½ sgr nebst dem Verzeichnis der Einnahme und Ausgabe hier beizufügen, und bitte mir darüber so wie über das Splittgerbersche Geschenk gelegentlich von den Anhaltern eine Quittung aus. Ich hoffe aber auch von den Gemeinden, an die ich geschrieben, nun bald eine Beisteuer zu erhalten, welche denn alsbald einzusenden nicht ermangeln werde. Der ich mit der aufrichtigsten Hochachtung bin

Euer Wohlgeboren
gehorsamst ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

Neiße, den
6. November 1770.

³⁵⁾ Graf Carmer, seit 1768 Justizminister und Chefpräsident sämtlicher Regierungen (Breslau, Liegnitz, Oppeln) in Schlesien. Später preuß. Justizminister und mit Suarez Schöpfer des Allg. Preuß. Landrechts. Was Wientzek von ihm (durch Vermittlung von Schl. und Loos) erbat, ist nicht ersichtlich. Es kann sich wohl nur um eine Intervention bei Hoym gehandelt haben.

³⁶⁾ d. h. mit Hoym

(Schleyermacher an Wientzek)

Wohlgeborener Herr,
Hochgeehrter Herr Regierungsrath!

Nach meiner Rückkehr von einer Reise ins Gebirge, erzählte mir gestern der Herr Hofprediger Loos, daß er bei Gelegenheit des Neujahrs Compl. mit des Ministers Hoym Excellenz wegen der Anhalter Kolonisten gesprochen habe, da denn der Minister gleich anfangs sich geäußert, wie es Ihnen wohl bekannt sei, daß des Fürsten Durchlaucht sehr vieles für diese Leute täten. Sie selbst aber hätten es einigermaßen dadurch verdorben, daß sie sich zu Neustadt an des Königs Person gewandt, wodurch denn Seine Majestät erfahren, daß sie sich in der Herrschaft Pleß niedergelassen, und darum nachher sich erklärt, daß da der Fürst selbst reformiert sei, diesen Leuten auch würde geholfen werden, worauf Herr Loos dem Minister umständlich detailliert, wie sehr wenig Vorteile Ihro Durchlaucht von diesen Leuten hätten, sondern da sie meistens Fabrikanten wären, der ganze Nutzen dem König und dem Lande zufiele. Er fügte hinzu, daß ehemals der Graf Münchow sich viele Mühe gegeben habe, diese Leute, welche die berühmte Bielitzer Leinwand machten, ins Land zu ziehen, und gewiß 10 000 Th würde angewandt haben, wenn er hätte können reüssieren. Er selbst, der Minister, könnte sehr gut aus der Manufaktur Kassa diesen Kolonisten helfen, wenn sie ³⁷⁾ nur wollten, worauf Ihro Excellenz geschwiegen und nur gewünscht, daß man von der Arbeit dieser Leute etwas möchte zu sehen bekommen. Da dann Herr Loos erwidert, daß dieses gewiß geschehen würde, sobald sie nur Häuser hätten, um arbeiten zu können. Er hat auch nachher mit den Herrn Geheimräten und Kriegsräten gesprochen, die aber alle die Sache an den Minister gewiesen mit dem Bezeugen, daß der ihnen helfen könne und zwar aus dem Manufaktur-Fonds. Herr Hofprediger Loos meinte also, die Hochfürstliche Rentkammer dürfte nicht nachlassen, die Königliche Kammer bei dem Versprechen in Ansehung der Gebinde festzuhalten, und wenn sie ja nicht sollten reüssieren, so dürften nur die Kolonisten gerade zu bei des Königs Majestät darum anhalten, so zweifle er gar nicht, daß sie es erlangen würden. Ich habe noch vergessen, daß des Ministers Excellenz bei vorerwähnter Unterredung, (da nämlich Herr Loos sich geäußert, daß wenn die Leute in Ihrem Bau nicht unterstützt würden, sie sich genötigt sehen würden, wieder wegzuziehen) sich deutlich erklärt, daß sie ihnen auf einige Jahre Vorschuß geben wollten ³⁸⁾. Wenn es also ratsam sollte gefunden

³⁷⁾ d. h. die Excellenz

³⁸⁾ Vor dieser Drohung wich Hoym einen Schritt zurück. Er zahlte zwar keine Baubeihilfen, zu denen er verpflichtet war, aber er bot Darlehen an. Ende Mai 1771 wurden 500 Rtl an die Anhalter Wirte gezahlt, und auf dringendste Vorstellungen des Fürsten selbst im August 1500 Rtl an die Plessische Kammer. Der Landrat war gegen die Annahme solcher Darlehen, er riet ab. Die Zukunft zeigte, wie recht er gehabt hatte. Schl. riet erst zur Annahme, wurde

werden mit Beibehaltung des Forderungsrechts auf das was einmal versprochen worden, um einen Vorschuß von einigen 1000 Reichstalern auf 15 oder mehrere Jahre ohne Zinsen die Leute anhalten zu lassen, so glaube ich gewiß, daß solches werde bewilligt werden. Sollten Euer Wohlgeboren aus diesem allen einigen Vorteil ziehen, oder mir, da ich noch ein paar Monate mich hier aufhalte, in dieser Sache einen Auftrag geben wollen, so erwarte mit nächstem Dero Befehle. Mit der Kollekte geht es zwar etwas langsam, ich hoffe aber doch, wenn das bereits Versprochene einkommt, gegen die Zeit meiner Amtreise beinah an 300 Reichstaler abliefern zu können. Vielleicht auch mehr, wenn meine Erwartungen nicht gänzlich trügen. Ich habe die Ehre mit der aufrichtigsten Hochachtung zu sein

Breslau, den
18. Januar 1771.

Euer Wohlgeboren
ganz ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

* * *

Plessner Archiv
Acta betr. Etablierung der
Kolonie Anhalt 1770—1773.

(Schleyermacher an Wientzek)

Wohlgeborener Herr
Hochgeehrtester Herr Regierungsrat!

In Beziehung auf mein Letzteres, habe die Ehre hierdurch zu melden, daß ich den
15. dieses zum Behuf der Anhalter Kolonisten an den Herrn Stallmeister Meitzen

Rtl 50,—

und gestern an eben denselben zu dem nämlichen Behuf
bezahlt habe

135.—

185.—

worüber mir nächstens von den Anhaltern folgende Quittungen ausbitte:

An ein wohlhlöbliches Presbyterium der reformierten deutschen Gemeinde zu

Frankfurt an der Oder

Rtl 30,—

An das Presbyterium der reformierten Gemeinde zu Crossen

25,—

An das Presbyterium der reformierten Parochialgemeinde
zu Berlin

30,—

aber wieder unsicher. Die Kolonisten waren durch ihre Sorgen müde geworden und nahmen an, um den Weiterbau wieder in Gang zu bringen. — Als die Darlehn 1780 zur Rückzahlung fällig wurden, forderte Hoym sie mit größter Hartnäckigkeit zurück, ohne an ihre Verrechnung mit den Baubeihilfen, die er weiterhin zurückhielt, auch nur zu denken. Er verzichtete erst dann auf die Rückzahlung, als die unmittelbare Gefahr eintrat, daß die Anhalter nach Galizien zurückgingen, wo Joseph II. mit der Zusage der Religionsfreiheit und großer wirtschaftlicher Vorteile Kolonisten zur Einwanderung werben ließ. Der Hofprediger Loos, der über die Einzelheiten von Schl. informiert war, hat bei dieser Neujaars-Unterhaltung dem Minister sehr kräftig die Wahrheit gesagt und ihn in die Enge getrieben. Er wußte, wie man mit ihm umgehen mußte, vgl. Brief Schl.'s vom 27. 9. 70.

An das Presbyterium der ref. Gemeinde zu Halberstadt in Luisdor a 5 Rtl	70,08
An das Presbyterium der französischen Gemeinde zu Frankfurt an der Oder	37,—
	<hr/>
	192,08

Die Berechnung der 7 Rtl 8 sgr hier mehr eingenommen, wird sich bei der folgenden Unkostenrechnung finden, wie auch das Agio und der Verlust des Goldes. Sobald mehr einkommen sein wird, werde es ebenfalls an Herrn Stallmeister Meitzen abgeben, der ich mit der vollkommensten Hochachtung bin

Euer Wohlgeboren
ganz ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

Breslau, den 29. Jan. 1771.

* * *

Plesser Archiv
Acta betr. Etablierung der
Kolonie Anhalt 1770—1773.

(Schleyermacher an Wientzek)

Wohlgeborener Herr
Hochgeehrter Herr Regierungsrat!

Als ich vor einigen Tagen den Herrn Kriegsath von Kloeber besuchte, erzählte mir derselbe, daß Ihre Durchlaucht, der Fürst, an den Minister geschrieben hätten, und daß dieses Schreiben von einer besonders guten Wirkung gewesen sei; daß Ihre Excellenz es einsähen, daß des Fürsten Durchlaucht allerdings mehr, als man erwarten könnte, an den Kolonisten getan hätten, diesen Leuten zu helfen, soviel als es möglich sei. Die Kolonisten, fügte der Herr Kriegsath hinzu, würden noch wohl 2000 Rth erhalten und wenn das gleich dem Namen nach nur Vorschuß sein sollte, so würden sie um die Wiedererstattung doch nicht sich ängstigen dürfen³⁹⁾. Ich konnte, weil der Herr Kriegsath jemanden bei sich hatte, jetzt nicht weiter mit ihm darüber sprechen, werde aber doch künftige Woche dazu Gelegenheit suchen und hören, was man eigentlich zu erwarten hat. Ich merkte wohl soviel aus den Ausdrücken des Herrn Kriegsrathes, welcher täglich um den Minister ist, daß diesem Ihre Durchlaucht Schreiben ganz besonders und gewissermaßen unerwartet angenehm gewesen sei. Ich halte diesen Weg für den besten, den man einschlagen kann, denn unser Minister hat im Grunde ein sehr gutes Herz und edle Gesinnung und wird bei ihm durch eine gnädige Zu-

³⁹⁾ 1780 wurde von Hoym trotzdem versucht, die beiden „Darlehen“ von 500 und 1500 Rtl zurückzuerhalten, vgl. Schl. an Wientzek 18. 1. 71.

schrift viel mehr können ausgerichtet werden, als durch irgend ein andres Mittel⁴⁰⁾. Unterdessen aber wird es auch, wie ich glaube, nötig sein, bei den nun hoffentlich zu erfolgenden Offerten behutsam zu sein und solche nicht eher, bis sie vollkommen hinlänglich sind, anzunehmen, denn nachher ist es schwer, wieder etwas neues zu erlangen. Was das anfängliche Versehen mit der Deputation nach Neiße betrifft, so halte ich nicht davor, daß das eben so groß sei, denn erstlich hab ich solches nicht vor mich getan, als ich den Vorschlag äußerte, sondern erst, nachdem ich die Genehmigung des Herrn Kriegsrat von Kloeber erhalten hatte; und dann ist es mir auch garnicht wahrscheinlich, daß der König, der so sehr ins detail entriert, es nicht ohnedem sollte erfahren haben, daß die Leute im Plessenschen sich niedergelassen. Wenn die Königliche Kammer das Erforderliche noch nicht bewilligen sollte, so dächte ich, daß bei einer anderweitigen Vorstellung auch als ein Bewegungsgrund mit angeführt werden könnte, daß die drei böhmischen Kolonien und eine jede derselben jährlich 200 Th zu Unterhaltung eines Predigers bekommen, welches allein schon ein ansehnliches Capital ausmacht⁴¹⁾.

Mit der Kollekte geht es sehr langsam. Ich wünschte nur soviel vorerst, daß den Leuten ein guter Schulmeister könnte gehalten werden, wozu sie selbst, wie sie sich gegen mich erklärt haben, 30 Gulden jährlich beitragen wollen.

Der Herr Amtmann Woche⁴²⁾ meldet mir, daß der Myslowitzer Müller die Mühlenpacht nicht abtragen könne und befürchten müsse, ausgesetzt zu werden. Es könnte ihm aber mit 40 Rthl Vorschuß geholfen werden und er wünscht, daß ihm solche aus den Kollektengeldern möchten geliehen werden. Wenn Euer Wohlgeboren glauben, daß das Geld bei diesem Manne gut angewandt sei, und daß er es nach und nach wiedergeben könne und werde, so wünschte ich selbst, daß ihm in Ansehung seiner zahlreichen Familie möchte geholfen werden. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Euer Wohlgeboren
ganz ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

Breslau, den
1. Februar 1771.

* * *

Zentralbibliothek Zürich
F. A. Lav. Ms. 580. — Kopie

(Lavater an Schleyermacher)

Hochehrwürdiger, Hochgelehrter Herr!

Ich habe das Vergnügen, Ew. Hochehrwürden endlich die angenehme Nachricht zu geben, daß Sie sich zu Händen Ihrer lieben Seifersdorfischen Emigranten nicht

⁴⁰⁾ Hier täuschte sich Schl. sehr. Hoym gegenüber bedurfte es viel schärferer Mittel.

⁴¹⁾ Gemeint sind vermutlich Hussinetz, Friedrichsgrätz und Friedrichstabor.

⁴²⁾ Fürstlicher Amtmann in Lendzin.

ganz umsonst bei uns adressirt haben. In der That war sehr wenig Hoffnung, mit Ihrer, wenn gleich fürtrefflichen Bittschrift zu einer Zeit glücklich zu seyn, wo das Brod von etwas mehr als 2 Pfd. 5 gute Groschen gilt; zu einer Zeit, wo sehr viele Landeskinder ihr Vaterland verlassen, um in Preußisch-Pommern, wie sie sich einbilden, ihr Glück zu suchen — zu einer Zeit, wo für einige außerordentlich unglückliche Gemeinden auf dem Land eine Collecte von 12 196 fl gesammelt war — und wo über das alles jeder wohlthätige Menschenfreund alle Tage überlästigen Anlaß hat, nöthige Almosen auszuthellen. Bey allem dem ist die Summe von 150 Reichsthalern oder 240 fl hiesige Valuta, die ich denenselben durch beyliegenden Wechsel (der durch Breslauische Kaufleute von Wien aus gehoben werden muß) zu übersenden die Ehre habe, nur ein Vorläufer einer dreymal größeren Summe, die annoch für Sie gesammelt und bald complet ist —. Mir, verehrungswürdiger Herr, haben Sie indeß das wenigste von diesem alle Erwartungen übersteigenden glücklichen Fortgang Ihrer Angelegenheit zuzuschreiben. Denn ich will es Ihnen nur gestehen, daß ich, eben der Bedrängtheit der Zeiten wegen, nicht starke Schritte thun durfte. Doch auch dieß hätte mich nicht so ruhig sein lassen, wenn ich nicht von den preiswürdigen Bemühungen unsres rechtschaffenen Herrn Antistitis mir den erwünschtesten Fortgang hätte versprechen dürfen.

Ich bath einen Freund von Tübingen, der sich in Schaffhausen aufhält, die Mühe über sich zu nehmen, privatim sich um einigen Beytrag umzusehen und gab ihm in dieser Absicht eine Art von Circular-Schreiben in die Hand. Ich erwartete einige Louisdor — und erhielt etwas zu Siebenzehn; die übrigen 7 sind von einigen Zürcherischen Freunden. Der Freund in Schaffhausen heißt Magister Strömlin.

Ich machte ein ähnliches Circular auf Bern — aber ganz und gar umsonst — nicht ein Heller. Eins auf Strasburg wieder ganz umsonst. Aber unser teuerste Ulrich ließ an das Ministerium in der Stadt und auf dem Land zwey Circular-Schreiben herumgehen, welches mehr wie zweymal soviel auswirkte, als ich Ihnen izt zu übermachen die Ehre habe. In wenigen Wochen hoffe ich wird alles beysammen seyn. Auch habe ich mit einigen guten Freunden eine kleine Balle von Büchelgen für die Glaubensbrüder zusammen geordnet, welche ich baldest werde absenden.

Darf ich Sie bitten, mich Herrn Loos zu empfehlen und ihm von Seite Herrn Chorherrn Breitingers und Herrn Director Caspar Schulthessen ein Compliment zu machen. Unser Herr Antistes hat Bern und Basel auch zu praeveniren gesucht — mit welchem Erfolg wird sich zeigen. — Ich bitte mir gütigst zu melden, ob ich den rechten Weg gewählt habe, Ihnen das gesammelte zu übermachen. Schreiben Sie etwa an Herrn Crügot, so belieben Sie ihn doch zu erinnern, daß ich auf Briefe von ihm sehr begierig sey.

Ich habe die Ehre mit vieler Achtung zu seyn meines hochehrwürdigen Herrn auf-
richtiger ergebener

Zürich den 16. Februarii 1771.

Lavater

N. S. Kennen Ew. Hochehrwürden eine gelehrten Juden Kuhn in Breslau? Was halten Sie von ihm? Seinem Character? Könnten Sie (ich frage Sie im geheimen Vertrauen) ihn in der Stille und ohne daß Sie sich geniren oder eine Indiscretion begehen müßten, fragen: „ob er mir erlauben wollte, ihm einige Briefe zu schreiben, welche die Absicht hätten, mich bey ihm um die wahren Begriffe der verständigen Israeliten von der Autorität und dem Verstand ihrer prophetischen Schriften, wie auch von dem Messias, den sie erwarten, zu erkundigen“. Wir sind wirklich hierüber im Dunkeln und legen den Juden manches zur Last, welches vielleicht nur auf die Rechnung einiger Schmierer unter ihnen gesetzt werden sollte. Haben Sie doch die Gefälligkeit, mir hierauf baldest zu antworten, aber vergeben Sie mir! ...

Ich hätte Ihnen eher geschrieben, aber seit dem 8. Jänner bis fast izt war ich, gefährlich im Anfang, krank; aber izt beynahe wieder vollkommen gesund, wenigstens so, daß ich wieder functioniren kann.

* * *

Plessers Archiv

Acta betr. Etablierung der
Kolonie Anhalt 1770—1773.

(Schleyermacher an Wientzek)

Wohlgeborener Herr

Hochgeehrtester Herr Regierungsrat.

Ich ermangele nicht, Euer Wohlgeboren zu melden, wie mir vorgestern der Herr von Kloeber sagte, daß mit der vorigen Post an den Herrn Landrat sei berichtet worden, daß den Kolonisten Rthl 1500,— als Vorschuß solten ausgezahlt werden, im Falle sie dieselben auf solche Weise annehmen wollten. Er versicherte sogleich dabei, daß nach verflossenen sechs Jahren die Prolongation ohne Weigerung würde verliehen werden und dürften diese Leute wegen des Wiederabführens dieser Summe sich keine Sorge machen, nur könnten des Ministers Excellenz ihnen vor jetzt auf keine andre Weise helfen⁴³⁾. Auf meine Anfrage, warum nicht die versprochenen Rthl 2000,— ihnen wären bewilligt worden, erklärte sich der Herr Kriegsrat im Vertrauen gegen mich, daß er wohl glaubte, daß auch diese Summe ihnen würde gegeben werden, wenn sie ferner darum

⁴³⁾ Selbst Kloeber täuscht sich über den guten Willen Hoyms.

anhielten. Es hat nun zwar den Anschein, als ob die Verpflichtung, welche die Anhalter eingehen sollen, ihnen zum Nachteil gereichen könne, im Grunde aber hebt sich dieselbe immer gegen ihre Forderung von 8 Rth p. Gebinde⁴⁴⁾ und dann kann diese ihre Verpflichtung doch auch dazu gut sein, um sie zusammen zu halten.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu sein

Breslau, den
22. Februar 1771.

Euer Wohlgeboren
ganz ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

* * *

Plessner Archiv
Acta betr. Etablierung der
Kolonie Anhalt 1770—1773.

(Schleyermacher an Wientzek)

Wohlgeborener Herr,
Hochgeehrtester Herr Regierungsrat!

Nachdem ich schon seit vielen Monaten auf eine gute Nachricht aus der Schweiz vergeblich gehofft, so erhalte gestern von dem Herrn Lavater zu Zürich ein Schreiben nebst einem Wechsel von 150 Reichstalern für unsere Anhalter, worin er mir zugleich meldet, daß noch zweimal so viel dorten für sie eingesammelt sei, so auch nächstens auf eben die Weise erfolgen würde, wie auch durch Gelegenheit ein Päcklein Bücher zu ihrem Unterricht und Erbauung.

Außerdem sind von der Magdeburger Gemeinde an Wechsel und Assignation eingekommen 65,— Reichstaler, wovon ich einen Teil auf meiner bevorstehenden Amtsreise von jemandem auf den die Assignation hält, zu heben Gelegenheit haben werde. Diese werde ich dann nebst noch einigen andern Geschenken, die an 40,— Th betragen, selbst mitbringen. Auf diese Weise, wenn das in der Schweiz gesammelte, und noch 35 Rthl von Berlin, die mir schon vorlängst versprochen worden, einkommt, würden über 1100 Reichstaler beisammen sein, und hoffe ich, wenn Gott ferner seinen Segen verleiht, in diesem Jahre die Summe von 2000 Reichstalern voll werden dürfte.

Das hiesige Presbyterium ist von einigen Gemeinen, welchen es die eingesandten Quittungen übermacht hat, befragt worden, ob denn nicht die Gelder, wie die Bittschrift anzeigte, zu Unterhaltung eines Predigers und Schulmeisters ange-

⁴⁴⁾ Nur wollte Hoym das nicht gelten lassen.

wandt würden? Und da dieses Kollegium dafür zu stehen sich anheischig gemacht hat, so haben sie mich vor einigen Tagen desfalls befragt, da ich denn nicht ermangelt, ihnen die huldreiche Unterstützung, welche Ihre Durchlaucht diesen armen Leuten widerfahren ließen, zu detaillieren, auch hinzugefügt, wie Ihre Durchlaucht sich erklärt, daß höchstdieselben geneigt seien, die durch die Kollekte gesendeten Gelder, so bald der Bau zu Stande gebracht wäre, zu obbemeldeten Endzweck für die Anhaltische Gemeinde zu verzinsen, womit sie denn auch insoweit zufrieden waren, daß sie nur dabei wünschten, daß ich von dieser allergnädigsten Erklärung ihnen einen autorisierten Beweis verschaffen möchte. Euer Wohlgeboren würden mich ungemein verpflichten, wenn dieselben mir nächstens dazu verhelfen wollten. Ich werde alsdann, wenn ich durch diese Erklärung gegen fernere dergleichen unangenehme Erinnerungen gedeckt bin, auch künftig mit so viel freierem Herzen meine Bemühungen zum Besten der Anhalter fortsetzen können.

Es wurde mir gestern von einem Kriegsrat und noch von jemandem gesagt, daß von den Anhaltern bereits acht Familien sich abgesondert und anderwärts sich hinbegeben hätten. Ich leugnete es aber in der gewissen Zuversicht, daß das Gerücht falsch ist. Ich hoffe, es wird noch alles gut gehen, wenn sich die Leute nur zusammen halten ⁴⁵⁾. — Ich wünsche zu erfahren, wie es mit dem Antrage des Vorschusses abgelaufen; so viel weiß ich, daß die böhmischen Gemeinden auch vor 20 Jahren einen solchen Vorschuß bekommen, ihn aber auch nicht wiedergegeben haben. Freilich wäre es besser, wenn ihnen ohne dem könnte geholfen werden, jedoch was will man machen. Es heißt hier: ulula cum lupis.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu sein

Euer Wohlgeboren
ganz ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

Breslau, den 5, März 1771.

* * *

Zentralbibliothek Zürich
F. A. Lav. Ms. 525.

(Schleyermacher an Lavater)

Gott segne Sie, verehrungswerthester Herr! für Dero treue Bemühung, die zum Besten der armen Seiffersdorffer mehr gefruchtet hat, als ich durch 50 Bittschrif-

⁴⁵⁾ Die Nachricht war falsch. Erst 1783 flüchteten 3 Kolonisten aus Anhalt über die österreichische Grenze. Sie hatten den Glauben an die preuß. Verwaltung verloren. — Hoym wurde 1793 mit der Verwaltung von Südpreußen betraut. Der preuß. Zolloberrevisor von Held griff ihn 1801 mit einer Veröffentlichung an: „Die wahren Jacobiner im preuß. Staat oder aktenmäßige Darstellung der bösen Ränke u. betrügerischen Dienstführung zweier preuß. Staatsminister“ (Hoym und Goldbeck) — aber Held wurde auf die Festung geschickt. 1812 übernahm ihn Hardenberg wieder in preußische Dienste.

ten in und außerhalb Landes nicht habe zusammenbringen können. Gott segne auch den Hochwürdigen Herrn Antistes, welcher sein Ansehen und seine Liebe, die gewiß sehr groß und ausgebreitet seyn müssen, der äußerst dürftigen Gemeinde hat zu Gute anwenden wollen, und den würdigen Herrn Magister Ströhlen der mit so gutem Erfolg Ew. Hohehrwürden Circular Schreibens sich zu bedienen gewußt hat.

Wir sind hier alle in Bewunderung gesetzt über einen so reichen Beitrag aus einer Gegend, deren Bewohner durch eine außerordentliche Theuerung gedrückt werden, und die ihre freigiebige Hände für ihre leidende Brüder kaum geleert hatten — dafür müsse auch die liebe Schweitz das köstlichste Geschenk des Himmels, den Frieden und die Freiheit des Gewissens ununterbrochen genießen! Und Gott lasse durch dieses große Beispiel christlicher Liebe und eines gläubigen Vertrauens auf Ihn, den ewigen Vergelter, noch viele andre zu einer edlen Nacheiferung erwecket werden.

Ew. Hohehrwürden höchsterfreuendes Schreiben erhielt ich am 4 ten dieses. Ich mußte den folgenden Tag eine Amtsreise thun, von der ich nur vor zween Tagen zurück kommen und also nicht eher als jetzt antworten konnte. Der Wechsel ist einem hiesigen banquier zur Versilberung übergeben und dieser hat mich versichert, daß der gewählte Weg, die Gelder zu übermachen, der beste sey. Nach einer so reichen Beisteuer, die mit dem, was von andern Orten eingekommen, eine Summa von ohngefähr 1300 Rthalern ausmachen wird, hoffe ich, daß der neuen Gemeinde ein tüchtiger Schuhmeister wird können gehalten werden, da dann die gütigst besorgte Büchlein, für die ich besonders danke, trefflich zu Statuten kommen werden. Gott verleihe nur ferner seinen Segen und lasse das Beispiel der wohlthätigen Schweitzer auch auf Hollands beglückte Einwohner, bei denen ich jetzt anklopfen werde, einen gewünschten Eindruck machen, so wird die neu angekommene Heerde auch bald einen Hirten bekommen. Aber wo werde ich dort einen Lavater finden, der so mit klugem Eifer zu ihrem Besten geschäfttig seyn wird!

Innerhalb drei oder vier Wochen muß ich nach Oberschlesien reisen, und werde alsdann mit der beglückten Gemeinde mich erfreuen und Gott danken für den reichen Segen, den Er ihr hat wiederfahren lassen. Die Nachricht davon wird sie schon jetzt wissen und wie ich versichert bin, Gott bitten um das Leben und die Gesundheit derer, die so außerordentlich liebeich für sie gesorgt haben. Mögte doch dieses Gebet auch insbesondere in Ansehung Ew. Hohehrwürden erhört und Denenselben eine dauerhafte Gesundheit auf noch viele Jahre von Gott verliehen werden! Dieses wünscht aus dem treuesten Hertzen der mit dankbarer Gesinnung und der aufrichtigsten Hochachtung beharret

Breslau, d. 14. Mertz 1771.

Ew. Hohehrwürden ganz
ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

mit nächster Post wird Herr Loos an des Herrn Antistes Hochwürden schreiben und für dessen gehabte väterliche Vorsorge danken. Ich werde alsdann einen Brief beilegen, wie auch an Herrn Magister Ströhlen, wozu mir jetzt Zeit fehlet.

* * *

Plessner Archiv
Acta betr. Etablierung der
Kolonie Anhalt 1770—1773.

(Schleyermacher an Wientzek)

Wohlgeborener Herr
Hochgeehrtester Herr Regierungsrat!

Da der Herr Direktor Schwechten zu Neustadt, auf welchen eine von der Magdeburger Gemeinde zum Behuf der Anhalter eingesandte Assignation hielt, dieselbe bezahlt hat, so ermangle nicht, hierbei 100 Thaler zu übermachen als Geschenk für die Anhalter Kolonisten, nämlich

von der reformierten deutschen Gemeinde zu Magdeburg
in Louis dor a 5 Th

61 Th 20 Gr

NB sind in Courant mit 3 Rthl agio bezahlt worden, welche bei dem nächsten Verzeichnis meiner Ausgaben berechnet werden.

Von einigen Freunden aus Landshut, Hirschberg und
Schweidnitz

35,— —

Von dem Herrn Glaß, allhier

7,— 12

Von der Baronne von Königsdorff, allhier

6,—

113 Rthl 8 sgr

Das Surplus von 13 Thl 8 sgr wird sich bei der Berechnung der Unkosten finden, die ich wegen Mangel der Zeit jetzt nicht verfertigen kann, in dem ich auf morgen meine Amtsreise nach Oberschlesien festgesetzt habe. Ich hoffe denn, so Gott will, am 16. April in Pleß zu sein um daselbst den 18. u. 19. und den 20. und 21. in Anhalt Kommunion zu halten, zu deren Bekanntmachung Euer Wohlgeborener ersucht werden, die Einlage bei dem Herrn Hofprediger Hermes ⁴⁶⁾ abgeben zu lassen. Vielleicht läßt sich auch alsdann wegen künftiger Einrichtung der Quitungen etwas gewisses bestimmen, welches wie ich leicht einsehe, nicht wohl geschehen kann, bis zum Bau eine hinlängliche Summe geschenkt oder im Darlehn angenommen worden. Ich merke wohl, daß die Sache allerhand Schwierigkeiten bei sich führt, — ich überlasse es aber Euer Wohlgeborener Überlegung, ob es nicht gut wäre, wenn auf meine letztere Nachricht von der geforderten Versicherung des hiesigen Presbyteriums im Namen der ganzen Anhaltischen Ge-

⁴⁶⁾ In Pleß, luth. Gemeinde.

meinde an das Presbyterium geschrieben und in diesem Berichte eine etwas umständliche Nachricht von dem, was des Fürsten Durchlaucht an diesen Leuten getan und was die Kammer ihnen versprochen, gegeben würde. Ein solcher Bericht würde vielleicht den Nutzen haben, daß das Presbyterium selbst die Sache der Kolonisten bei der Kammer oder bei dem Könige treiben würde — und wenn das auch nicht geschehe so würden sie doch ohne Zweifel daraus die Unbilligkeit der Forderung einsehen, die sie wegen Verzinsung der durch die Kollekten eingekommenen Gelder getan haben. Freilich sehen die vernünftig denkenden Mitglieder dieses Kollegs es sehr wohl ein, daß dieses bei dermaliger Lage der Sache noch nicht stattfinden könne⁴⁷⁾; um dieser willen wäre dann wohl ein solcher Bericht unnötig, allein, um einiger unter ihnen und dann auch um der Auswärtigen selber, wünschte ich denselben. Doch hiervon mündlich ein mehreres. — Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu sein

Breslau, den
25. März 1771.

Euer Wohlgeboren
ganz ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

Soeben erhalte Euer Wohlgeboren geehrte Zuschrift vom 16., welche irgendwo muß liegen geblieben sein. Die von Euer Wohlgeboren notierten Posten kommen mit den meinigen vollkommen überein, nur hatte ich in meinem Vorigen es nicht so genau genommen und hoffe auch nach dem Ausdruck des Herrn Lavater daß aus der Schweiz noch wohl etwas mehr erfolgen werde. Der von daher eingesandte Wechsel ist an den Herrn Hofprediger Loos allhier gerichtet, die Gelder aber, so aus Wien kommen müssen, sind noch nicht eingelaufen. Ich werde versuchen, noch heute den Herrn Kriegsrat von Kloeber zu sprechen, um zu erfahren, wie man es mit dem Darlehn zu halten gesonnen sei; wenn auch die Kolonisten solches auf eine oder andere Weise anzunehmen gesonnen sind, so sollte es ihnen doch wenigstens auf 10 Jahre ohne Zinsen verliehen werden mit dem Bedinge, daß sie, nachdem (sie) jährlich nur 1/20 Teil vom Kapital abführen dürften, wenn man es ja wieder verlangen sollte, so würde es ihnen doch nicht zu schwer fallen. Mich aber hat der Herr Kriegsrat von Kloeber einige Male versichert, daß die Kolonisten davor nicht bange sein dürften; unterdessen ist dergleichen mündliche Erklärung immer unsicher⁴⁸⁾.

Der Herr Kriegsrat von Kloeber, mit dem ich noch auf eine kurze Zeit gesprochen, glaubt, daß die Anhalter in Ansehung des Vorschusses die facilsten Bedingungen erhalten werden, und verspricht, auf alle mögliche Weise ihr Bestes zu

⁴⁷⁾ Daß die Kollekten zunächst zum Aufbau der Kolonie verwendet und der Plessner Kammer zugeführt wurden, war nach Lage der Dinge und um der Anhalter willen gewiß zweckmäßig. Erst nach Erbauung des Bethauses und nach dem Einzug Schl's in Anhalt wurde die Angelegenheit dadurch geregelt, daß der Fürst für 2000 Rtl Kollektengelder jährlich 5% Zinsen, d. h. 100 Rtl zur Besoldung der Predigerstelle zu zahlen sich verpflichtete. Immerhin muß man es wohl dem Breslauer Presbyterium danken, daß es diese Sache im Auge behielt, die sonst möglicherweise unter den Tisch gefallen wäre.

⁴⁸⁾ Dies war nur zu richtig.

besorgen. Ich habe ihm die Sache nachdrücklich empfohlen, da die Zeit zum Bauen herannaht, und er versichert, daß die Leute nicht sollen verlassen werden, obgleich dem Minister die Hände gebunden seien, sie öffentlich und mit Bewußtsein des Königs zu unterstützen. Seine Excellenz haben auch resolviert anstatt der 300 Thaler, die sie als Vorschuß zu Getreide oder Brot gefordert haben, ihnen Mehl aus dem Magazin reichen zu lassen und vielleicht auf dem Fuß, wie Ihro Durchlaucht, der Fürst, ihnen Getreide geliehen haben.

Der Herr Hofprediger Loos hingegen, der seit vielen Jahren das procedere der Königlichen Kammer kennt und mit dem ich soeben von der Sache gesprochen, ist der Meinung, daß die Kolonisten den Vorschuß nicht annehmen, sondern einige aus ihrem Mittel mit einem Memorial so er ihnen nachdrücklich genug aufsetzen wolle, geradewegs nach Potsdam reisen und nicht eher von da weggehen sollen, bis sie eine befriedigende Antwort erhalten haben. Er versichert nochmals, daß sie reüssieren würden, so wie die böhmischen Deputierten vor 20 Jahren auf eben die Weise die Erfüllung dessen, was man ihnen versprochen, erhalten haben. Das aber sei zu spät, wenn sie den Vorschuß angenommen hätten. Er fügte hinzu, daß wenn sie das eigenhändige Versprechen der Kammer dem Könige vorzeigten, die Erfüllung desselben gewiß erfolgen müsse. Ich erwähne das alles zu Euer Wohlgeboren näheren Überlegung und bitte deshalb, meine Weitläufigkeit nicht übel zu nehmen.

* * *

Plessner Archiv
Acta betr. Etablierung der
Kolonie Anhalt 1770—1773.

(Schleyermacher an Wientzek)

Wohlgeborener Herr
Hochgeehrtester Herr Regierungsrat!

Nachdem am verwichenen Montage nach Hause gekommen, so ermangelte nicht, den Herrn Kriegsrat von Kloeber zu besuchen, da ich denn leider erfuhr, daß des Fürsten Durchlaucht für die Kolonisten bei dem Minister nichts erhalten, und nun glaube ich es selbst auch, daß dem Minister die Hände gebunden sind ⁴⁹⁾ — was ist nun hierbei zu tun? Geduld. — Gott wolle nur nicht, daß des Fürsten Durchlaucht dero Hand von diesen armen Leuten abziehe, sonst weiß ich ihnen keinen Rat. Mit der Kollekte geht es Gottlob so ziemlich. Ich finde hier Briefe und Wechsel aus der Schweiz, welche inclusive der schon gemeldeten 150 Th zusammen an 800 Th Preuß. Cour. ausmachen. Auch ist noch einige Hoffnung, von dem Canton Basel etwas zu erhalten. Ich füge hierbei die beiden

⁴⁹⁾ Schl. täuschte sich. Hoym wollte einfach nicht!

Schreiben, welche diese Wechsel begleitet haben, die ich mir aber nächstens wieder ausbitte. Nun wäre wohl mein herzlicher Wunsch, daß Ihre hochfürstliche Durchlaucht huldreichst geruhen möchten, eine kleine Wohnung für einen Schulmeister verfertigen zu lassen und ihm einen Platz zu einem Garten auszusetzen, daß er sich eine Kuh halten kann; denn größere Wirtschaft muß er nach meinem Urteil nicht haben, weil er dadurch an seiner Schularbeit könnte verhindert werden. Diese halte ich bei diesem unwissenden Volk für sehr wichtig und glaube dannenhero auch, daß man bei der Wahl eines tüchtigen Mannes nicht vorsichtig genug sein könne. Ich habe bereits vor einiger Zeit vorläufig an den Herrn Hofprediger Crugott zu Carolath desfalls geschrieben, der mir auch antwortet, daß er gern dazu behilflich sein wollte, wenn er erst wüßte, wie hoch er es in seiner Station bringen könne, und was für Eigenschaften man bei ihr verlange; was nun das erste betrifft, so halte ich dafür, daß man ein reichliches Auskommen für einen Schulmeister festsetzen müsse, damit man sich nach einem Manne umsehen könne, der sowohl in der Religion gut gegründet als auch im Rechnen, Schreiben und in der Singekunst vollkommen ist, und der vorerst, wenigstens in Ansehung des Unterrichts, die Stelle eines Predigers bei ihnen vertreten kann, indem es nicht wahrscheinlich ist, daß sie sobald einen eigenen Prediger sich werden halten können. Das alles aber beruhet zum Teil auf der Bestimmung eines fixierten Gehalts. Um diesen Punkt festzusetzen, wünsche ich, daß Euer Wohlgeboren so geneigt sein wollten, Ihre hochfürstliche Durchlaucht desfalls Vorstellung zu tun. Ich habe sehr viel Wahrscheinlichkeit zu hoffen, daß binnen sechs Monaten und vielleicht noch eher durch auswärtige Beiträge (wenn auch nur die Hälfte von dem, was ich mir vorstelle, einkommt) dennoch die Summe von 2000 Reichstalern voll sein werde. Wenn nun Ihre hochfürstliche Durchlaucht allergnädigst werden bestimmt haben, wie hoch die bereits eingelaufenen und noch einzusendenden Kollektengelder zum Besten der armen Anhalter verzinst werden sollen, und so bald ich wissen werde, was Allerhöchstdieselben nach dero huldreichen und großmütigen Gesinnung zum Bestehen eines Schulmeisters zu Anhalt zu tun und auszusetzen gesonnen sind, so werde mir alle mögliche Mühe geben, einen geschickten Mann zu bekommen. Und sehr gut wäre es, wenn man noch vor dem Winter damit zu Stande kommen könnte, weil die Leute sonst gar zu sehr verwildern ⁵⁰⁾.

⁵⁰⁾ Im November 1771 zog Joh. Christoph Pauli, vom Fürsten zum Schulhalter berufen, in Anhalt ein. Schl.'s Drängen hatte endlich den gewünschten Erfolg, einundeinhalbes Jahr nach der Emigration. Er stammte aus Hessen, war 1732 geboren, reformierten Bekenntnisses und vorher schon Schulhalter in der Nähe von Hanau gewesen. Er brachte 4 Söhne (von 3—16 Jahren) mit nach Anhalt, und andre Kinder wurden ihm in Anhalt noch geboren. Seine erste Frau starb hier 1789, und ein Jahr später nahm er eine Frau aus Altdorf bei Pleß. 1785 berichtete er an die reform. Kirchenbehörde in Breslau, daß 3 Söhne und 2 Töchter sich zur Erziehung in der Brüdergemeinde befänden. Offenbar war er ebenso wie Schl. herrnhutischer Gesinnung. — Schl. sorgte eifrig für die benötigten Lehrmittel. Er kaufte zunächst 20 Lesebücher, 15 Hallesche Bibeln, 30 Neue Testamente, 20 bibl. Geschichten und 20 Heidelberger Katechismen. Dieser letztere stellte sich aber als zu schwer für die Landschulkinder heraus, daher besorgte er 1790 in 25—30 Stück den „Kurzen Unterricht in der christl. Lehre“, den der Hofprediger Hering verfaßt hatte (1779 in erster, später oft wiederholter Auflage erschienen). Pauli erhielt jährlich von der Gemeinde 30 Rtl, und von der fürstl. Verwaltung 40 Rtl, dazu Wohnung mit Garten und Stallung und 2 Morgen Landnutzung. Außerdem ein Deputat von

Sobald die Schweizerischen Wechsel versilbert sein werden, werde sie sogleich nebst denen bereits eingelaufenen 155,— Thalern und meiner Ausgabe-Rechnung per Post absenden, und mir sodann Quittung ausbitten.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Breslau, den
10. Mai 1771.

Euer Wohlgeboren
gehorsamst ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

* * *

Plessner Archiv
Acta betr. Etablierung der
Kolonie Anhalt 1770—1773.

(Schleyermacher an Wientzek)

Wohlgeborener Herr
Hochgeehrtester Herr Regierungsrat!

In Beziehung auf mein letzteres von voriger Woche übersende hierbei meine Berechnung nebst 109 Rthl 13 sgr, wogegen mir denn nächstens die noch restierenden Quittungen ausbitte. Die aus der Schweiz eingelaufenen Gelder werden außer den von mir berechneten, wie ich vernehme, an 740 Rthl unser Courant ausmachen. Sie sind aber noch nicht ausgezahlt. Außer denen hat auch Herr Hofprediger Loos, wie er mir gestern sagte, von Magdeburg, Brandenburg und Altona etwas über 100 Rthl erhalten, welche sodann mit den Schweizerischen Geldern vielleicht zusammen werden übermacht werden.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu sein

Breslau, den
17. Mai 1771.

Euer Wohlgeboren
ganz ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

* * *

Zentralbibliothek Zürich
F. A. Lav. Ms. 525

(Schleyermacher an Lavater)

Wie sehr haben Sie, verehrungswürdigster Herr, die neue Gemeinde und mich Ihnen verpflichtet durch das Geschenk einer Menge schöner Erbauungsschriften,

(in Bresl. Maß) 2 Scheffel Weizen, 12 Sch. Korn, 4 Sch. Gerste, 4 Sch. Heidekorn, 1 Sch. Erbsen, 1 Sch. Hirse, 2 Schöpfe, 2 Schafe, 1 Schwein oder 2 Rtl, 1 Schock Karpfen, 12 Klafter Holz (zugleich für die Schulstube) 1/2 Schock Stroh, 16 Eimer Bier, 3 Fässer Butter, und Wiese und Weide für eine Kuh.

die ich am verwichenen Sonnabend erhalten habe. Gott seegne Sie theuerster Freund und Bruder in Christo, und er seegne Ihre frommen Landsleute die so eifrig um das Heyl ihrer Nebenchristen besorgt sind, auch danke ich herzlich und meine Frau und Kinder mit mir für das an mich besonders gerichtete angenehme Geschenk. Wir wollen es mit Gottes Hülfe zu unserm und unserer Kinder wahrem Seelen Heyl anwenden⁵¹⁾. Ich hoffte dabei irgend eine kleine Versicherung von Ihrer Hand zu finden, daß Sie mein freies Antwortschreiben vom 16. May nicht übel aufgenommen, aber auch nicht ein Wörtlein, nicht eine Spuhr fand sich, daß Sie dieses Schreiben erhalten haben. Von denen 4 gedruckten Aufforderungen, deren eine an H. (? unleserlich) Hochehrwürden gerichtet, ohne Zweifel anders wohin bestimmt war, habe ich zwo an gute Freunde, die erste aber an jemanden geschickt, der mich sehr nahe angeht. Ich werde den wichtigen Inhalt nochmals überdenken, soviel Zeit und Einsicht erlauben, und nachdem den Aufsatz mittheilen⁵²⁾.

Gern möchte ich, und hätte auch auf meinen Reisen Gelegenheit dazu, die vortheilhaften Erbauungsschriften hie und da in Christenhände bringen, wenn nur nicht leider eine hiebei warlich übel angewandte Sparsamkeit unter uns so sehr allgemein wäre. Wäre ich aber selbst mit einem Vorrath davon versehen, so glaubte ich doch noch manches Stück hie und da mit Seegen unterzubringen. Wenn ich also wüßte, an wen ich desfalls mich wenden sollte, so wünschte ich mir in einem leidlichen Preise und unter Bedingung, daß man mit der Zahlung mir Zeit ließe, sobald die Fracht etwas wohlfeiler wird, von denen durch Ew. Hochehrwürden gefertigten 50 Liedern und Handbüchlein für Kinder von jedem 30 Exemplare. Demnächst 50 Stück Nachdenken zum vernünftigen Gebrauch des h. Abendmahls und von den Morgen- und Abendgebeten wie auch von Nachdenken über mich selbst, von jedem 100 Stück. Wo auch außer diesen noch andre zum Anwachs der Erkenntnis und Gottseeligkeit empfehlenswerte Schriften herausgekommen sind wünschte ich zu wissen, denn wir haben hier Mangel an dergleichen Büchern⁵³⁾. Aber an einen guten Catechismus fehlt es besonders. Gott wolle doch jemanden erwecken, der Fähigkeit, Lust und Zeit hat, einen aufzusetzen, würde nicht am besten dabei gethan seyn, wenn man gleich mit

⁵¹⁾ Vermuthlich eine Schrift von Lavater

⁵²⁾ Schl's Briefwechsel mit Lav. muß 1770/71 ziemlich lebhaft gewesen sein. Im Mai 1773 bedauert Schl., daß eine Pause eingetreten sei, und im Herbst 1779 schreibt Lav., daß er einige Jahre eine Antwort schuldig geblieben sei. — Was mit dem „Aufsatz“ gemeint ist, den Schl. zu übersenden verspricht, und was es mit den „Aufforderungen“ auf sich hat, bleibt unklar. Der von Schl. hier erwähnte Brief an Lav. vom Mai 1771 ist in Zürich nicht vorhanden.

⁵³⁾ Die hier genannten 4 Schriften von Lav. zeigen einerseits die ihm eigenthümliche milde Aufklärungsförmigkeit, andererseits aber lassen sie erkennen, das Lav. einer der Väter der Erweckungsbewegung gewesen ist. Es scheint, daß Schl. von Lav.'s biblischem Christentum und seiner Jesusliebe beeindruckt worden ist. Er hält aber am Rationalismus der Aufklärung fest, bis er dann, durch seine Erlebnisse in der Brüdergemeinde veranlaßt, sich dem Pietismus und der Jesusfrömmigkeit der Brüder zuwendet. Vielleicht darf man vermuten, daß die Bekanntschaft mit Lav.'s Schriften diese Hinwendung zu den Herrnhutern bei Schl. vorbereiten half.

Sprüchen der H. Schrift und Lebensregeln aus dem Evangelio den Anfang machte? Wenn man z. B. solche zuerst nehme, die Gottes Güte lebhaft ausdrückten? Denn so fängt auch die H. S. selbst ihren Unterricht an: Gott schuf, und sahe, daß alles gut war. Alsdann würden welche folgen können, welche die Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern einschärfen und andre die den großen Schaden anzeigen, der aus der Vernachlässigung entstanden, wobei man wieder dem Leitfaden der H. S. folgen könnte, in den traurigen Folgen des Ungehorsams der ersten Menschen, des Cains u. s. w. Bei den Vorteilen, die aus der Ausübung der Tugend vor das gegenwärtige und künftige Leben erwachsen, würde alsdann ein guter Übergang zu der Lehre Jesu sich finden, dem das menschliche Geschlecht dieses Glück zu danken hat, und so könnten dann die Lehren von der Vorsehung, Erlösung, Glauben an dergestalt folgen, daß ein jeder Artikel durch Beweise der Vernunft und Erfahrung unterstützt und durch Geschichte des A. und N. Testaments erläutert würde. Ich bitte mir dero Gedanken über diesen Plan aus ⁵⁴⁾

Zuverlässige Hoffnung hab ich, daß noch vor dem Winter die neue Gemeinde einen Schulmeister ⁵⁵⁾ (Schluß fehlt)

* * *

Pfarrarchiv Anhalt.

(Schleyermacher an Oberkonsistorialrat Loos in Breslau — Kopie)

Hochwürdiger, Hochgelehrter, Hochgeehrtester Herr Hofprediger und Consistorialrat,

Ew. Hochwürden haben durch die erteilte Nachricht von Basel die Seibersdorfer und mich erfreut und ich hoffe, daß dieselben zu Hebung des Geldes durch Herrn Müllendorf bereits Anstalten werden gemacht haben. Ich bitte nun auch, sobald die verlangte Bittschrift nach Bern durch Herrn Gurzel abgeschrieben worden, solche nach geschehener Fidemierung mit dero Empfehlung dahin zu begleiten. Mit dem Herrn R-Rat Wientzek habe ich wegen des zweifelhaften Ausdrucks in dem Fürstl. Revers gesprochen, welcher mich aber versichert, daß dieser Ausdruck nur auf die allgemeine Haus- und Kirchenkollekte gerichtet sei, und der Revers gelegentlich geändert werden sollte. Den Anhaltern fehlt es sehr an einem Geldvorschuß zum Einkauf des Garnes ⁵⁶⁾. Sie arbeiten unter andern auch an solcher Leinwand wie die beigelegte Probe. Diese wird 5 1/2 Viertel breit gemacht, fällt aber im Stück weißer und dichter, und wird zu Soldatenhemden

⁵⁴⁾ Der Heidelberger Katechismus genügt ihm nicht. Sein Vorschlag liegt auf der Linie der Aufklärung. Herings „Kurzer Unterricht in der christl. Lehre“ erschien erst 1779.

⁵⁵⁾ Da Schulhalter Pauli im November 1771 sein Amt in Anhalt antrat, muß der Brief wohl im Sommer oder Herbst 1771 geschrieben sein.

⁵⁶⁾ Schleyermacher gab den Webern einen rückzahlbaren Vorschuß von 102 Rtl aus Kollektengeldern. Die Webstücke, von denen er eine Probe beilegte, waren etwa 85 cm breit, der Meter kostete etwa 30 Pfennig. Im Winter 1772/73 wurden 400 Schock zu je 60 Ellen von den 36 bis dahin in Häusern untergebrachten Familien gewebt.

gebraucht. Sie verkaufen das Schock gebleicht dort auf der Stelle um 5 Gulden oder 3 rtl 10 sgr. Ich wünschte, daß Ew. Hochwürden Gelegenheit nehmen wollten, mit dem Herrn Adolph davon zu sprechen und mit den andern Herren des Wohlhlöbl. Presbyterii, ob sie den Anhaltern die aus Basel einzulaufenden Gelder als einen Vorschuß zu Anschaffung des nötigen Garnes gegen leidliche Zinsen erlauben wollen, damit sie im Winter eine Partie dieser Leinwand fertig machen und aufs Frühjahr bleichen lassen können, wozu sich alsdann Abnehmer finden werden. Bei der Austeilung dieses Geldes würde man schon durch den Herrn Amtmann zu Lendzin die nötige Vorsicht gebrauchen lassen, bis daß sich etwa ein Kaufmann findet, der ihnen den nötigen Vorschuß leistet. Ich wünsche übrigens, daß Ew. Hochwürden nebst der Frau Hofprediger, welcher mich zu empfehlen bitte, und lieben Kindern sich vollkommen wohl befinden mögen, und bin mit der aufrichtigsten Hochachtung

Pleß, den 4. Oktober 1771.

Ew. Hochwürden ganz ergebenster
Diener
G. Schleyermacher.

* * *

Plessner Archiv
Acta betr. Etablierung der
Kolonie Anhalt 1770—1773.

(Schleyermacher an Wientzek)

Wohlgeborener Herr
Hochgeehrtester Herr Regierungsrat!

Da das Presbyterium der hiesigen reformierten Gemeinde von mir eine Berechnung verlangt, wieviel die Hochfürstliche Regierung Pleß aus den collectierten Geldern durch mich erhalten⁵⁷⁾, indem solches aus den eingesandten Quittungen als welche auf baar Geld und Berechnung zugleich lauten, nicht erhellt, so ersuche Ew. Wohlgeboren mir nächstens eine Generalquittung zu senden, daß ich an baarem Gelde

nämlich den 20. Oktober 1770	Rtl 155
den 6. November	138/24/6
den 15. Januar 1771	185
den 3. Februar	3/10/-
den 25. März	100
den 17. Mai	109/13/-
den 9. Juli	914/20/6

Summa 1606/8/-

⁵⁷⁾ Vgl. Anm. in Schl.'s Brief vom 25. 3. 71.

ingesandt habe, wogegen Ew. Wohlgeboren die eingesandten Quittungen zurückerhalten werden. Außerdem wünschte ich, daß Ew. Wohlgeboren die Gewogenheit haben wollten, mir eine Abschrift der Unkostenrechnung oder lieber nur die Hauptsumme der Unkosten, die ich unter dem 6. November 1770 und dem 17. Mai 1771 eingesandt habe zukommen zu lassen, damit ich den Forderungen der Herren des Presbyterii Genüge leisten könne, welches mir ohne das nicht möglich ist, indem ich keine genaue Abschrift davon gehalten habe.

Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu sein

Ew. Wohlgeboren
Breslau, den 15. Mai 1772.
ganz ergebenster Diener
G. Schleyermacher.

* * *

Zentralbibliothek Zürich
F. A. Lav. Ms. 525.

(Schleyermacher an Lavater)

Hochehrwürdiger Herr, Theuerster Freund!

Es ist eine viel zu lange Pause in unserm für mich so interessanten Briefwechsel entstanden, als daß ich nicht wünschen sollte, daß sie möchte geendigt seyn. Was Sie mein Theuerster von meinem langen Stillschweigen gedenken, muß ich mir freilich gefallen lassen. Nur das einzige bitte ich, daß Sie mich keiner Undankbarkeit fähig halten. Es ist wohl schwerlich eine Woche verflossen, in der ich mir nicht vorgenommen habe, an Sie zu schreiben, allein folgendes mag zum Theil zu meiner Entschuldigung dienen. Zu Ende des Julius (1772) ward ich krank und lag zwei ganze Monate elend darnieder. Nach dem wurden meine Hausgenossen krank. Drauf mußte ich meine Amtsreise antreten, und dann hat die Veränderung meiner Wohnung zu Anfang dieses Jahres (1773) mir wieder einige Zeit geraubt. Eine ganz besondere Erquickung, nachdem ich das Krankenbette verlassen hatte, war mir der Besuch des Herrn Meyer, und die durch ihn erhaltene piecen bestätigten mir die angenehme Hoffnung, daß mein theuerster Freund meiner noch nicht ganz vergessen habe⁵⁸⁾.

⁵⁸⁾ Schl. war im Vergleich zu der großen Mehrzahl der Pfarrer seiner Zeit ein ungewöhnlich eifriger Leser. Das Urteil Diltheys, daß er sich allem, was in der Theologie und Philosophie der Zeit vorging, lebhaft zugewandt habe, wird auch durch diesen Brief bestätigt. Er selbst weiß, daß er in seinen Anschauungen von seiner jeweiligen Lektüre sich beeinflussen läßt, — „unsere Denkungsart verändert sich zu oft mit den Büchern; da wirft man denn die alten weg und kauft neue“ (Briefe I—96). Das von Lav. ihm übersandte Bücherpaket regt ihn zu langen Ausführungen über Lavaters, auch von den Zeitgenossen kritisierten „Enthusiasmus“ an, er stellt die Frage, woran es läge, daß der Glaube der Christen so wenig praktische Wirkungen zeige, und wünscht, daß „große Geister“ einen Weg fänden, um den Menschen die Religion als integralen Bestandteil ihres gesamten Lebens aufzuzeigen. Es scheint ihm etwas vorzuschweben, was die „Reden über die Religion“ seines Sohnes fast drei Jahrzehnte später ausgeführt haben.

Dero Physiognomik hatte ich schon vorher gelesen und mich aus mehr als einer Ursache darüber erfreuet, jedoch nicht ohne den Wunsch, daß Sie fortfahren möchten dero tiefe Einsichten in das Harmonische der Werke Gottes noch ferner der Welt mitzutheilen.

Wenn ich erwäge, wie unendlich mannigfaltig und doch einig der weiseste Schöpfer in allen seinen Werken ist, so deucht mir, müsse es eines dem großen Geist sehr angemessenes Geschäfte seyn, zum Glück seiner Nebenmenschen alle nur mögliche Ressors in Bewegung zu setzen ohne sich bloß auf diesen oder jenen einzuschränken. Ich wünsche, daß eine ähnliche Bemühung als die des Herrn Sultzer um die schöne Künste und Wissenschaften als Mittel zur Tugend allgemeiner zu machen, nicht bloß dem feineren Theil, sondern auch dem großen Haufen der Menschen auf eine andre Weise könnte nützlich gemacht werden. — Es scheint mir, daß man die Religion von dem geschäftigen Leben der Menschen noch zu sehr absondert, da sie doch billich in alle seine Handlungen mit eingeflochten seyn sollte⁵⁹⁾. Dazu aber würde erfordert, daß sie in dem möglichst weitesten Umfange vorgestellt und für jedes Geschäfte des Lebens, für jedes Temperament, durch irgend eine Veranstaltung, die mir aber selbst noch dunkel ist, akkomodabel gemacht würde. —

Wenige Menschen sind eines vernünftigen Enthusiasmus für die Religion fähig, und unter dieser geringen Anzahl wenige, die philosophischen Geist und Klugheit genug besitzen, um ihn unschädlich zu machen. Sie mein theuerster Freund haben es hierin sehr weit gebracht; wodurch Sie es aber noch weiter bringen würden, wäre nach meinem Urtheil dieses: wenn Sie wie ein anderer Sokrates diesen glücklichen Enthusiasmus zu verleugnen, dieses innere Feuer zwar nicht zu ersticken sondern gleich einer leuchtenden Sonne, die nicht verzehret aber erwärmet, in seegenreichen Strahlen von mancher Art scheinen zu lassen sich entschließen wollten. Ich höre Sie schon die Aposteln meiner Meinung entgegenzusetzen. Ich antworte: die Aposteln waren in einem andern Verhältnis und hatten auch einen viel größeren Gegenstand vor sich. Dieser nemlich: die Welt von der Abgötterei und die Juden von einem nicht weniger schädlichen Aberglauben zu befreien, erforderte einen solchen Enthusiasmus, ohne den sie vielleicht nicht soviel würden ausgerichtet haben. Dieser brennende Eyfer, der sie sagen ließ: die Liebe Christi dringet uns also u. s. w. wurde durch ein stets anschauendes Erkenntnis und Wiedererinnerung alles dessen, was sie erfahren hatten, unter-

⁵⁹⁾ Vermutlich handelt es sich um J. G. Sulzer und seine Theorie der schönen Künste, 1771 erschienen, 2 Bde. Eine kurze grundsätzliche Darlegung seiner Theorie in „Die schönen Künste in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur und besten Anwendung betrachtet“, Leipzig 1772, M. G. Weidmanns Erben und Reich. — Sulzer glaubt, daß die schönen Künste die Tugend zu fördern und vor dem Laster Abscheu zu erwecken imstande seien. — Schl. wünscht, daß die Religion nicht neben dem Leben her gehe, sondern es in allen seinen Bezirken bestimme. Gegen Ende des Briefes klagt er darüber, daß die Prediger sich in ihrer Amtsführung meist auf ihre Predigtthätigkeit beschränken, statt wie Sokrates und Jesus unter die Leute zu gehen, sie in ihren Häusern und Werkstätten aufzusuchen und sie dabei „angemessen zu catechisieren“, — eine Forderung, die an Aktualität bis heute noch nichts eingeübt hat.

halten. Und warum, fragen Sie, geschieht das letztere jetzt nicht mehr? Ich antworte und glaube allerdings, daß mancher Christ auch noch jetzt eines ähnlichen Enthusiasmus fähig ist und ihn auch erlangen kann, je lebhafter sein Einbildungsvermögen ist, und jemehr er sich bemüht, eine anschauende Erkenntnis von dem, was mit Jesu vorgegangen ist, sich zu erwerben. Und wer denn das alles warhaftig und auf eine anschauende Weise glaubt, dergestalt daß sein Glaube dem Gefühl aus der wirklichen Erfahrung beinahe gleich kommt, das ist, daß er sich ganz lebhaft vorstellen kann, Jesum gesehen und gehöret zu haben, ein Augenzeuge seiner Creuzigung und Auferstehung gewesen zu sein, auf den wird auch das, was er so glaubt, eine ungleich stärkere Wirkung tun, als auf einen, der jenes Vermögen nicht hat ⁶⁰⁾.

Wenn ich mir die Sache so vorstelle, so leugne ich nicht, daß es mich oft äußerst befremdet, warum der Glaube der Christen nicht andre Wirkungen äußert als er gegenwärtig thut. Denn wenn die Begebenheiten des Christentums in der That sich so zugetragen haben, als die Evangelisten sie uns erzählen, so können auch die 1700 Jahre, die seit dem verflossen sind, der eigentlichen Wahrheit und Gewißheit derselben keinen Eintrag thun; und so müßte ja ein jeder, der das so glaubt als eine jede andere glaubwürdige Sache, nach der er seine Handlungen einrichtet, auch davon auf eine ähnliche, ja noch viel stärkere Weise belebet werden. Ich halte aber dafür, daß ein solcher lebendiger Glaube durch eine bloße vernünftige Untersuchung derer Begebenheiten, worauf das Christentum beruht, nicht könne hervorgebracht werden. Wenn diese Untersuchung bei jemandem mit Wahrheitsliebe und einem guten Hertzen verbunden ist, so kann sie allerdings ihn dahin leiten, daß er den Vorschriften des Evangelii zu folgen und sich dadurch immer mehr zu vervollkommen eifrig bemühet ist. Ja es kann sogar ein Liebhaber der Tugend, sollte er gleich ein Zweifler seyn, dennoch in Ansehung der seegenreichen Wirkungen des Christenthums sich verpflichtet halten, es zu bekennen, zu lehren und selbst, wenn es erfordert wird, sein Leben dafür hinzugeben. Aber das geschiehet dann nicht sowohl aus dem Grunde des Glaubens als darum, weil er überzeugt ist, daß die Befolgung der Lehren des Evangelii die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts befördere. Bei dem allen aber kann ein solcher Glaube niemahls das werden, was der Glaube der Apostel war, es sey denn, daß ihm eine lebhaft anschauende Vorstellung oder aber eine übernatürliche Wirkung zu Hülfe komme.

Eine übernatürliche Kraft aber, die ich mit der ganzen Offenbarung der Weisheit Gottes in der Natur und mit seinem Verhalten gegen seine menschliche Geschöpfe nicht zu reimen weiß, scheint mir auch darum überflüssig zu seyn, weil

⁶⁰⁾ Seit den Ronsdorfer Ereignissen lebt in Schl. die Furcht vor allem „Enthusiasmus“. Der Enthusiasmus der Jünger, auf den Lav. sich berufen könnte, sei damals berechtigt gewesen. Jetzt müsse er aber sich mäßigen, alles Schwärmerische abstreifen, und mild und wärmend sein. Schl. gibt zu, daß lebhaft und intensive Anschauung der Geschichte und der Person Jesu zu dem Gefühl der inneren Nähe und Gegenwärtigkeit Jesu führen könne, daß daraus Glaube entstehen, und solcher Glaube größere Wirkungen zeitigen könne, als ein nur auf vernünftigen Überlegungen beruhender Glaube.

ich glaube daß die christliche Tugend, wenigstens in einem Grade, der dem gegenwärtigen Mittelstande der Menschen vollkommen angemessen ist, durch eine bloße vernünftige Anwendung ihrer natürlichen Kräfte in Verbindung mit den Hilfsmitteln des Christenthums erreicht werden kann⁶¹⁾.

Ich komme wieder auf meinen Wunsch zurück, zu dem mich vorhin Sultzers Theorie veranlaßte. Ich glaube, daß die christliche Religion vor allen andern, die jemahls sind gelehrt worden, die Vortrefflichste und in ihrer Ausübung die geschickteste ist, um die Menschen tugendhaft und glücklich zu machen. Diesen Endzweck aber wird man nach meiner Einsicht am ersten durch sie erreichen, wenn man ihr den möglichst weitesten Umfang gibt, oder, welches eins ist, sich genau an die erste Simplicität ihres göttlichen Stifters hält. Sie würde also meines Erachtens viel gewinnen, wenn große Geister sich bemüheten, einen Weg zu bahnen, worauf die Menschen in allen ihren besonderen Verhältnissen und Verrichtungen, mehr als noch bis jetzt geschehen ist, mit dem, was in der Religion moralische Harmonie und Schönheit ist, möchten zusammentreffen. Sokrates leistete seinen Landsleuten einen nicht geringen Dienst, daß er sich mit ihnen familiarisirte und mit seiner Sittenlehre sogar bis in die Werkstätte des Handwerkers eindrang. Unser Heiland machte es ebenso, und seine ersten Jünger folgten ihm darin nach. Jetzt hat die Religion eine ganz andere Gestalt bekommen, ihre Diener aber könnten gewiß manches Gute mehr stiften, wenn sie ihren Stand und Amt nicht für so etwas ganz abgesondertes halten, wenn sie sich bemühen wollten, ihre Philosophie und gesunden Menschenverstand, ihre Religion und Menschenliebe nicht etwa bloß auf eine Stunde Redens in der Kirche einzuschränken, sondern mit diesem ihrem Vorrath bei aller Gelegenheit zu wuchern, in den Häusern der Christen ihn vorteilhaft anzubringen und dann auch an Statt des vielen Predigens mehr vernünftige und dem Begriff der Jugend sowohl als Alten angemessene Catechisirungen anzustellen. Ich höre auf, Sie mehrere dergleichen entbehrliche Vorschläge lesen zu lassen, und will nur noch ein Wort von der neuen Colonie erwähnen, welche Ihnen, theuerster Menschenfreund, so sehr viel zu danken hat.

Die Colonie hat nun seit beinah anderthalb Jahr einen Schulmeister der ein redlicher Mann ist, und von dessen Treue und Fleiß ich jedesmahl, wenn ich hin-

⁶¹⁾ Die bloße historische Kenntnisaufnahme der Geschichte Jesu bewirkt keinen lebendigen Glauben. Auch ein Zweifler kann aus allgemeinem philosophisch-ethischem Interesse sich für das Christenthum entscheiden und für die Befolgung seiner Lehren sich einsetzen. Aber lebendiger Glaube, wie die Apostel ihn hatten, kann nur aus „lebhafter anschauender Vorstellung“ (vgl. vorhergeh. Anmerk.) oder durch „übernatürliche Wirkung“ entstehen. Eine supranaturale Einwirkung aber erscheint Schl. innerhalb der Ökonomie Gottes als ungereimt und überflüssig. Um die Menschen tugendhaft und glücklich zu machen, genügt es, daß sie ihre natürlichen Kräfte vernünftig anwenden und die Lehren der christl. Religion befolgen. — Schl. ist noch weit entfernt von der später bei ihm durchbrechenden Überzeugung, daß der Glaube „ein Regale der Gottheit und ein pur lauterer Werk ihres Erbarmens“ sei. — Er scheint aber wohl zu fühlen, daß sein Rationalismus durch Lavaters „Enthusiasmus“ d. h. durch die Betonung des frommen Gefühls und der persönlichen Liebe zu Jesu in Frage gestellt werden könnte, und mag deshalb hier seine Meinung besonders stark hervorgehoben haben, in der Absicht, sie gegen die von Lav. herkommenden Einflüsse zu verteidigen.

komme, überzeugt werde. Der Fürst von Anhalt nimmt sich dieser Gemeinde noch immer huldreich an. Bereits 36 massive Häuser hat er für sie bauen lassen, und auch ein schönes großes Prediger und Schuhhaus ⁶²⁾. Der Bau wird fortgesetzt, bis 64 Häuser fertig sind; und man hofft, daß dieser wohlthätige Fürst mit der Zeit auch ein Gehalt für einen Prediger, der freilich diesen Leuten unentbehrlich ist, aussetzen werde.

Die Leute, ob sie gleich arm sind, nähren sich doch ganz gut, und haben den Winter über an 400 Stück Leinwand verfertigt und hier verkauft. Jeder Familie ist ein Stück Acker eingegeben; da es aber bisher an Futter für ihr Vieh ihnen gefehlt, so hat der Fürst ihnen ein großes Stück Land zu Wiesen anweisen lassen; um diese zu besäen komme ich abermahls mit einer großen Bitte ein. Die Fürstliche Regierung zu Pleß hat mir, da der Fürst seit zwei Jahren abwesend ist, aufgetragen, im Nahmen Ihro Durchlaucht bei Ew. Hochehrwürden sowohl eine Danksagung für die den Anhaltern geleistete Hülfe abzulegen, als auch aufs neue für diese Colonie um eine solche Quantität Lucern-, Esparsette- und Pimpernell-Saamen, als für etwa 70 Familien zu Besäung der neuen Wiese erfordert wird, anzuhalten.

Leben Sie wohl, theuerster Freund, und erinnern Sie sich zuweilen Dero treu-verbundensten und mit wahrer Hochachtung und unauslöschlichem Dank Ihnen ergebensten Dieners

Breslau, den 1. May 1773.

G. Schleyermacher.

* * *

Zentralbibliothek Zürich
F. A. Lav. Ms. 525

(Schleyermacher an Lavater)

Geliebter Bruder in Jesu Christo!

Nach einem Zwischenraum von einigen Jahren — Jahre der Prüfung und Sichtung für ihren damals noch ungläubigen Freund — erhalte ich jetzt eine mir angenehme Veranlassung an Sie, geliebter Bruder! wieder einmahl zu schreiben.

Die Fürstin von Anhalt zu Pleß hat mir aufgetragen, wegen des Ihnen bekannten Salomo Wolff, jetzt Christian Ernst genannt, Sie zu befragen: ob eine Wohlthat an ihm angewandt sey?, in welchem Fall die Fürstin zu Bezahlung der ihm noch fehlenden 100 Gulden um in das Hospital zu Zürich können aufgenommen zu werden in Erfurth am Mayn 50 Gulden für ihn wolle assigniren lassen. Lassen Sie mich gelegentlich durch Herrn Ehrmann, durch welchen auch dieser Brief an Sie gelangt, ihre Meinung darüber wissen.

⁶²⁾ Das Haus wurde erst 1778 fertig gebaut.

Zugleich melde ich Ihnen, geliebter Bruder, und ich thue es mit Freude und Dankbarkeit gegen Gott, daß ich seit zwei Monaten auf der Colonie Anhalt bei Pleß, zu deren Errichtung Sie vor ohngefähr 10 Jahren durch einen Betrag von beinahe 1000 Rthalern den Grund legten, durch die gütige Veranstaltung des Fürsten mit den meinigen wohne⁶³). Ich predige diesen armen Leuten das Evangelium Jesu Christi und ich schäme mich dessen nicht wie ehemals, denn ich weiß es / und der Herr sey dafür ewig gepriesen! aus eigener Erfahrung / daß es eine Gottes Kraft ist zur Seeligkeit.

Auch Ihnen, theuerster Bruder! danke ich für Ihr Tagebuch. Die Liebe unsers gecreuzigten Heilandes erfülle immer mehr unsre Herten, und Jesus selbst gewinne immer mehr eine Gestalt in uns, daß wir, auch in unsern beinernen Hütten noch mit Paulo mögen sagen können: ich lebe, aber nicht ich, sondern Jesus in mir — das wünschet und bittet

Ihr in Jesu Christo ewig verbundener Bruder

Breslau, den 28. September 1779. G. Schleyermacher.

* * *

Staatsarchiv Breslau
Rep 199 M R V Nr. 14
1775—1777

(Schleyermacher an den Minister von Hoym)

Hoch und Wohlgeborner, Hochgebietender Herr Etats- und dirigierender Minister, Gnädiger Herr!

Überzeugt von Ew. Excellenz gnädigen Bewilligung, daß ich den Antrag des Fürsten um bei der hiesigen Colonie Anhalt zu wohnen angenommen habe, bin ich bisher saumselig gewesen, von dieser Veränderung, wie es meine Schuldigkeit gewesen wäre, Nachricht zu geben. Ich bin mit dieser Veränderung um so viel mehr zufrieden, weil ich sie nicht gesucht habe, und ich genieße dabei das Vergnügen, daß ich einer zahlreichen Gemeinde, die bis an achtzig Wirte stark ist, durch Erbauung und Unterricht kann nützlich sein. Ihre Durchlaucht der Fürst haben auch meine äußeren Umstände durch ein fixes jährliches Gehalt von hundert Rtl⁶⁴), sowie Wohnung, frei Holz und ein ausgesetztes Deputat verbessert.

⁶³) Inzwischen war nicht nur das Bethaus mit der Predigerwohnung erbaut worden, sondern auch die im Winter 1774/75 noch im Schafstall untergebrachten 20 Familien hatten 1775 und 1776 ihre Behausung endlich erhalten. — 1773 hatte ein Königl. Edikt den Grundherrschaften für jede neu anzulegende Siedlerstelle eine Beihilfe von 150 Rtl zugesichert. Um den Ausführungsbestimmungen des Edikts zu entsprechen, baute die Plesser Kammer in 500 m Entfernung von der Siedlung der ersten 44 Familien ein besonderes Dorf, Neuanhalt genannt. Sie erhielt für 24 Stellen (20 waren nur nötig!) 3600 Rtl Beihilfe, und da sie sehr billig (und schlecht!) bauen ließ, behielt sie noch Geld übrig, um auch den Altanhaltern noch Scheunen zu bauen. Die 3600 Rtl wurden im April 1775 mit 3000 und im Februar 1776 mit 600 Rtl an die Plesser Kammer gezahlt. In ganz Schlesien kam in diesen Jahren das Siedlungswerk des Königs besser voran.

⁶⁴) Diese 100 Rtl waren die Jahreszinsen für die 2000 Rtl Kollektengelder, die der Fürst zum Bau des Bethauses verwendet hatte, waren also nicht Gnade, sondern Verpflichtung.

Die Lage des Ortes setzt mich in die Notwendigkeit einer kleinen Landwirtschaft, die so klein sie auch ist, dennoch zu ihrer Einrichtung Aufwand erfordert.

Hiebei nehme ich zu Ew. Excellenz höchst gnädigem Wohlwollen gegen mich abermal meine Zuflucht und bitte: anstatt des mir verliehenen freien Vorspann-Passes das, was die jährliche Bonifikation dafür beträgt, mir inskünftige an Gelde auszahlen zu lassen, als wobei ich den Vorteil haben werde, daß ich die Pferde, mit denen ich meine Amtsreise alsdann tun muß, auch zugleich in meiner kleinen Wirtschaft nützlich werde gebrauchen können. Die jährliche Bonifikation für meinen Vorspann wird Hundertundfünfzig Rtl und darüber betragen. Dieses Quantum aber dürfte künftig und zwar dadurch etwas höher steigen, weil ich um meine Gemeinde nicht auf garzulange Zeit zu verlassen die Einrichtung gemacht habe, daß ich die nahen Garnisons, als Pleß, Sohrau, Gleiwitz, Ratibor, Cosel, Strelitz und Tarnowitz nicht in der Tour, sondern besonders und in der Woche besuche, damit ich allemal vor dem Sonntag wieder hier sein kann, und daß also meine Amtsreise, zu der ich sonst neun bis zehn Wochen gebraucht habe, jetzt binnen sechs Wochen geendigt ist. Ich hoffe, diese Einrichtung wird von Ew. Excellenz und einer Königlichen Kammer aus dem Grunde nicht verworfen werden, weil doch dadurch, daß ich die Stelle eines ordentlichen Predigers bei dieser Gemeinde vertrete, das sonst gewöhnliche Gehalt eines Predigers bei einer Colonie erspart wird.

In Rücksicht nun auf diese Ersparung und weil ich weiß, daß Ew. Excellenz schon längst für mich gern etwas haben tun wollen, bitte ich: daß anstatt des freien Vorspann-Passes mir inskünftige aus dem Vorspann Fond jährlich zweihundert Rtl ausgezahlt werden mögen. Ich bin mit dankbarem Herzen und wahrer Devotion

Ew. Excellenz treuehorsamster Diener
G. Schleyermacher⁶⁵).

Anhalt bei Pleß, 2. November 1779.

* * *

Zentralbibliothek Zürich
F. A. Lav. Ms. 580

(Lavater an Schleyermacher)

An Herrn Prediger G. Schleyermacher in Breslau.
Lieber Herr Schleyermacher

Ich setze mich sogleich nach dem Empfang Ihres wehrten Briefes vom 28. 7bre hin, denselben zu beantworten, um die Antwort nicht wie die auf ihren vorletzten, einige Jahre zu verschieben.

⁶⁵) Hoym lehnte ab, versprach aber bei Regelung der Predigergehälter auf den neuen Colonien, die er vorhabe, an Schl. zu denken.

So ist denn endlich der arme Salomo Wolf zum Christentum übergetreten? Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll? So ungern sag ich böses von einem Menschen — und soviel Respect, mögt ich sagen, hab ich für jeden schlechten Menschen, der sich bessert. Ich kenne keine Heilige, als Sünder, die zu sündigen aufhören. Wenn Wolf sich gebessert hat, so will ich ihm nicht nur die 100 fl erlassen, die ich, um ihn aus den Händen derer, die er bestahl, zu retten, für ihn auslegte, sondern ihn gern einer großmüthigen Fürstin herzlich empfehlen. Aber wie kann ich seine Besserung glauben? Alle vorige Gründe seiner anscheinenden Unverbesserlichkeit ganz auf die Seite gesetzt — wie kann ich ihm glauben, da er itzt noch vermessen genug ist, Hoffnung anzugeben, mit 100 fl in unser Hospital zu kommen? Er, der weiß, daß er mit Patrouillen von Zürich weggeführt worden? Dem gewiß kein Wort dieser Art gesagt worden seyn kann, da kein Bürger um diesen Preis in den Spital käme? Und durchaus kein Fremder keinen Zutritt hat, als wenn er krank ist, für wenige Wochen. Für diesen Zweck also ist die Wohlthat der Fürstin schlechterdings vergeblich. Wo ich nicht sehr irre, so ist derselbe Salomo Wolf, nachdem ich ihn, obgleich sehr beschränkte Empfehlungszeilen mitgab, zu Frankfurt am Mayn ebenfalls als ein Betrieger fortgejagt worden. Doch auf diesem Umstande will ich nicht bestehen. Zeit, in meinen Briefen nachzuschlagen, hab ich nicht. Aber, mir scheint bey nahe gewiß zu seyn.

Ich soll mich hertzlich freuen, daß sie den „Armen mit Freuden das Evangelium predigen“. Ich wünschte oft, unbekannt der Welt auf einer Dorfgemeine mein Leben zu verwenden. Nun aber darf ichs nicht mehr hoffen. Ich bin nun ganz in die Stadt hineingewurzelt. Sie wissen alles, was ich zu bestreiten oder zu dulden habe. Ich bin übrigens einer der glücklichsten Menschen und meiner großen Gemeine lieb.

Kennen Sie Pfenningers Christliches Magatzin? Ich wünsch'es. Heß, Pfenninger, Häfeli, Stoltz und noch 6 bis 8 andre sind mit mir fest entschlossen, in Einfalt und Treu in diesen antichristischen Zeiten an Ihm festzuhalten, der das Haupt ist — und sein Reich mit Freymüthigkeit zu verkündigen. Christenthum ohne Christus ist, was Deismus ohne Gott. Behalten sie mich lieb und bitten sie für mich und für das Kommen des Kommenden.

Zürich, d. 5. Nov. 1779

J. C. L.

* * *

Plesser Archiv
Kirchenrechnungen Anhalt
1771—1796

Rundschreiben Schleyermachers an Mitglieder der Plesser
reformierten Gemeinde.

Die christliche Erbauung der Gemeinde zu Anhalt wird gewiß jedem herzlich lieb

sein, der es weiß, in welcher traurigen Verfassung in Absicht auf dies höchste Bedürfnis diese guten Leute den größten Teil ihres Lebens in Polen haben müssen zubringen.

Durch die huldreiche Vorsorge unsres gnädigen Fürsten ist es dahin gediehen, daß dieser Gemeinde das Evangelium Jesu Christi gepredigt und ihre Jugend unterrichtet wird. Bei aller angewandten Mühe aber ist es jedoch bisher nicht möglich gewesen, unsern alten Leuten einen nur einigermaßen erträglichen Gesang beizubringen, daher wir, um nicht fernerhin aller Erbauung des Gesanges entbehren zu müssen, uns genötigt sehen, diesen Mangel durch eine kleine Orgel zu ersetzen.

Zu einem solchen kleinen, uns ganz unentbehrlichen Orgelwerk, als welches bereits bei dem Orgelbauer Schöffler in Brieg in Arbeit ist und zu 150 rthl exclusive der Kosten des Transportes und des Aufsetzens verdungen worden, hat die Anhalter Gemeinde selbst (folgt Spezifizierung) 67 Rtl 20 sgr aus ihrer Dürftigkeit beigetragen und gezahlt.

Unsre Durchl. gnädigste Herrschaft, welche sich das Etablissement dieser Gemeinde sehr viel hat kosten lassen und dieselbe noch täglich unterstützt, hätten wir gern mit einem Beitrag zu diesem Werk verschont, und dennoch wollen höchstdieselbe so gnädig sein, zu Abholung der Orgel von Brieg die benötigten Fuhren herzugeben.

Nun fehlt uns zur Bezahlung und Aufsetzung derselben noch ein ansehnliches Quantum, welches innerhalb 4 Wochen soll herbeigeschafft werden, und wozu wir uns die milden Beiträge christlich gesinnter Mitglieder hierdurch erbitten. Der Allerhöchste Vergelter aber wolle den gütigen Beförderern der Erbauung dieser neugepflanzten Gemeinde das, was sie dazu widmen werden, reichlich belohnen. Dies wünschet

im Namen der Gemeinde zu Anhalt derselben Prediger

Anhalt, den 29. Juni 1781 ⁶⁶⁾.

G. Schleyermacher.

* * *

Pfarrarchiv Anhalt

(Schleyermacher an König Friedrich Wilhelm II.)

Cop.

Allerdurchlauchtigster pp

Ew. Majestät geruhen allergnädigst, meine demütigste Bitte und Vorstellung zu beherzigen.

⁶⁶⁾ Die Sammlung ergab 49 Rtl 5 sgr.

Ich ward zu Anfang des Jahres 1760 von dem reformierten Kirchendirectorio zu Berlin als Stabsfeldprediger zur Armee nach Schlesien berufen und dabei auf die Douceurs, welche meinen Antecessoren von den Regimentern, denen sie dienten, bewilligt worden, ebenfalls angewiesen.

Es ist aber seit dem Frieden 1763 mein Einkommen durch vielfältige Abzüge von den Regimentern sehr geschmälert worden. Dieser Verlust nebst dem, welchen ich in vier Feldzügen, denen ich beigewohnt, erlitten habe, hat mich in Dürftigkeit versetzt, welche bei meinem Alter und da meine Kinder zu ihrem Fortkommen meiner Hilfe entbehren müssen, mein Herz mit Gram und Kummer erfüllt. In solcher Not habe ich zwar oft an des hochseligen Königs Majestät, jedoch mit keinem andern Erfolg mich gewandt, als daß ich zur Geduld und auf bequemere Gelegenheit bin verwiesen worden.

Ew. Majestät haben seitdem so manchem Elend abgeholfen und viele tausend Menschenherzen erfreut, aber mein Kummer mehret sich, indem mir erst kürzlich abermals ein beträchtlicher Abzug von den Garnison-Regimentern ist gemacht und dadurch meine Sorge, wie ich mit Ehren mein Leben beschließen und meinen Kindern die nötige Erziehung geben soll, ist vergrößert worden.

In dieser Beziehung setze ich mein Vertrauen auf Gott und nehme meine Zuflucht zu Ew. Majestät Königl. Herzen mit der demütigst-flehentlichsten Bitte, Ew. Majestät wollen in Betracht meines 27 jährigen Dienstes bei der Armee und während desselben erlittenen vielfältigen Verlustes mir das gewöhnliche Feldprediger-Tractament allergnädigst angedeihen lassen.

Auf meiner Amtsreise aus Ratibor
den 26. Novbr. 1787.
ppp

Ew. Majestät
Schleyermacher
Stabsprediger bei einem Corps d'armee
in Schlesien.

* * *

Plessner Archiv
Kirchenrechnungen Anhalt
1771—1796.

Einladung zu milder Beisteuer
für die evangelisch-reformierte und lutherische Simultangemeine
zu Anhalt ⁶⁷⁾).

Zum Gebrauch bei dem öffentlichen Gottesdienst der hiesigen Gemeinde ist auf Verlangen derselben eine hinlängliche Anzahl Exemplare des neuen Berlinischen

⁶⁷⁾ In einer weiten Diaspora hatten schon vor der Gründung von Anhalt in diesem Ostteil des Kreises Pleß eine Anzahl Lutheraner gewohnt, die sich dann zu Anhalt hielten. Auch in der Stadt Pleß bildete die reformierte Gemeinde eine Minderheit. 1790 waren in Anhalt und Umgebung 445 Reformierte und 107 Lutheraner, in Pleß 85 Reformierte.

Gesangbuches angeschafft worden, welche jetzt in Pleß eingebunden werden ⁶⁸⁾. Um den Ankauf derselben zu erleichtern, haben unsres gnädigen Fürsten Durchlaucht der Gemeinde 60 bereits gebundene Exemplare geschenkt. Da es demohngeachtet den meisten unsrer Hauswirte schwer fällt, für sich und ihre Familien dieses Gesangbuch anzuschaffen, so werden sämtliche Honoratiores und bemittelte Glieder beider Confessionen sowohl die, welche sich zu dieser Kirche halten, als auch vorzüglich solche vermögende Wohltäter der liebevollen Pleßner Gemeinde, welche die Beförderung christlicher Erbauung durch reineren Ausdruck und mehrere Auswahl in Kirchengesängen eifrig wünschen, hierdurch ganz ergebenst und inständigst gebeten, vermittelt milder Beiträge die allgemeine Einführung vorerwähnten sehr erbaulichen Gesangbuches bei dieser dürftigen Gemeinde gütigst zu unterstützen und mit der Gabe, die sie zu solchem Behuf im Glauben an Gott, den Vergelter alles Guten zu widmen geneigt sind sich hier zu unterschreiben. Man wird nach diesem die sämtliche Anhalter Gemeinde in zwei Klassen teilen, deren erste das Gesangbuch in dem Preise, was es kostet, die andre aber nur höchstens die Hälfte dafür bezahlt, denn solcher, die sich für ganz arm, die nichts dafür zu zahlen vermögen, erklären, dürfte es unter uns nur sehr wenige geben, und man glaubt auch wohl daran zu tun, daß man solch Gefühl edler Schamhaftigkeit zu erhalten suche.

Da es auch dieser Gemeinde an einer zinnernen Taufschüssel und Kanne, desgleichen an einer anständigen Bedeckung der Kanzel und des Altartisches noch fehlt, so wird zu Anschaffung dieser Bedürfnisse, wozu auch ein Kelch und Gießkanne zur Ausspendung des heiligen Abendmahls ⁶⁹⁾ noch gehören, von jenen Beiträgen, welche Gott zu dem Ende wolle reichlich werden lassen! der Überschuß verwendet und davon zu seiner Zeit Rechnung abgelegt werden von

G. Schleyermacher
Pastor zu Anhalt.

Colonie Anhalt,
den 9. September 1790 ⁷⁰⁾.

* * *

Plessner Archiv
Kirchenrechnungen Anhalt
1771—1796.

(Schleyermacher an Wientzek)

..... Zuletzt bitte ich die Hochfürstliche Regierung untertänigst, der hiesigen Kolonie aufs schärfste anzubefehlen, daß ein oder zwei Gemeindeglieder baldmöglichst angestellt werden. Das Austreiben und Hüten des Viehs durch ihre eignen Kinder wie leider bisher geschehen ist für die Jugend äußerst verderblich,

⁶⁸⁾ 1780 erschienen, sog. Mylius'sches Gesgb. 198 Stück waren angeschafft worden. Es blieb bis 1855 in Gebrauch und wurde durch das „Neue Jauersche Gesgb.“ ersetzt.

⁶⁹⁾ Das Sammlungsergebnis reichte nicht mehr für den Kelch, weshalb Schl. seinen Feldprediger-Kelch weiter benutzen mußte. Erst sein Nachfolger Richter schaffte einen sehr schönen silb. Kelch f. 50 Rtl an.

⁷⁰⁾ Die Sammlung ergab von rund 40 Personen 36 Rtl.

indem dabei nicht nur viel Unfug getrieben wird, sondern auch durch diesen Mißbrauch den ganzen Sommer hindurch die Schule fast leer bleibt. Ich habe bisher geglaubt, es könne nicht geändert werden, aber auf meiner letzten Amtsreise, auf der ich eine Kolonie und neugestiftete reformierte Gemeinde im Oppelnschen besuchte, deren Bewohner ebenfalls wie die unsern im Walde hüten müssen, ward ich eines besseren überzeugt. Sie müssen seit einigen Jahren auch einen Gemeinhirten halten und es geht recht gut. Allenfalls könnte den hiesigen Kolonisten nachgegeben werden, daß sie nach der Ernte ihre Stoppelfelder unter Aufsicht ihrer Kinder könnten abhüten lassen ⁷¹⁾.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Colonie Anhalt,
d. 17. Februar 1791

Ew.-Wohlgeboren
gehorsamster Diener
Schleyermacher.

* * *

Pfarrarchiv Anhalt.

(Schleyermacher an Oberkonsistorialrat Hering in Breslau — Kopie)

Hochwürdigster, Hochgelehrter Herr Hofprediger und Oberkonsistorialrat,
besonders hochgeschätzter Herr Bruder!

Ew. Hochwürden danke ich für die in dero geneigter Zuschrift vom 22. dieses mir gegebenen Erläuterungen und noch mehr für die mir sehr wertvolle Freundschaftsversicherung ⁷²⁾, die ich lebenslang zu schätzen wissen und an meiner Seite alles mögliche tun werde, dero Gewogenheit und Freundschaft mir zu erhalten. Ich lege also das Verzeichnis der publizierten Edikte noch als Nachtrag hierbei.

Desgleichen drei, die ich im Jahr 1790 auf meiner Amtsreise konfirmiert habe, nämlich den 22. März die mittelste Tochter des Herrn Grafen von Schack zu Schurgast, Contesse Natalie, alt 15 Jahr, den 28. März zu Ratibor Fräulein Beate von Dallwig, alt 14 Jahr und Heinrich Christian Wilhelm zur Megede, 14 Jahr. Außer diesen habe ich noch einige Soldatenkinder konfirmiert, deren Namen ich auf einem Zettel hatte, welcher aber verloren gegangen, weshalb ich um Verzeihung bitte und dabei versichere, daß inskünftige alles genau aufgezeichnet und eingegeben werden soll ⁷³⁾.

⁷¹⁾ Über die Unsitte, daß die Kinder zum Viehhüten verwendet werden, wurde von den Anhalter Pastoren noch jahrzehntelang geklagt. Lehrer Pauli begann 1772 mit 27 Kindern seinen Unterricht, d. h. mit etwa 1/3 der für die Schule in betracht kommenden. 1818 waren 74 Kinder eingeschult. 1800 gab es aber schon 216 Kinder in Anhalt, von denen wohl wenigstens 100—120 für den Schulbesuch in Frage kamen. Aber auch die eingeschulten Kinder versäumten im Sommer wochenlang durch das Hüten des Viehs den Unterricht. — Im allgemeinen sah es in den Landschulen in Oberschlesien noch viel schlimmer aus.

⁷²⁾ Wie es scheint, hat Hering wieder Vertrauen zu Schl. gefaßt.

⁷³⁾ Über seine Amtsreisen gibt das Konfirmationsregister von Anhalt einigen Aufschluß. Schl. konfirmierte z. B. auf der Herbstreise 1791 am 24/9 in Brieg, am 29/10 in Reichenbach, am 31/10 in Schweidnitz, am 20/12 in Anhalt. 1792 konfirmierte er am 16/3 in Ohlau, am 19/3

Übrigens kann ich Ew. Hohehrwürden versichern, daß ich nicht schuld daran bin, daß sowohl der Buchbinder in Brieg als der Unteroffizier in Oels wegen ihrer Kinder sich nicht bei mir gemeldet haben, da ich doch mehrenteils es nach der Vorbereitung pflege zu erinnern, daß wenn Eltern ihre Kinder unterrichtet und konfirmiert zu werden wünschen, sie deshalb bei mir sich zu melden hätten. Ich bitte Ew. Hohehrwürden künftighin die, welche in ähnlicher Absicht sich melden, zu mir zu weisen. Auf meiner nächsten Amtsreise werde ich in Oels ein Mädchen konfirmieren, die schon seit ein paar Jahren in meinem Unterricht ist, und wenn ich lebe, ebenfalls zwei Fräuleins in Brieg, und ebensogut hätte ich auch des Buchbinders Sohn nicht abgewiesen, wenn er sich nur gemeldet hätte, aber ich sehe ihn selbst sehr selten und etwa nur alle zwei Jahre einmal bei der Communion. Solche Leute wollen durch dergleichen Anträge sich oft nur geltend machen, als hielten sie viel auf ihren Glauben. Andernteils ist es auch nicht befremdend, daß Reformierte, die in der Nähe von Breslau wohnen und Gelegenheit und Mittel haben, ihre Kinder einige Zeit dort zu erhalten, einen fortgesetzten Unterricht dem, welchen ich ihnen geben kann, vorziehen.

Soeben erhalte ich von der Fürstlichen Regierung die Kirchenrechnung mit einigen monitis, nach welchen sie abgeändert werden muß, zurück. Nach diesem muß ich sie wieder hinschicken, und sobald ich sie zurückhabe, soll sie mit der nächsten Post abgehen.

Den 15. März werde ich G. G. meine Amtsreise antreten und hoffe ich den 6. oder 7. April das Vergnügen zu haben, Ew. Hohehrwürden in Breslau aufzuwarten, der ich mit wahrer Hochachtung und gänzlicher Ergebenheit bin

Ew. Hohehrwürden
gehorsamst ergebenster Diener
Schleyermacher.

Anhalt, den 28. Februar 1791.

* * *

Pfarrarchiv Anhalt.

(Schleyermacher an Hofprediger und Oberkonsistorialrat Hering
in Breslau, den Nachfolger von Loos — Kopie)

Hochwürdiger Hochgelehrter Herr Hofprediger und Oberkonsistorialrat,
Hochgeehrtester Herr Bruder!

Ew. Hochwürden habe ich in meinem letzten nur kurz anzeigen können, daß ich zu einigem Ersatz meines beträchtlichen Verlustes von 166 Rtl aus der Militär-

in Schurgast, am 21/3 in Neiße, am 29/4 in Gleiwitz, am 7/5 in der Garnison d. Rgts. v. Götzen, am 22/9 in Löwen. 1793 am 29/3 in Brieg, am 26/4 in Neiße, am 18/5 in Anhalt. 1794 am 22/3 in Brieg, 1/4 in Oels, 16/5 in Neiße, 19/5 in Frankenstein, 20/5 in Glatz, 24/5 in Silberberg.

kasse 100 Rtl habe geschenkt erhalten⁷⁴⁾. Ehe dies geschah, schrieb ich in meiner damaligen Bedrängnis an das Ref. K. Dir. und bat um eine vorteilhafte Versetzung. Weil aber auch diese sehr schwer wird zu erhalten, überdem mit vielen Beschwerden verbunden sein, so habe dem K. D. angezeigt, daß es mir nicht so sehr um eine Versetzung als vielmehr darum zu tun sei, daß ich in meinem Alter mit den meinigen nicht dürfe Not leiden, weshalb ich auch Ew. Hohehrwürden hierdurch ergebenst bitte, bei Gelegenheit solches dem K. D. in Erinnerung zu bringen. Gott wolle uns nur bald aus der jetzigen politischen Finsternis ein erfreuliches Licht scheinen lassen. Wir sind hier mit Russen umlagert, deren irreguläre Truppen in den benachbarten kleinen polnischen Städten viel Unfug stiften und manche Grausamkeit ausüben.

Nach dem Ausmarsch eines Teils meiner Militärgemeinde fühlte ich mich aufgefordert, dieselbe unter ihren Drangsalen schriftlich zu ermuntern, und schickte den Aufsatz dem Herrn Konsistorialrat Küster mit Bitte, daß, wenn seine Gemeinde noch so patriotisch dächte als vor 14 Jahren, solchen drucken zu lassen und unter die darin benannten Regimenter zu verteilen. Dies hat er getan und davon, wie er mir schreibt, 1050 solche Exemplarchen als dieses, womit ich mir die Freiheit nehme, Ew. Hohehrwürden aufzuwarten, an die Armee gesandt.

Am verwichenen Mittwoch bin ich von meiner Amtsreise Gottlob gesund hier angekommen und habe gestern die Erntepredigt gehalten. Mit Vergnügen vernehme von Herrn Bahn, daß Ew. Hohehrwürden noch munter sind, worüber ich mich herzlich freue, und wünsche, daß dero Demoiselle Schwägerin sich ebenso wohl befinden möge.

Nächstens hoffe ich Gelegenheit zu haben, Ew. Hohehrwürden eine Anweisung zur Hebung der diesjährigen Witwenkassengelder, welche mit meinem Beitrag rtl 53 sgr 13 betragen, schicken zu können.

Gott erhalte Ew. Hohehrwürden bei guter Gesundheit und bei Kräften und lasse diese höchste Wohltat des Alters Sie noch manche Jahre in froher Gemütszufriedenheit genießen. Zugleich empfehle ich mich und die meinigen zu dero fortdauernden Gewogenheit und Freundschaft, welche stets dankbar wird zu schätzen wissen

Anhalt, den 29. Oktober 1792.

Ew. Hochwürden
gehorsamster Diener
Schleyermacher

* * *

⁷⁴⁾ Als Ausgleich der eingetretenen Verringerung seiner Feldprediger-Einnahmen aus den Kassen der Regimenter, die von Schlesien nach Südpreußen verlegt worden waren. (Vgl. Schl.'s Brief vom Mai 1793).

(Schleyermacher an Ob. Kons. Rat Hering in Breslau — Kopie)

Hochwürdiger Hochgelehrter Herr Hofprediger und Oberkonsistorialrat,
besonders hochgeschätzter Herr Bruder!

Ew. Hochwürden erhalten hierbei die gewöhnlichen Jahreslisten und in Beantwortung dero Geehrten vom 15. d. wünsche ich recht sehr, Sie überzeugen zu können, daß ich in Absicht der zu unterrichtenden Soldatenkinder alles tue, was in meinen Kräften ist. Ich mache es den Gemeinden öffentlich bekannt und bitte, daß sich jeder, der Kinder zum Unterricht hat, bei mir melden möchte. Ich nehme auch alle öffentlich vor der ganzen Gemeinde an, die sich dazu qualifizieren, um dadurch andre zur Nachfolge zu reizen, und wer sich nach dem bei mir meldet, wird gewiß nie abgewiesen⁷⁵⁾. Ew. Hochwürden können ganz gewiß glauben, daß ich von dem Vorzug unserer Kirche vor allen andern ganz innig überzeugt bin und dafür halte, daß sie ungeachtet der geringeren Anzahl ihrer Glieder und vielleicht eben dadurch vorzüglich geschickt sei, sowohl wegen ihrer Lehren, als auch wegen ihres eigentümlichen Tons und ihrer äußeren Verfassung, zur Beförderung wahrer christlicher Gottseligkeit, vor allen andern christlichen Religionsparteien, und unter jeder Veränderung der Zeiten und der Vorurteile die selige Mittelstraße sicher und am längsten zu behaupten. Auch sogar der niederen Klasse und dem Soldat leuchtet es gar bald ein, daß er bei unsrer Kirche noch am ersten für sich und seine Kinder Unterstützung zu hoffen habe.

Was aber den Zuwachs der Reformierten in Schlesien und besonders im Militäristande, welcher bloß in Ausländern besteht, am meisten hindert, ist nicht, wie Ew. Hochwürden zu glauben scheinen, die Proselytenmacherei lutherischer Feldprediger, die ich in meinem Sprengel ganz genau als solche kenne, die darauf nicht ausgehen, auch kein Interesse dabei haben — ich nehme die Stadtprediger in Brieg aus, deren einige intolerant und Proselytenmacher sind, sowie auch selbst der Feldprediger es ist — sondern die wahre Ursache ist die, daß ein großer Teil dieser Ausländer unverheiratet oder in wilder Ehe lebt, von den verheirateten aber bei weitem der größte Teil katholische Weiber hat, indem fast alle Regimenter in katholischen Städten einquartiert sind. Da geschieht es nun oft, daß die Weiber durch ihre Geistlichen und nahe Verwandten angereizt, ihre Männer zum Übertritt der Knaben zu ihrer Kirche bereden⁷⁶⁾ und dies auch mehrenteils ihnen gelingt, wenn sie zumal von ihren Verwandten etwas zu hoffen haben. Doch habe ich auch oft an ehrliebenden reformierten Soldaten die Erfah-

⁷⁵⁾ 1785 war Schl. u. a. Laueheit in der Führung seines Amtes als Feldprediger vorgeworfen worden. Er mag diese Vorwürfe im Sinne gehabt haben, als er obige Sätze schrieb. Auch was er dann über die Vorzüge der reform. Kirche ausführt, scheint ihm trotz der Freundschaftsversicherung Herings (Brief vom 28. 2. 91) zu sagen notwendig gewesen zu sein. Mit der in Herrnhut gewonnenen Innerlichkeit seines Glaubenslebens brauchen seine Ausführungen hier nicht in Widerspruch zu stehen.

⁷⁶⁾ Die Mädchen folgten in ihrer Konfession nach dem Gesetz sowieso der Mutter.

rung gemacht, daß sie sich den stärksten Reizungen widersetzt haben. Es ist aber dem Anwachsen der Militärgemeinde auch das sehr nachteilig, daß ich, um jedes Individuum derselben genau kennen zu lernen, an jedem Orte nur einen, und an sehr wenigen zwei Tage mich aufhalten kann, da bleibt mir denn nach den notwendigsten Militär- und Krankenbesuchen zu jenem Geschäfte keine Zeit übrig. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese und mehr andre unbequeme Lasten und der Aufnahme unsrer reformierten Militärgemeinde äußerst nachteilige Beschaffenheiten meiner Station von dem Kirchendir. zu besserer Einrichtung derselben beherzigt werden möchten ⁷⁷⁾.

Ich verbleibe hochachtungsvoll und mit brüderlicher Liebe

Anhalt, den 26. Novbr. 1792.

Ew. Hochwürden
gehorsamster Diener
Schleyermacher.

* * *

Pfarrarchiv Anhalt.

(Schleyermacher an Hering — Kopie)

Hochwürdiger Hochgelehrter Herr Hofprediger und Oberkonsistorialrat,
Hochgeschätzter Herr Bruder!

Ew. Hochwürden erhalten hierbei die Kirchenrechnung, welche von der Regierung ⁷⁸⁾ vermutlich wegen des Siegels auf diese Weise ist gefaltet worden. Ersuche auch, über die eingesandten Witwenkassengelder mir eine Quittung zukommen zu lassen. Ich erneuere übrigens meine Bitte, daß Ew. Hochwürden sich meiner bei dem reform. K. Direct. gütigst annehmen wollen. Höchstselbiges hat unterm 5. Juli 1790 zu meiner Erquipage mir 30 rtl aus der Kandidatenkasse zukommen lassen ⁷⁹⁾, und da ich unterm 4. Juli 1792 bin angewiesen worden, mit den Vorschlägen zu meiner Schadloshaltung mich an Ew. Hochwürden zu wenden, so empfehle ich auch diese dero Beherzigung. Was soll ich anfangen, wenn der Frieden, wie es scheint, noch entfernt bleibt ⁸⁰⁾? Ach, es ist sehr hart, sich im Alter verlassen zu sehen und Not zu leiden, wenn man sich bewußt ist, als ein ehrlicher Mann gedient zu haben, und man darf sich nur einigermaßen in meine Stelle setzen, um das Drückende davon zu empfinden. Bei einer künftigen Beset-

⁷⁷⁾ Nach Schl.'s Tod 1794 trennte das ref. Kirchendir. beide Ämter. Anhalt wurde selbständiges Pfarramt, der reform. Feldprediger residierte von da ab in Brieg. — Während der Amtsreisen Schl.'s las der Schulhalter aus „Krafts Predigten“, die seinem Nachfolger, dem späteren Konsist. Rat Joh. Sam. Richter in Oppeln „herrnhutisch verdächtig“ waren.

⁷⁸⁾ d. h. der Plessischen Kammer.

⁷⁹⁾ Vielleicht auf ein Gesuch des Vaters wegen seines Sohnes Friedrich, der 1789 sein Studium in Halle beendet hatte und als Kandidat nach Drossen gegangen war?

⁸⁰⁾ Die zur Campagne in Frankreich abmarschierten Regimenter zahlten ihre Anteile am Feldpredigergehalt nicht.

zung meiner Stelle möge jeder gewarnt sein, sich auf einen so prekären Fuß setzen zu lassen, als worauf ich seit so vielen Jahren stehe und so manchen traurigen Wechsel erfahren habe⁸¹⁾.

Gott erhalte Ew. Hochwürden Gesundheit und Kräfte und lasse Sie dero Gewogenheit und brüderlichen Liebe stets empfohlen bleiben

Anhalt, den 28. Januar 1793.

Ew. Hochwürden
gehorsamster Diener
Schleyermacher.

* * *

Pfarrarchiv Anhalt.

(Schleyermacher an Hering — Kopie)

Hochwürdiger Hochgelehrter Herr Hofprediger und Oberkonsistorialrat,
Hochgeschätzter Herr Bruder!

Von Ew. Hochwürden habe die beiden publicanda wie auch den Text zum Bußtag erhalten, und erwidere zugleich in Absicht auf die wegen der verkauften Gesangbücher geforderte Erläuterung, daß die Kirchenrechnungen von 1790 und 1791 diese Erläuterungen durch den in denselben aufgeführten Ankauf besagter Gesangbücher ergeben, welchem zufolge die aus dem Verkauf der Gesangbücher gelösten Gelder dem Kirचनाerario wieder zufließen müssen.

Ist denn von dem Kirchendirectorio für den alten Feldprediger zu einigem Ersatz seines großen Verlustes nichts zu hoffen⁸²⁾.

Ich empfehle mich dero geneigten Fürsprache und brüderlichen Gewogenheit und Freundschaft und verbleibe hochachtungsvoll

Anhalt, den 4. April 1793.

Ew. Hochwürden
gehorsamster Diener und Bruder
Schleyermacher.

* * *

Pfarrarchiv Anhalt.

(Schleyermacher an Oberkonsistorialrat Hering in Breslau — Kopie)

Hochwürdiger Hochgelehrter Herr Hofprediger und Oberkonsistorialrat,
hochgeschätzter und geliebter Herr Bruder!

Unter dem herzlichen Wunsch, daß Ew. Hochwürden nebst dero Demoiselle Schwägerin sich vollkommen wohl befinden mögen, wiederhole ich meine Bitte,

⁸¹⁾ Schl.'s Kinder aus seiner zweiten Ehe standen 1793 im Alter von sechs, vier und zwei Jahren.

⁸²⁾ vgl. Brief vom Mai 1793.

um bei dem fortwährenden beträchtlichen Ausfall eines großen Teiles meiner Einnahme bei dem R. K. Directorio meiner aufs beste zu gedenken, da von dies-jähriger Rückkehr der schlesischen Regimenter ebensowenig als von einem aber-maligen Ersatz durch des Ministers Grafen von Hoym Excellenz für mich zu hof-fen ist. Ich ersuche demnach Ew. Hochwürden hierdurch inständigst bei dem R. K. Directorio sich dahin für mich zu verwenden, daß bei der Militärbesetzung von Südpreußen die ins Lentschützer Departement zu stehen kommende Regimenter auf den nämlichen Fuß wie die schlesischen mir zur Bedienung angewiesen wer-den mögen. Ich werde freilich dabei weniger Ruhe, aber doch auch die frohe Aussicht haben, die meinigen notdürftig zu versorgen und zu erziehen und als ein ehrlicher Mann, der niemand etwas schuldig geblieben, sterben zu können. Dies macht den ganzen Umfang und das Ziel meiner zeitlichen Wünsche, deren Erfüllung nicht von mir abhängt, aus. Weil ich nun auf eine vorteilhafte Verset-zung in Betracht der mancherlei dawider eintretenden Bedenklichkeiten und Hindernisse gern Verzicht tue, so bleibt mir bei der pflichtmäßigen Sorge für meine Selbsterhaltung nichts als die Hoffnung übrig, daß das R. K. Directorium meine dahin ab Zweckenden untertänigsten Vorschläge, mit welchen ich von Hoch-denselben an Ew. Hochwürden bin gewiesen worden, genehmigen und deren Realisierung, wenn sie tunlich ist, höchstgnädig bewirken werde. Hiermit empfehle mich und die meinigen Ew. Hochwürden Geneigtheit und Freundschaft der ich mit (etwa Mai 1793)

(Schluß fehlt)

In einer Anlage zu diesem Schreiben beziffert Schleyermacher sein Jahresein-kommen folgendermaßen:

Vom Fürsten zu Anhalt bar	100 Thl
Vom Fürsten zu Anhalt an Deputat-Wert ⁸³⁾	100 Thl
Von 22 verschiedenen, einzeln aufgeführten Truppenteilen, nämlich 7 Kav. Regimentern, 7 Inf. Regt. und 8 andern Truppenteilen	559 Thl
zusammen	759 Thl

Davon rechnet er ab: Für einen Reisewagen und dessen Reparaturen auf 400 Mei-len jährlich, für Botenlohn und Trinkgelder beim Vorspann, für einen Bedienten in Kleidung, Kost und Lohn, für Zehrung, desgleichen an die Küster und Orga-nisten in den Lutherischen Kirchen wie auch für Aufwand an Kleidung, nach einer mäßigen Berechnung, die ich zu einer andern Zeit ausführlicher geben werde 175 Thl,
sodaß verbleiben jährlich 584 Thl.

* * *

⁸³⁾ Sein Deputat bestand aus 4 Scheffel Weizen, 24 Sch. Roggen, 5 Sch. Gerste, 8 Sch. Heide-korn, 3 Sch. Erbsen, 2 Sch. Hirse, alles in Breslauer Maß. Dazu 1 Schock Ausschußkarpfen, 1/2 Schock Hechte, 1 Zuber Speisefische, 30 Klafter Holz, 36 Eimer Bier, — jährlich. (Pfarr-archiv Anhalt.)

Pfarrarchiv Anhalt.

(Schleyermacher an Hering — Kopie)

Hochwürdiger und Hochgelehrter Herr Hofprediger und Oberkonsistorialrat,
insonders hochgeehrter Herr Bruder!

Was Ew. Hochwürden wegen meiner Vorschläge mir unterm 10. dieses melden, enthält für mich nichts tröstliches und auch nur noch einen Schein von Hoffnung, daß mir durch Bewilligung des Letzteren einigermaßen werde geholfen werden. Was soll ich bei solchen Umständen anfangen und wohin soll ich mich wenden? Es erfolgt hierbei auf das Verlangte der eigenhändige Aufsatz des hiesigen Schulhalters und Organisten ⁸⁴⁾, auch glaube ich, daß mit einem ähnlichen umständlichen Aufsatz von ihm selbst über seine Lehrart, Klassen- und Stunden-einteilung, wie auch Vorschlägen zur Verbesserung der Schule u. s. w. Ew. Hochwürden zur Formierung erwähneter Tabelle am besten würde gedient sein, wenn es Denselben gefällt, mir den Befehl zu einem solchen Aufsatz durch ihn zukommen zu lassen, da ich denn, was seinen Lebenswandel betrifft, das erforderliche beifügen werde.

Dem Herrn Bruder Wunster ⁸⁵⁾ wünsche von Herzen baldige vollkommene Wiederherstellung seiner Gesundheit, empfehle mich Ew. Hochwürden Gewogenheit und Freundschaft und verbleibe hochachtungsvoll

Colonie Anhalt,
den 17. Juni 1793.

Ew. Hochwürden
gehorsamst ergebenster Diener
Schleyermacher.

⁸⁴⁾ Schulhalter Pauli. Vgl. Anm. zum Brief v. 10. 5. 71.

⁸⁵⁾ Wunster wurde Herings Nachfolger als reform. Kircheninspektor in Schlesien.

Neues Glaubensleben

Geschichte einer schlesischen Gutsfrau in der Zeit der Erweckung

Am 16. März 1787 wurde in Berlin Sophie von Gerlach geboren. Ihr Vater — aus einer alten schlesischen Familie stammend — war Jurist, wurde 1796 Präsident der Kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer und 1809 der erste gewählte Oberbürgermeister von Berlin. Ihre Mutter war die aus Dessau stammende Agnes von Raumer. Sophie war das erste Kind dieser Ehe. Ihr folgten vier Brüder, die sämtlich in der Geschichte Preußens und in dem Aufbruch zu einem neuen Glaubensleben eine wichtige Rolle gespielt haben. Wilhelm (1789—1834) war Oberlandesgerichtspräsident, Leopold (1790—1861) ist der bekannte Generaladjutant und Freund Friedrich Wilhelm IV. gewesen, Ludwig (1795—1879) war Jurist und Begründer und Mitarbeiter der christlich-konservativen Kreuz-Zeitung, Otto (1801—1849) studierte Theologie, war Pfarrer in Berlin, später Hofprediger und gab das jetzt noch verbreitete „Gerlachsche Bibelwerk“ heraus. Sophie heiratete am 30. Oktober 1804 in der Garnison-Kirche zu Berlin den Leutnant *Carl von Grolman*, dessen Familie mit den Gerlachs eng befreundet war. Die Glaubensanschauungen beider Familien standen in starkem Gegensatz. Gerlachs lebten in einem, dem damals in Berlin herrschenden Rationalismus gänzlich abgewendeten Christentum, das bewußt „auf die biblische Verkündigung von der am Kreuz geoffenbarten vergebenden Gnade Gottes sich gründete“. So haben sie selbst es ausgedrückt. Von Grolmans sagte Ludwig von Gerlach: „Sie waren dem Evangelium fremd, was durch die Zeitumstände zu entschuldigen sei¹⁾.“ Für sie war das Christentum „sittliche Haltung“.

In der jungen Ehe wurde am 27. August 1806 ein Mädchen geboren, das am 10. September 1806 in der Garnisonkirche auf den Namen *Luise* getauft wurde. Der Vater war inzwischen ins Feld gerückt, die Mutter kehrte mit ihrem kleinen Mädchen in ihr Elternhaus zurück, erkrankte an einer schweren Lungenentzündung, aus der sich eine Tuberkulose entwickelte, die am 3. Juli 1807 ihr den Tod brachte. Die Großeltern behielten die kleine Luise, die im Familienkreise Wieschen genannt wurde, in ihrem Hause, in dem sie mit den Gerlach-Söhnen wie eine Schwester aufwuchs. Ihre Lebenserinnerungen, die sie im

¹⁾ Gerlach, Ernst Ludwig von, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken. Band I. Schwerin 1903, S. 279.

späten Alter von ihrer Enkelin aufschreiben ließ, sind handschriftlich in unserm Familienbesitz und die wesentliche Quelle dieses Aufsatzes. Ihre Kindheits-erlebnisse, ihre innere Entwicklung, das Leben im Gerlachschen und Grolmanschen Hause habe ich in anderem Zusammenhange veröffentlicht²⁾).

Im Gerlachschen Hause verkehrten als Freunde der Söhne zwei Schlesier, die Brüder Georg und Felix Grafen *Stosch*. Sie gehörten auch mit zu jener für die Geschichte der christlichen Neubesinnung wichtig gewordenen Tafelrunde, die sich in Berlin bei einem Wirte namens Mai zu versammeln pflegte und die deshalb die Berliner gemeinhin „die Maikäferei“ nannten. Die sich hier zusammen fanden, waren junge Männer, die durch den Krieg hindurchgegangen waren, in altpreußischen Traditionen erzogen, von einer romantischen Vaterlandsliebe erfüllt, jeglichem Rationalismus abhold und entschiedene Christen. Dieser Kreis war der Boden des „neuen Glaubenslebens“ erweckter Christen. Fast alle, die hier zusammenkamen, haben später in führenden Stellungen gestanden und konnten so weithin im Geiste der Erweckung wirken. Genannt seien Ernst Senfft von Pilsach, später Oberpräsident von Pommern, Adolf von Thadden-Trieglaff, der in die Separation der Altlutheraner ging; sie hatten Schwestern geheiratet, Ludwig von Gerlach die dritte. Auch diese Frauen gehörten zu den Erweckten und hatten Griechisch gelernt, um das Neue Testament in der Ursprache zu lesen³⁾. Zu dem Kreise gehörten ferner die anderen Gerlachschen Brüder, Carl von Rappard, nach dem Tode seiner Mutter bei den Gerlachs erzogen, der die Erweckungsbewegung in das Posener Land trug⁴⁾, der Theologe Seegemund und zeitweilig auch Clemens Brentano⁵⁾. Georg und Felix waren die Söhne von Hans von Stosch, der 1798 in den Grafenstand erhoben war und der Friederike geb. Gräfin Hoym. Georg war 1793 geboren und seit 1825 in seiner zweiten Ehe verheiratet mit Luise von Kleist, deren Briefwechsel mit ihrer Freundin Elise Prinzessin Radziwill, die damals in Ruhberg bei Schmiedeberg lebte, von der Liebe der Prinzessin zum Prinzen Wilhelm manches gute Wort sagt⁶⁾. Georg wurde Besitzer von Manze (Krs. Nimpsch), sein am 18. Juni 1795 in Löwen geborene Bruder Felix erbte *Hartau* bei Sprottau.

Dieses Gut⁷⁾ hatte Balthasar von Stosch 1718 gekauft. Es blieb bis 1945 im Familienbesitz. In ihm stand eine alte Dorfkirche, die katholisches Eigentum

²⁾ Nagel, Carl, Zeit zwischen den Zeiten. Bilder aus dem Berliner Vormärz. Jahrbuch des Vereins für Geschichte Berlins 1962, S. 7—26. Dort weitere Literaturangaben über die Gerlachs und Grolmans.

³⁾ Ida, Henriette und Auguste von Oertzen.

⁴⁾ Über Rappard vgl. Rhode Arthur, Geschichte der evang. Kirche im Posener Lande. Würzburg 1956 und Starke, Arnold, Um Union und Bekenntnis (Rappards Stellung im Kirchenkampf des 20. Jahrhunderts). Festgabe für Rhode Ulm 1958 S. 190—202. Außerdem: Nagel, Carl, Carl von Rappard und die Gemeinde Pinne. Posener Stimmen. April 1962.

⁵⁾ Ausführliches über diesen Kreis und die Teilnahme der Gebrüder Stosch bei Rupprich Hans, Brentano, Luise Hensel und Ludwig von Gerlach. Wien-Leipzig 1927 S. 56.

⁶⁾ Briefe der Prinzessin Radziwill. Herausgegeben von Bruno Hennig. Berlin 1922.

⁷⁾ Die Ortsgeschichte von Hartau behandelt ausführlich Steller, Georg, Zwei Dorfstudien aus Westschlesien: Hartau und Langheinersdorf. Detmold 1961.

war, aber es gehörte keine Gemeinde mehr zu ihr. Man ließ sie verfallen und als Ruine mitten im Dorfe stehen⁸⁾). Im benachbarten Wittgendorf durfte gemäß Konzession vom 16. Juli 1742 ein evangelisches Bethaus errichtet werden, zu dem außer Wittgendorf selbst sich Hartau, halb Kunzendorf, Johnsdorf, Küpper und Charlottenthal hielten. 1910 wurde eine neue evangelische Kirche erbaut. Eine Statistik aus der Mitte des 19. Jahrhunderts gibt das Gut Hartau mit 600 ha an, verzeichnet 74 Häuser, Schloß, Vorwerk, evangelische Schule, die wegen Bauauffälligkeit geschlossene katholische Mutterkirche, 2 Windmühlen, 2 Leinwandstühle, 3 Wirtshäuser, 10 Handwerker. Das Gut hielt tausend Merinoschafe und 271 Rinder. Die gesamte Einwohnerzahl wird damals mit 621 Personen angegeben.

Felix von Stosch hatte an den Freiheitskriegen teilgenommen, dann in Göttingen und Heidelberg Jura studiert, seine Prüfungen erledigt und war an einem Berliner Gericht tätig. Von Hause aus in herkömmlicher Weise kirchlich, hatte er im Umgang mit dem Gerlachschen Kreise und der Maikäferei zu einem tiefen Glaubensleben gefunden. Am 3. Februar 1821 starb in Breslau sein Vater, und Felix mußte nun den Hartauer Besitz übernehmen, weder innerlich noch äußerlich darauf vorbereitet. Schweren Herzens zieht er nach Hartau, findet dort sehr verworrene Verhältnisse vor und fühlt sich wenig geeignet zur Leitung eines so großen Gutes in dieser wirtschaftlich schwierigen Lage. Den höchsten Reiz hat es für ihn — so sagt er von sich selbst — in der Dorfschule den alten, oft kranken Lehrer zu vertreten. Offenbar handelt es sich hier um den Lehrer Jeremias Lorenz, der 1820 in den Ruhestand versetzt wurde, nachdem er 45 Jahre lang in Hartau im Schuldienste gestanden. Er besucht die Kranken im Dorf und bringt ihnen das Wort Gottes, er geht zu den Einsamen, um ihnen Freude zu machen. Viele finden das alles höchst seltsam. In der Stille des ländlichen Alleinseins tritt vor ihn immer wieder das Bild der jungen Luise von Grolman, der Nichte seiner Freunde Gerlach, die er in ihrem Hause kennen gelernt hat. Ihm ist das Wichtigste dabei, daß er sich mit ihr im Glauben verbunden weiß. „Sie sucht denselben Weg zur selben Heimat“ — heißt es in den Lebenserinnerungen.

Eines Tages fährt er nach Glogau, wo Luises Vater als Kommandeur der 9. Division steht und bittet ihn um die Erlaubnis, sich um die Hand seiner Tochter bemühen zu dürfen. Von dort reist er weiter nach Berlin, geht zu Gerlachs und bittet die völlig ahnungslose Luise seine Frau zu werden. Sie fordert Bedenkzeit. „Ohne Zusage, aber mit Zuversicht“ — wie es in dem Tagebuch heißt — fährt Stosch nach Hartau zurück. Man liebte damals die Spruchkästchen, aus denen man einen Zettel mit einem Bibelwort herauszog, das man

⁸⁾ Weitere Angaben über Hartau in „Silesia sacra“ Görlitz 1927 S. 537 und Anders, Eduard, Historische Nachrichten der evang. Kirche in Schlesien. Breslau 1867 S. 681. Ein Bild der Hartauer Kirchenruine im „Sprottauer Jahrbuch“ 1926 S. 44—46.

dann als einen Fingerzeig Gottes hinnahm. Luise zog den Vers: „Bleibet in meiner Liebe,“ sah ihn als Gottes-Zustimmung an und schrieb ihr Ja-Wort nach Hartau.

Sofort wird die Trauung festgesetzt. Stosch bringt das Haus in Ordnung, in das nun bald die junge Gutsfrau einziehen soll. Das alte Schloß⁹⁾ stammte aus dem 16. Jahrhundert, war Anfang des 18. Jahrhunderts umgebaut, aber damals nur zum Teil bewohnt. Das obere Stockwerk diente zu Lagerzwecken. Luises Vater kam und half mit Rat und Tat. Aber noch immer meint der junge Gutsherr, er habe nicht die rechten Anlagen für die Landwirtschaft und schon gar nicht für das Geldverdienen. Freude mache ihm einstweilen nur das Schafewaschen und -scheren, denn das hätten schon die biblischen Patriarchen mit großer Liebe betrieben. Aber das Allerschönste ist ihm nach wie vor das Schulehalten, weil er doch die Kinder so gerne habe. Möge unser Haus, so sagt er selber, die Einfachheit der Jünger des Herrn, aber auch die zweckmäßige Ordnung seines Reiches abspiegeln!

Die Hochzeit fand am 15. August 1829 statt. Es ist der Geburtstag der Großmutter Gerlach, die ja Mutterstelle an der Braut vertreten hatte. Die Trauung ist um 6 Uhr nachmittags im Hause in Glogau. In die Trauringe sind die Worte eingeschnitten: „Bleibet in meiner Liebe!“ Zwei Tage später reist das junge Paar nach Hartau ab. Einen feierlichen Empfang hat es sich verbeten. Am Fenster ihres Zimmers bittet die junge Frau Gott um Kraft für die Lebensaufgaben, die sich vor ihr auftun. Dann treten die beiden hinaus und nehmen die Wünsche des Hauses und des Dorfes entgegen.

Es geht alles sehr bescheiden zu in Hartau. Für den großen Haushalt steht zunächst nur ein 16jähriges Hausmädchen zur Verfügung. Aber die junge Frau ist stolz darauf, daß sie bei der Köchin ihres Großvaters Grolman so gut kochen gelernt hat. Der Tageslauf ist genau eingeteilt. Um 7 Uhr Frühstück und Morgengebet, um 2 Uhr wird Mittag gegessen. Um 6 Uhr wird Tee getrunken und um 9 Uhr geht alles zu Bett, was die Berlinerin zuerst hart ankommt, denn da beginne ja in Berlin erst der Abend. Aber jeden Abend ist vorher um 8 Uhr eine Andacht, zu der eine kleine Glocke einlädt. Die Abendandacht hält der junge Hausherr meist selber. Dazu pflegten sich viele Menschen einzufinden, die sonst — wie es im Tagebuch gesagt ist — bei ihren rationalistischen Geistlichen für ihre Seelen wenig Nahrung fanden. Besonders wenn der häufig in Hartau zu Besuch weilende Otto von Gerlach die Abendandachten hielt, füllte sich der große Eßsaal des Schlosses dicht mit Zuhörern. „Sie sahen diese Erbauungsstunden als ein Geschenk an, durch das sie für die matten Vernunftpredigten, die sie von den Kanzeln hören mußten, entschädigt wurden.“ Neues Glaubensleben zog ein.

⁹⁾ Bild des Schlosses bei Steller a. a. O. S. 25 und im „Sagan-Sprottauer Heimatbrief“, Lippstadt 1954 S. 7, mit einem Gedicht des letzten Besitzers von Hartau, Albrecht Grafen Stosch († 12. 12. 1949 in Bethel).

Große Freude bedeutete es, daß die Großmutter Gerlach ganz nach Hartau zog. Sie bekam im Oberstock für sich und ihr Mädchen einige Räume. Aber sie darf nicht mehr lange bei ihrer geliebten Enkelin weilen. 1831 stirbt sie am Karfreitage in Luises Armen. Auch ihr Sohn Otto ist in ihrer letzten Stunde bei ihr. Neues Leben blüht auf im alten Schlosse. Vier Kinder werden in der Ehe geboren, zwei Töchter und zwei Söhne. Der älteste Sohn Georg war später Vorsitzender des schlesischen Provinzial-Landtages und Ehrendoktor von Breslau, der jüngste, Carl, fiel bei Gravelotte. Die älteste Tochter, Ida, heiratete 1868 Ernst von Prittwitz und Gaffron auf Schmoltzschütz (Kr. Öls). Die jüngere, Hedwig, war von 1869—1906 Oberin des Evang. Diakonissen- und Mutterhauses in *Frankenstein* und hat in dieser für das kirchliche Leben Schlesiens sehr bedeutungsvollen Stellung eine überaus segensreiche Aufgabe erfüllt. Das Haus war 1866 durch den Pfarrer der kleinen Frankensteiner Diasporagemeinde Hermann Graeve gegründet, 1869 trat die aus dem Breslauer Mutterhause Bethanien kommende Schwester Hedwig in das Haus ein, das sie dann 37 Jahre lang geleitet. Wie die Festschrift¹⁰⁾ von 1941 sagt, hat sie, eine Diakonisse von Gottes Gnaden, dem Frankensteiner Hause sein Gepräge gegeben. Für sie war Diakonie das Amt der fröhlichen Barmherzigkeit. In den Anfangsschwierigkeiten schrieb sie einmal: „Noch gehen die Wellen etwas über den Kopf, aber das Seufzen wollen wir gar nicht erst einführen.“ Als der Großherzog von Sachsen-Weimar das Haus besuchte, sagte er: „Zweierlei habe ich bei meinem Besuch beobachtet: die große Reinlichkeit Ihres Hauses und den fröhlichen Gesichtsausdruck Ihrer Schwestern.“ Zu ihrer Zeit wurde 1895 die Anstaltskirche eingeweiht, das Krankenhaus gebaut, das nach ihr benannte Hedwigshaus in Giersdorf bei Wartha errichtet. Oberin Hedwig starb am 2. Ostertage des Jahres 1920. Eine andre Festschrift¹¹⁾ rühmt von ihr die Gabe der mütterlichen Leitung und ihr „zur praktischen Betätigung drängendes Christentum, das sie ihrem Elternhause verdankte“. Auch die andern Kinder Luises haben dieses Erbe mit hinausgenommen ins Leben.

Felix Graf Stosch starb 1871. Luise zog als Witwe nach Schmoltzschütz und ging dort am 9. August 1878 in Frieden heim, umgeben von sehr viel Liebe und Dankbarkeit. Auf ihrem Grabstein stand das Losungswort ihres Sterbetages: „Gesegnet wirst du sein, wenn du eingehst, gesegnet, wenn du ausgehst“ (5. Mos. 28,6).

Dr. Carl Nagel

¹⁰⁾ Schübler, W., 75 Jahre Frankensteiner Diakonissenanstalt 1866—1941. S. 5.

¹¹⁾ Die Ev. Diakonissen-Anstalt zu Frankenstein Schlesien. Eine Geschichte in Bildern. Frankenstein 1912 S. 28.

Erlebnisse und Erfahrungen eines Lazarettpfarrers und Pfarrers in Breslau 1945/1946

Volkssturmsoldat in der Festung Breslau

Mit 59½ Jahren noch Volkssturmsoldat zu werden, war nicht leicht, aber es verlief ruhiger, als ich erwartet hatte. Die Kompanie bestand aus älteren Leuten, z. T. körperlich stark behinderten, meist ungedienten, wie ich es auch war. Wir wurden hauptsächlich für Brückenwachen u. a. eingesetzt und hatten als Kompaniechef den in Schlesien bekannten und allgemein geschätzten Inhaber der Schlesischen Zeitung und des Bergstadt-Verlags, Herrn Dr. von Bergmann-Korn, mit dem ich Abend für Abend im Kompaniegefechtsstand im Keller am Neumarkt beim Lesen herrlicher Bücher, die er aus seiner großen Bibliothek heranschleppte, oder im Gedankenaustausch zusammensaß.

Lazarettpfarrer

Am 29. 3. abends wurde unser Zusammensein durch den Fernsprecher gestört, ich wurde von der Festungskommandantur mit sofortiger Wirkung zum Lazarettpfarrer ernannt, und am nächsten Morgen übertrug mir der Wehrkreispfarrer Prof. D. Preisker die seelsorgerliche Betreuung von 7 Lazarettstützpunkten. Sie lagen meist an der Gartenstraße und im Südtail der Schweidnitzer Straße, nur zwei lagen im Zentrum der Stadt, im Keller des Geschäftshauses C. & A. Brenninkmeier und des Kollegienhauses der Universität. Von da an hieß es, von früh bis in den späten Abend unterwegs zu sein, oft lagen die Straßen unter Beschuß, und es war sehr schwer, auch nur mindestens einmal wöchentlich jedes Lazarett zu besuchen und mit den Verwundeten zu sprechen. Die schwerste Station war der Bunker unter dem Hauptbahnhof, wo nur Schwerverwundete, meist chirurgische Fälle, lagen. Dort lag auch ein Junge von noch nicht 16 Jahren, rührend in seiner Aufgeschlossenheit und Dankbarkeit. Immer wieder eine Bitte: „Herr Pfarrer, beten Sie mit mir!“ Wie konnte dieses von Leid betroffene Kind beten!

Nach der Kapitulation der Festung

Als am 6. Mai Breslau kapitulierte, blieb ich bei meinen Verwundeten. Sehr schnell entließen die Russen alle Transportfähigen nach Westen, die einigermaßen Geheilten kamen als Kriegsgefangene nach dem Osten, die schweren Fälle wurden im Kloster der Barmherzigen Brüder zusammengelegt, vor dessen Tor der russische Posten stand.

Aufgaben in der Zivilbevölkerung

Ich hatte einst ein schönes Haus in Breslau, Monhauptstraße 18, das im Februar von Brandbomben, im März von Sprengbomben mehr oder weniger zerstört worden war. Vor diesem Haus sprachen mich eines Nachmittags mit Trümmerbeseitigung beschäftigte Frauen an und baten, ihnen doch einmal einen Gottesdienst zu halten; sonntäglicher Kirchenbesuch käme für sie nicht in Betracht, da die Polen alle Frauen auf dem Wege zur Kirche schnappten und zur Zwangsarbeit in die Kasernen von Rosenthal verschleppten. Da mir diese Dinge als Tatsachen bekannt waren, erklärte ich mich bereit und hielt eine Stunde später in dem großen Garten meines Hauses den ersten Gottesdienst für diese Frauen, die von da an regelmäßig einmal in der Woche zum Hören des Gotteswortes dort zusammenkamen, eine Gemeinde, die durch den Hunger nach dem Wort des Herrn berufen war. Nur wenig später entstand eine zweite Gemeinde, die sich wöchentlich einmal in der Sakristei des Johanneum auf der Sternstraße sammelte. Der Mangel an seelsorgerlichen Kräften in Breslau trat immer deutlicher hervor, und die Not der deutschen Bevölkerung wuchs, da in ganz großem Ausmaß Polen nach Breslau einströmten. Ich wurde von der Schlesischen Kirchenleitung neben meiner Tätigkeit als Lazarettpfarrer mit der seelsorgerlichen Betreuung von Leerbeutel und Wilhelmsruh beauftragt. Dankbar und mit Freude erinnere ich mich an die Gottesdienste, die ich Sonntag vormittags in einem Saal einer zerbombten Villa Wilhelmruhs halten durfte.

Pfarrer der Luthergemeinde

Nach dem Weggang von P. Bartels wurde mir die Luthergemeinde anvertraut, eine Aufgabe, die bei der großen Ausdehnung gerade dieser Gemeinde auch nur einigermaßen zu erfüllen unmöglich war. Nur durch die aufopfernde Mitarbeit der Gemeindegemeindeführerin und der Diakonissen, die mir als Gemeindegemeindeführerinnen zur Seite standen, wurde ein Überblick möglich, wo der Pfarrer gebraucht wurde, sei es ein seelsorgerlicher Besuch oder die Austeilung des Abendmahlssakramentes. Die Gottesdienste der Luthergemeinde, stets überfüllt, fanden im Hörsaal der Universitätsfrauenklinik statt und waren für mich eine Quelle der Freude; denn das Wort des Herrn wurde gehört und kam nicht leer zurück. Auch konnte der Pfarrer im Rahmen der Predigt einmal ein Wort zu besonderer Not sagen. Als ich z. B. merkte, wie die armen und gehetzten Menschen unter der polnischen Verfügung litten, daß die Deutschen weiße Armbinden zu tragen hätten, fragte ich am Schluß der Predigt, ob wir nicht Gott dafür danken wollten, daß wir uns nun als deutsche Brüder und Schwestern sofort erkennen könnten. Ich weiß, wie wohltuend dieses Wort gewirkt hat.

Die schwerste Aufgabe

Noch heute tut die Erinnerung an die Form der Beerdigungen in jener Zeit weh. Es wurde von Tag zu Tag schlimmer damit. In der Festungszeit waren

es 20–35 Tote, die ein Pfarrer an dem dafür bestimmten Nachmittag zur letzten Ruhe geleiten sollte; nur eine kurze Predigt für alle Gräber, aber dann doch ein Einsegnen des einzelnen Grabes, zum Schluß das Herrengebet. Aber bald wurden die Toten in Papier gehüllt auf den Friedhof gebracht, schließlich fehlte auch diese letzte Hülle. Immer einsamer wurde es um diese Gräber, nur selten wußte man etwas von denen, denen man diesen kirchlichen Dienst leisten sollte, oft stand man mit den Totengräbern oder dem Gräberoffizier, dessen Pflichttreue mir unvergessen ist, allein dort. Und doch durfte man Gebet und Segen auch über diesen Gräbern sprechen.

Seelsorgerliche Arbeit

Gottesdienste und seelsorgerliche Besuche in den Krankenhäusern und Seuchenzazaretten waren eine weitere Aufgabe, die nicht leicht war und doch gern geleistet wurde. Groß war auch die seelsorgerliche Arbeit innerhalb der Gemeinde, viel Not wurde an den Pfarrer herangetragen, oft konnte im gemeinsamen Gebet nur die Hilfe des Allmächtigen angerufen werden. In wieviel Not, Elend und Bedrängnis mußte man in dieser Zeit hineinschauen, aber wieviel Mut und christlichen Lebenswillen durfte man miterleben. Als ich am 8. 1. 1946 in der Wohnung von polnischer Miliz völlig ausgeplündert wurde und nichts mehr besaß, außer dem, was ich auf dem Leibe hatte, ist mir von vielen Seiten geholfen worden.

Una Sancta

Von der „Einen Heiligen Kirche“ haben wir dort und damals etwas spüren dürfen – über alle Dogmen oder Bekenntnisse hinweg. Der katholische Christ half dem Protestanten und umgekehrt. Als ich im Bräuerkloster plötzlich einem Verwundeten das Abendmahl reichen sollte, wurde alles, Brot, Wein und Abendmahlsgesäß mir zur Verfügung gestellt, eine Zeitlang spielte zu den evangelischen Gottesdiensten ein Ordensbruder die Orgel, und die Klosterkirche stand mir zu den evangelischen Gottesdiensten für die Verwundeten zur Verfügung. Auch weiß ich, daß ein katholischer Geistlicher der evangelischen Gemeinde seines Kirchortes einen evangelischen Gottesdienst gehalten hat, als der evangelische Pfarrer im Gefängnis lag.

Die fremden Herren

In das kirchliche Leben haben die Russen nur anfangs und gelegentlich eingegriffen. Neugierig kamen sie wohl, Offiziere und Mannschaften, in die Gotteshäuser, auch wenn Gottesdienst war, doch ohne jeden Versuch einer Störung. Anders das Verhalten der Polen, die oft in Gottesdienste eindrangen, um mit vorgehaltener Maschinenpistole Gottesdienstbesucher zur Arbeit heraus-

zuholen. Viele evangelische Kirchen wurden uns genommen. Ein einziger Pole hat mir einen starken Eindruck hinterlassen: der als Chefarzt für das Lazarett im Brückerkloster eingesetzte Arzt, der die deutschen Verwundeten vorbildlich betreut hat.

Das Ende meiner Tätigkeit

Wegen Krankheit meiner Frau hatte ich Mitte Juni 1946 sechs Wochen Urlaub nach dem Westen erhalten. Ich traf sie nicht mehr unter den Lebenden. Bei einem Versuch, nach Breslau zurückzukehren, wurde ich in Kohlfurt von den Polen verhaftet und sechs Wochen in Bunzlau hinter Stacheldraht festgehalten. Aber auch das hatte seinen Sinn, denn schon am ersten Tage durfte ich dort vor einer zahlreichen Gemeinde von Leidensgenossen einen Gottesdienst halten, dem viele andere folgten. Auch auf Dörfer in der Umgebung Bunzlaus wurde ich vom Superintendenten geschickt, der hierfür mir die Erlaubnis zum Verlassen des Lagers erwirkte; als besonders eindrucksvoll ist mir ein Gottesdienst auf dem Friedhof der Brüdergemeinde in Gnadenberg in Erinnerung geblieben. Ebenso unvergeßlich sind mir die Andachten, die ich in der Diakonissenstation Bunzlaus halten durfte.

Schluß

Viel Schweres, sehr viel Leid, fremdes und eigenes, ist in diesen 1½ Jahren umschlossen, aber in diesem Leid lag ein tieferes Wurzelschlagen unseres Lebens enthalten. Ich weiß, wie in diesen Monaten Ps. 31, 15–16 mir das tragende Gotteswort wurde: „Ich aber, Herr, hoffe auf dich und spreche: Du bist mein Gott, meine Zeit steht in deinen Händen.“

Martin Grunow

Aus den Tagebuchaufzeichnungen eines schlesischen Pfarrers 1945/46

von Golassowitz nach Kirchheim

Das ostwärts der Oder liegende Oberschlesien war schon immer ein begehrtes Land. Es ist ein reiches Land. Das wußten die Deutschen und die Polen, die es besiedelten. In der Geschichtswechslfolge gelang es aber keinem Volksstamm sich ganz und für sich allein das Land zu eigen zu machen. Liebenswürdigkeit, Gastfreundschaft und Humor kennzeichnen seine Bewohner. Unvergleichlich schön liegt es mit seinen Schornsteinen, Wäldern und Weiden. Es ist das Land mit dem „Dorf der Barmherzigkeit“, „Friedenshort von Mutter Eva von Thiele-Winckler, der rechten „Magd des Herrn“ deren ganze Sehnsucht und Liebe es war, Kindern und Alten, Kranken und Elenden zu helfen.

Dort wurde ich als Landwirtssohn geboren. In Godow, Kreis Rybnik stand meine Wiege. In Sohrau absolvierte ich das humanistische Gymnasium, wo in mir schon früh der Wunsch erwacht war, Theologie zu studieren. Nach Beendigung des Studiums in Tübingen kam ich als Lehrvikar nach Nikolai. In der Auferstehungskirche zu Kattowitz wurde ich durch den Kirchenpräsidenten D. Voß ordiniert. In Königshütte und Kattowitz wurde ich als Pfarrerverweser eingesetzt. In Katowitz lernte ich meine Frau, Christa Schwarzer, kennen und lieben.

Nun durfte ich meine erste Pfarrstelle, die nicht weit von meinem Geburtsort entfernt war, beziehen. Am 5. 1. 1941 wurde ich in der Kirche zu Golassowitz, Kreis Pleß, durch den Superintendenten Bolek feierlich eingeführt. Golassowitz liegt zwischen Seen und Wäldern. Hier verteidigte eine evangelische Gemeinde seit der Reformation bis zur Zeit Friedrich des Großen ihren Glauben. Erst von Friedrich dem Großen, der der Gegenreformation in Schlesien ein Ende setzte und den Evangelischen Glaubensfreiheit gab, erhielt sie die Erlaubnis, ein eigenes Gotteshaus zu bauen. Am Laurentiustag, den 10. August 1766 fand die Einweihung der neu erbauten großen und schönen Kirche statt. Seitdem beging die Gemeinde alle Jahre am Laurentiustag das Kirchweiherinnerungsfest, „Laurentius“ genannt.

Es war ein wahrer Kirchentag der ganzen Diözese Kattowitz. Wohl alle Gemeinden des Kirchenbezirks waren jedes Jahr auf dem Fest vertreten. Die große Kirche mit zwei Emporen konnte die Festgemeinde nie fassen. So wurden

immer drei Festgottesdienste gehalten. Golassowitz war eine lebendige Gemeinde die ihresgleichen sucht. In der Gemeinde Golassowitz existierte beim Heiligen Abendmahl die Elewation (Erhebung) von Brot und Wein. Die Einzelbeichte wurde zu allen Zeiten praktiziert. Das sich Bekreuzigen beim Beten sowie das Kreuzschlagen beim Segen und bei der Taufe wie das Vorantragen des Kreuzes bei Beerdigungen war eine feststehende Sitte. Beim Heiligen Abendmahl knieten die Kommunikanten nieder. Besonders beliebt waren die Gedächtnislieder für die Entschlafenen. Trotz der weiten Entfernung war der Gottesdienstbesuch sehr gut. Viele Jahrhunderte vorher, bis die Gemeinde ein eigenes Gotteshaus hatte, pilgerten die Vorfahren schon am Samstag-nachmittag, um am Sonntag zu einem von „Buschpredigern“ in einem versteckten Walde heimlich gehaltenen Gottesdienst zu kommen. Der Glaube war Ihnen lieber als Haus und Hof und Heimat. Unsere Vorfahren ließen sich ihren evangelischen Glauben etwas kosten. — Luthers Kirchenpostille war der Haus-schatz aller Familien. Sie war der nie versiegende Brunnen der Kraft und des Trostes. Das Bild meines in der Hauspostille lesenden Vaters bleibt mir unvergesslich. Die Gemeinde besaß neben einem schönen Pfarrhaus drei eigene Schulhäuser, ein großes Gemeindehaus, ein Jugendheim und ein Küsterhaus nebst einer Scheune und 100 Morgen Ackerland und Wiesen. Ein Kirchen- und Posaunenchor und ein Frauenverein waren dienende Teile der Gemeinde. Eine Diakonisse sorgte für die Bedürftigen und Kranken. Der Pfarrer war mehr als nur das geistliche Oberhaupt der Gemeinde; er war gleichsam der Vater der Gemeinde. Hier durfte ich mit großer Freudigkeit 2600 Seelen betreuen. Konsistorialpräsident D. Hosemann aus Breslau meinte bei einem Besuch in Golassowitz: „In dieser schönen Gemeinde werden Sie gewiß bis zu Ihrem Tode bleiben.“ Niemand konnte ahnen, was noch kommen würde!

Unter dem Druck der Nationalsozialisten brachen 1940 schwere Sorgen über die Gemeinde herein. Die lebendige Gemeinde Golassowitz, die einem Meer von wogenden Getreidefeldern glich, sollte eine braune Fläche werden. Die „Deutschen Christen“ versuchten hier eine Spätlese zu halten. Der Stellvertreter des „Reichsbischofs“ kam selbst von Berlin nach Golassowitz, um seine Sache auszubreiten. Der Kirchenkampf entbrannte. Die Menschen litten seelische Not.

Ich sorgte nach Kräften dafür, die Gemeinde über die Irrlehre aufzuklären. Durch Predigt und Seelsorge konnte ich die Herzen der Gemeindeglieder gewinnen und die Gottesdienste wurden wieder gut besucht. Die Treue zur Kirche blieb unerschüttert. Gott schenkte eine neues Aufblühen des Gemeindelebens. Der Staat, der jeden an Leib und Seele schützen sollte, forderte Opfer um Opfer. Fast jede Woche läutete die Sterbeglocke unserer Kirche. Die Klage-töne galten den Söhnen der Gemeinde, die fern von der Heimat ihr Leben gelassen hatten. Wie harte Schläge kamen die Todesanzeigen aus dem Feld, die Menschen bedurften des Trostes. Groß war daher der Schmerz, als die

Nachricht kam: Unser Pfarrer wird eingezogen! Die Trennung war für beide Teile schwer. Der Abschied zeigte, welch ein festes Band zwischen der Gemeinde und uns bestand. Im November 1942 wurde ich zur Wehrmacht einberufen. Der Komißbetrieb: Revierreinigen, Putzen, Flicken, Waffenreinigen und dazu die Kraftausdrücke des Unteroffiziers gefielen mir nicht. Der Geländedienst war ungeheuer anstrengend. Ich habe erlebt, wie gemein die Menschen sind ohne Jesus. Ich habe auch erfahren, wie das Wort Gottes stärken und trösten kann. Die Frage nach Gott wurde viel diskutiert. Während meiner Ausbildung in Liegnitz kreisten viele Gespräche mit Kameraden und Vorgesetzten um Jesus. Gern denke ich an die „Weihnachtsfeier 1942“. Die ganze Kompanie freute sich schon lange auf diese Weihnachtsfeier. Im großen Speisesaal hallten die Weihnachtslieder, die Freude verkündeten, weil Christus in die verlorene Welt gekommen war. Dann kam der Augenblick, wo ich das Weihnachtsevangelium bezeugen durfte. Ich spürte, wie die Herzen der Kameraden offen waren, um durch Jesus an der Ewigkeit teilzuhaben. Es verband mich mit den Kameraden eine herzliche Freundschaft. Nach der Grundausbildung wurde ich auf Grund meiner Sprachkenntnisse im März 1943 von Liegnitz zur Dolmetscherkompanie nach Breslau versetzt.

Meine junge Frau tat indessen den Gemeindedienst so gut sie es konnte. Sie hat sich in Golassowitz mit unseren beiden Buben Dieter und Christian gut eingelebt und hat die Gemeinde lieb gewonnen. Auch die Gemeindeglieder brachten ihr viel Liebe entgegen. Sie teilten miteinander Freud und Leid. Das Leid überwog. Die Hetze gegen die Kirche hörte trotz der schweren Zeit nicht auf. Der Ortsgruppenleiter beschlagnahmte stillschweigend das evangelische Gemeindehaus, um darin während der Sonntagsgottesdienste politische Versammlungen abzuhalten. Die Gemeindeglieder sollten der Kirche entfremdet werden. Alle drei evangelischen Schulen wurden enteignet. In dieser argen Zeit führte meine Frau die Kirchenpflege, die Registratur und erteilte Religions- und Konfirmandenunterricht. In den Gottesdiensten spielte sie Orgel.

Es fehlte völlig an kirchlichen Mitarbeitern. Die Männer standen an der Front oder sonst im Einsatz. Der Ortsgruppenleiter ging darauf aus, das kirchliche Leben in Golassowitz gänzlich lahm zu legen. Durch Bespitzelungen, Schikanen und Verhöre versuchte er meine Frau müde zu machen. Jesus hat ihr aber immer wieder neue Kraft geschenkt, die Reichsgottesarbeit zu verrichten. Die Gottesdienste und Kasualien hielt anfangs einer meiner emeritierten Vorgänger und später versorgte sich die Gemeinde selbst. Ein Kirchenältester hielt Lese-gottesdienste.

Nach meiner Versetzung nach Teschen unweit von Golassowitz im Herbst 1943 konnte ich die Sonntagsdienste in meiner Gemeinde versehen, bis mir eines Tages auf der Kommandantur eröffnet wurde: „Der Ortsgruppenleiter von Golassowitz verbietet Ihnen, in Ihrer Gemeinde die Gottesdienste zu halten.

Er weist auf das Gesetz hin, daß die Soldaten in der Öffentlichkeit keine Reden halten dürfen. Es tut mir leid. Wir müssen uns zunächst fügen.“ Das war für die Gemeinde und mich ein harter Schlag. Ich habe mich nun noch mehr meinem Auftrag als geistlicher Betreuer der Kriegsgefangenen gewidmet. Ich durfte in den Kriegsgefangenen-Lagern Gottesdienste einrichten und die Kriegsgefangenen um das Wort Gottes sammeln. Dieser missionarische Dienst führte mich kreuz und quer durchs Land. Ich war glücklich, daß ich mich ihrer Seelen annehmen durfte. Es war immer neu bedrückend zu sehen, wie die Kriegsgefangenen in der Gefangenschaft hinter dem Stacheldraht gehalten wurden. Wenn die Kriegsgefangenen ihre Choräle sangen und in den Gottesdiensten, die von den Geistlichen ihrer Konfession gehalten wurden, beteten, war das immer ein unbeschreiblicher Eindruck. So erlebte ich dann etwas von der Ökumene. Es gelang mir zu erwirken, daß in einer der evangelischen Kirchen Teschens orthodoxe Gottesdienste gehalten werden konnten. Sie bleiben mir unvergeßlich. Ich habe bei russischen Kriegsgefangenen Christentum gesucht und gefunden. Selber begegnete ich allen mit Bruderliebe. Das brachte mich oft in Gefahr. Schließlich wurde ein Verfahren auf Amtsenthebung und Versetzung gegen mich eingeleitet. Aber der Glaube überdauerte alles. Infolge der über Nacht entstandenen Frontnähe und der Versetzung des Stabes in Alarmbereitschaft ist das Verfahren unaktuell geworden. Wie gern denke ich noch an den Dienst der Verteilung der Bibeln an die Kriegsgefangenen in russischer Sprache. Mein Herz schlug: Ach, wenn doch alle Menschen sich lieben würden! Es brauchte keine Feindschaft zu geben, keinen Völkerhaß! Ich fühlte mit jedem, der litt. Jesus brachte uns die Liebe zu allen Menschen. Und so konnte ich auch nicht anders als nur mit Güte den Kriegsgefangenen begegnen und ihnen helfen, wo und wie ich nur konnte. Es fehlte nicht viel, daß ich darüber in Haft geriet.

Es ist der 18. Januar 1945. Draußen liegt dicker Schnee. Eine lähmende Angst hängt seit Wochen schon wie eine dunkle Wolke über dem Land. Auf fernen Landstraßen hörte man Rollen schwerer Fahrzeuge. In den Nächten stiegen Lichter am Osthimmel auf. Das waren Zeichen der Front. Und nun jäh wie der Blitz wurde der Schrei laut: Die Russen sind durchgebrochen! Sie nähern sich unserer Heimat! Diese Nachricht ereilte mich auf einer Dienstreise in Beuthen. Ich war gerade mit einem orthodoxen Bruder unterwegs zum Gottesdienst auf ein Kriegsgefangenenkommando. Wir fuhren mit der Straßenbahn durch Beuthen. Da stiegen zwei Frauen ein und erzählten aufgeregt, wie es ihnen im letzten Augenblick gelungen sei aus Tschenschow zu fliehen. Die Stadt sei unerwartet von den Russen eingenommen worden, und sie konnten sich noch durch Seitengassen retten. Sie berichteten weiter, wie die Sowjets den fliehenden Deutschen dauernd auf den Fersen seien. Ein Parteigenosse in Uniform schrie die Frauen nieder und bedrohte sie wegen Verbreitung von falschen Nachrichten mit Verhaftung. Ich machte mich darauf am selben Tage auf den Weg, um meine Familie in Sicherheit zu bringen.

Durch weiße Wolkenfetzen jagt der Mond. Endlos ist für mich die Straße von der Bahnstation Pawlowitz nach Golassowitz. Es ist Abend. Ich beschleunige den Schritt. Die Gedanken treiben mich vorwärts. Ich laufe an den verschneiten Bauernhöfen entlang. Das ganze Dorf hält den Atem an. Am Ausgang des Dorfes biegt die Straße nach rechts ab, und vor mir liegt der Pfarrgarten am Hügel. Die Pfarrhausfenster sind verdunkelt. Diese Nacht wird unsere letzte Nacht im Golassowitzer Pfarrhaus sein. „Du mußt mit den Kindern fort,“ begrüßte ich meine Frau. Es lief uns bei den Worten kalt über den Rücken. Wir zitterten. Erst nach einer Weile konnte ich sagen, was geschehen war. Während draußen dunkle Nacht war, gingen unsere Gedanken in eine ungewisse Zukunft. Ein nutzloses Grübeln trieb uns umher. Man wußte nicht, was verstecken und was mitnehmen. Für meine Frau stand das Reiseziel fest: Breslau. „Ich fahre zu meiner Mutter!“ Im Dorf war längst alles still geworden, die Menschen und Tiere schliefen. „Gott behüte euch!“ war mein Gebet. Wir machten noch einmal alle Schränke auf, ordneten Wäsche, Anzüge, Kleider und Schuhe ohne Worte. Im Amtszimmer legte ich alle Kirchenbücher in eine Kiste, die am nächsten Tag der Kirchendiener an einem sicheren Ort verstecken sollte. Es war bereits gegen Morgen. Wir wollten schlafen gehen und alles vergessen, aber vergeblich. Wir trösteten uns im Gebet: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt. Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“

Draußen strich der Morgenwind über das Feld, als wir das Vaterunser zum letzten Mal gemeinsam im Golassowitzer Pfarrhaus beteten und dann die Rucksäcke nahmen und zur Haustür hinausgingen. Ich tastete nach dem Schlüsselloch, während vom Kirchturm die Glocken läuteten. Am Nachmittag sollte ein Diakon aus der Nachbargemeinde Ruptau eine Beerdigung halten. Ich mußte denken: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Unser treues Gemeindeglied Malisius fuhr uns mit seiner alten Kutsche zum Bahnhof nach Pruchna. Unterwegs schauten wir nochmals hinüber auf die Kirchturmspitze. In der Laurentiuskirche wurden meine Vorfahren getauft, konfirmiert und getraut und auf dem Kirchhof ruhten sie. Zum letzten Mal hörten wir im Glockengeläut die Engel mitsingen.

Auf dem Bahnhof wimmelte es bereits von Menschen. Alle wollten fort, keiner wußte wohin. Die Nachricht von der Ostfront ließ unsere Heimat wie von fernem Erdbeben erzittern. Wie es an der Front aussah, wußte keiner zu sagen. Der Zug kam mit Verspätung an. Er war überfüllt. Wir konnten doch noch mit. Es war schwer zu begreifen, was geschah. Bald waren die Straßen mit Flüchtlingen übersät. Weihnachten konnten wir noch alle in unseren eigenen Häusern, fast wie im Frieden feiern. Die Winterstürme hatten bereits nachgelassen. Das von Frost erstarrte Gras auf den Wiesen wollte allmählich aus dem Winterschlaf aufwachen, da brach der Russe mit voller Gewalt wie ein

Taifun herein. Um Mittag kamen wir in Oderberg mit dem Zug an. Da mußten wir uns trennen. Ich mußte zu meiner Einheit nach Teschen zurück, und meine Frau stieg mit den Kindern in den Zug Richtung Heydebreck um. In Oderberg war alles still. Nur am Himmel zogen Flieger. Keiner wußte woher und wohin.

Und nun erzählt meine Frau:

Mit mehrstündiger Verspätung kam ich mit den Kindern mit dem Zug in Heydebreck an. Richtung Breslau gab es keine planmäßige Zugverbindung mehr. Der Bahnhof war von Menschen überfüllt. Über dem großen Industriezentrum von Heydebreck spielten sich Einzelkämpfe von Fliegern ab. Aus der Ferne war ein Splittern und Krachen zu hören. Die Schlachtfieger ließen ihre Bombenlast herunter. Überall knattert das Feuer. Es dämmt, bald wird es Nacht. Indem wird ein ankommender Zug gemeldet. Wirklich, er hält. Es entsteigen ihm mehrere uniformierte Parteimänner und gehen auf und ab. Es ist ein geschlossener Transportzug aus dem Osten. Keiner darf hinzusteigen. „Mutti,“ sagte mein kleiner Dieter mit heller Stimme, „vielleicht dürfen wir mitfahren?“ — „Ach, Gott hilf!“ seufzte ich leise. Da sprang unerwartet eine Rote-Kreuz-Schwester aus einem der Waggonen heraus und lief auf mich zu: „Wollen sie mit den Kleinen mit?“ Ich nickte. Und schon half sie mir einsteigen, verstaute meine Koffer und Rucksäcke, und die Buben setzten wir ins Gepäcknetz. Der Zug war übervoll. Bald fuhr er los. „Mutti,“ flüsterte der jüngere Christian, vielleicht wartet die liebe Oma auf uns?“ Ich dankte Gott, der uns geholfen. Gott tut Wunder.

Ich wollte mit meinen Kindern zu meiner Mutter nach Breslau. Der Flüchtlingstransportzug fuhr weiter nach dem Westen. In den Abendstunden trafen wir in Breslau am Hauptbahnhof ein. Ich dachte: Nun bin ich am Ziel und stieg mit den Kleinen aus. Die Straßenbahnen fuhren normal. Keine Trümmer, keine Ruinen. Irgendwo im Osten und Westen war Krieg. In Breslau vergaß man es. In der Kronprinzenstraße 58 wohnte meine Mutter. Sie war daheim. Wir besprachen alles, was uns bewegte. Sie hatte vor, uns am nächsten Tag aus Golassowitz zu holen. Das wäre aber nicht mehr gegangen. Uplötzlich setzten die Luftschuttsirenen ein. Es war kurz vor 19 Uhr. Wir sprangen auf und liefen mit den Kindern auf den Armen in den Keller. Der Hausmeister beruhigte alle: „Kein Grund zur Besorgnis! Es passiert nichts.“ Da fielen die Bomben. Die Wände der Keller erzitterten, das Haus wankte. Von der Kellerdecke fiel der Verputz. Sand und Staub wirbelten im Keller umher. Alle hatten Mund und Augen voll Sand. Aber wir waren unverletzt. Die Flackgeschütze bellten und die Flugzeuge dröhnten. Der Donner der Detonationen verschlang das Weinen und Beten. Ich blickte auf die Uhr, sie zeigte auf 21.30 Uhr. Im gleichen Augenblick gaben die Luftschuttsirenen das Entwarnungssignal. In der Wohnung sammelten wir wieder die Gedanken. Vor dem Schlafengehen beteten wir: „Mein schönste Zier und Kleinod bist auf Erden du, Herr Jesu Christ; dich will ich lassen walten.“

Am nächsten Morgen standen die Russen schon vor der Stadt. Der Rundfunk meldete: „Die Spitzen der feindlichen Armeen nahen sich dem Stadtgebiet! „Durch die Straßen fuhren Lautsprecherwagen, die die Bevölkerung und vor allem die Frauen mit Kindern zum Verlassen der Stadt aufforderten. Breslau wurde zur Festung erklärt. In der Ferne hört man dumpfe Donnerschläge. Die Luft ist erfüllt von einem unaufhörlichen Brausen. Auf den Straßen stehen Menschengruppen. Es ziehen Menschen jeden Alters und Standes dahin. Es ist keine Straßenbahn mehr zu sehen. Die Menschen merken, was los ist. Es herrscht keine Ordnung mehr. Meine Mutter und ich ziehen mit unseren Kleinen zum Freiburger Bahnhof.

Unser Hab und Gut tragen wir in Koffern mit. Wir wollen nach Bad-Warmbrunn im Riesengebirge zum Großvater. Wir warten stundenlang auf dem Bahnsteig auf den nächsten Transport. Es schneit. Die Kinder frieren. In der Menschenmenge kann man sich kaum rühren. Endlich ist ein Zug zu sehen. Ich bitte Gott: „Herr, laß meine Hände nicht schwach werden, daß ich meine Kinder in den Zug hineinnehmen kann!“ Die Menschen drängen sich mit Gewalt in die Waggonen. Ganze Menschentrauben kleben am Zug, viele kauern auf den Waggonendächern. Das Gedränge ist unbeschreiblich. Meine Mutter reichte mir die Kinder über die Köpfe durchs Fenster zu. Und Gott gab Kraft, daß ich mit letzter Anstrengung sie über die Menschenmenge in den Waggon hineinziehen konnte. Meine Mutter konnte auch noch nachsteigen. Auf der Fahrt sehen wir, wie die Straßen von großen Trecks übersät sind. Bepackte kleine Handwagen werden meistens von Frauen geführt. Die Felder und Gärten sind verschneit.

In einem der letzten Züge, die von Breslau noch fuhren, sind wir so in Bad Warmbrunn heil angekommen. Was wußten hier die Menschen, was im Osten vor sich gegangen war. Und dann das Wiedersehen! Unser Haus, in dem der Großvater wohnte, war von Verwandten, die östlich von Breslau daheim waren, bereits voll besetzt. Das Haus glich einem Lager. Wir waren glücklich, im väterlichen Haus Zuflucht gefunden zu haben in der Hoffnung, hier das Kriegsende abwarten zu dürfen. Die allmählich steigende Sonne gab Zuversicht. Nach kalten Tagen ist es bereits Mitte Februar wärmer geworden. Ich lerne aus dem Gesangbuch mit meinen Kleinen Lieder und singe sie auf meinen Wegen. Mein Lieblingslied ist: „Wer nur den lieben Gott läßt walten, und hoffet auf ihn allezeit, den wird er wunderbar erhalten in aller Not und Traurigkeit. „Am Sonntag besuchte ich mit den Meinen die Gottesdienste in der Warmbrunner Kirche. Unter der Kanzel von Lic. Schmauch sammelt sich sonntäglich eine große Gemeinde. Das Volk hat ein großes Verlangen nach Gottes Wort. — Von Tag zu Tag steigert sich die Sorge um meinen Mann. Wie gut, daß Gott durch sein Wort mit uns redet und uns tröstet und wir wiederum durchs Gebet mit ihm reden und ihm alles anvertrauen dürfen.

Ich stand noch in Teschen, ein Schauer kroch mir über den Leib. Der Krieg hat uns eingeholt und wollte uns verschlingen. Ich versuchte meine Familie in Sicherheit zu bringen. Aber wo war sie?

Schenkt uns Gott ein Wiedersehen? — Am nächsten Tag fuhr ich noch einmal nach Golassowitz. Ich ordnete nochmals alle Kirchenbücher und meine persönlichen Sachen. Es sollte nichts verloren gehen. Nichts ist ja sinnlos. Das war mein Gedanke. Gott sieht alles! In der Gemeinde gibt es so viele Kranke und Alte, die des Trostes bedürfen, und die sollen nicht ohne Segen beerdigt werden. Der Krieg hat vielen die Väter und Söhne genommen. Wer konnte den Angehörigen einreden, daß der Tod ihrer Lieben ein Heldentod sei? Das war kein Trost mehr. Wer hätte sie aber wirklich trösten können, daß unsere lieben Toten in Gottes Händen ruhn? Am liebsten wäre ich zurückgeblieben, um es zu tun. Ich betrachtete das Bild Martin Luthers, das in meinem Arbeitszimmer an der Wand hing. Je länger ich die sprechenden Augen unseres Reformators betrachtete, desto bewußter war es mir, das deutsche Volk vergaß, ihn zur befragen und seiner Stimme zu folgen. Gott allein kann wie dem Einzelnen so auch einem ganzen Volk einen neuen Anfang schenken oder versagen. Jetzt zog ich die Fenstervorhänge beiseite. Zum letzten Mal blättere ich in den Büchern meiner Bibliothek. Die Bücher sprechen zu mir. Sie sind meine Jugendfreunde. Es werden liebe Erinnerungen in mir wach. Ich setze mich noch einmal auf einen Stuhl und denke an meine letzte Predigt, die ich am Neujahrsfest über die Jahreslosung 1943: „Der Herr ist unser Richter, der Herr ist unser Meister, der Herr ist unser König, der Herr hilft uns.“ (Jes. 33, 22) der Gemeinde halten durfte. Da rief ich der Gemeinde zu, daß Gott hilfsbereit sei für alle in den Stunden des Glücks wie in den Nächten des Kammers. Er sei in Jesus nah, wenn wir uns einsam fühlen. Er hat uns verheißen: „Ich will euch nicht verlassen noch versäumen.“ Wir haben die große Verheißung unseres Herrn: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Darum mache den Herrn zu deinem Heiland und du erfährst, daß du in ihm geborgen bist für Zeit und Ewigkeit! Unser Leben steht in Gottes Hand. Das ist meine Gewißheit. Nach einem Gebet nahm ich meine Taschenbibel, stand auf und steckte den Schlüssel ins Schloß. Es sollte alles wohl erhalten bleiben. Auf dem Weg zur Bahnstation Pawlowitz sah ich wie alte Männer meiner Gemeinde verladen und in Richtung Schwarzwasser gefahren wurden, um an einer Übung für evtl. „Fälle“ als Volkssturm teilzunehmen. Ich ging zur Bahn. Unterwegs kannte ich jedes Gebüsch, jeden Baum, jedes Waldstück, jeden See. Ich mußte eilends zur Einheit zurück. Von Zeit zu Zeit erreichte mich in den nächsten Monaten eine Hiobsbotschaft aus Golassowitz.

Mit dem Vorrücken der Front begann eine furchtbare Zeit. Eines Morgens sind die Russen aus Richtung Draschendorf bis an die Grenze von Golassowitz durchgebrochen. Bald verlief die Hauptkampflinie wochenlang mitten durch Golassowitz. Wochenlang sprangen russische Artillerieeinschläge hoch und bell-

ten Abschlüsse deutscher Panzerkanonen. Im Schlamm bis an die Hüften standen die Landser und im Schlamm bis über die Räder blieben die Panzer im Nachbardorf Pilgramsdorf stecken. Der notwendige Nachschub kam nicht heran. Die schöne Laurentiuskirche ging in Flammen auf, das Pfarrhaus wurde zerstört, das Dorf brannte ab. Es war ein schwarzverbrannter Fleck in der weißen Landschaft. Viele Golassowitzer haben den Todeskampf ihres lieben Dorfes miterlebt. Mit eigenen Augen haben sie den Brand ihrer ehrwürdigen Kirche gesehen. Die Sowjets griffen wiederholt an. Sie legten Wert darauf das Dorf zu besetzen. Die Deutschen verteidigten es tapfer. Südlich und nördlich schreitet der Angriff der Sowjets fort. Golassowitz wird lange gehalten. Im Dorf ist nur eine hauchdünne Perlenschnur deutscher Widerstandsnester. Sie halten aber mehrere russische Regimenter auf. Der Frontlauf ist unübersichtlich. Die Bauern, die im Dorf blieben, kauern in den Kellern. Der Krieg hat ihnen alles genommen. Sie vertrauen dennoch ihrem Gott. Anfang April müssen die Deutschen ihre Stellungen vor der Übermacht der Russen aufgeben. Die Flut stürzt über Golassowitz zusammen. Die Evangelischen von Golassowitz haben viel zu erdulden: Einquartierung, Enteignung, Hungersnot. Bis zur neuen Ernte war kein Brot zu haben. Manches Gemeindeglied verschwand für immer hinter dem Stacheldraht. — Gott der Herr schenkte der Restgemeinde, die sich wieder sammelte, eine Auferstehung. Unter der Leitung eines evangelischen polnischen Geistlichen konnte sie eine Kirche und ein Pfarrhaus auf den Ruinen wieder aufbauen. Der Herr sei mit ihr!

Meine Frau erzählt weiter: In Bad Warmbrunn war für uns die Zeit zunächst wie eine Stille vor dem Sturm. Nach wärmeren Tagen ist es wieder kälter geworden. Und so blieb es bis in den März hinein. Alle waren sehr in Sorge. Was von allen befürchtet wurde, ist am 22. Februar eingetreten. Bad Warmbrunn und Hirschberg wurden evakuiert. Die Front kam immer näher. Seit Tagen dringt ein dumpfes Rollen vom Osten her. Und die Nachrichten sind besorgniserregend. Man hört fragen: Wohin sollen wir noch fliehen? Über das Sudetenland blieb uns noch ein Loch hinauszukommen. In allen Häusern wird gepackt. Die Straßen sind von Menschen verstopft. Die Männer müssen Panzersperren und Schutzgräben bauen. Flugzeuge brausen Tag und Nacht in der Luft.

Frauen mit Kindern sollten über Polaun ins Sudetenland evakuiert werden. Bis Polaun verlief die Fahrt ohne Hindernisse. Aber dort warteten schon Tausende, meistens Frauen und Kinder, auf den nächsten Transportzug. Es herrschte auf dem Bahnhof und Bahnsteig ein unvorstellbares Gedränge und eine panikartige Stimmung. Eine Mutter lief umher und suchte ihr verlorengegangenes Kind. Eine ältere Frau stöhnte: „Ich will sterben!“ Die Kinder froren. Es verging eine Stunde nach der anderen, und es war kein Zeichen von einem Transport zu vernehmen. Viele warteten hier schon seit mehreren Tagen. Alles Warten schien aussichtslos zu sein. Ein alter Mann schimpfte: „Wir wurden

hier absichtlich ausgeladen, damit wir hier alle erfrieren sollen!“ Der Himmel war verzogen. Es schneite und die Abenddämmerung breitete sich aus. Da plötzlich rief eine Männerstimme aus dem Dunkel: „Ist hier jemand aus Oberschlesien?“ — Hier! meldete ich mich. Und da stand schon ein Soldat vor mir: „Ich kenne Sie, Frau Pfarrer! Ist noch jemand aus Golassowitz da? Wo ist meine Frau? Sie kennen mich doch! Ihr Mann hat uns getraut! Sie waren auf unserer Hochzeit!“ Ich konnte ihm nichts vom Verbleib seiner Frau sagen. Während wir uns unterhielten, fuhr in den Bahnhof ein langer Transportzug mit lauter Viehwagen ein. Er blieb einige zehn Meter von uns entfernt mit den letzten Waggons stehen. „Ich will Ihnen helfen, daß sie weiterkommen!“ bot mir der junge Soldat seine Hilfe an. Schnell faßte er meine beiden Jungen unter die Arme und im Nu war er mit ihnen und mit unserem Gepäck im letzten Waggon durch die Menschenmenge angelangt. Dann half er noch meiner Mutter und mir einzusteigen. Im letzten Augenblick sprang er noch auf den abfahrenden Zug und überreichte uns einige Lebensmittelkonserven für die Reise. Das war für uns wie ein Wunder, denn wir wären in diesem Gedränge mit unseren Kleinen nie mit dem Transport mitgekommen. Und wie uns der Soldat erklärte, war es der letzte Transportzug, bei dessen Zusammenstellung er mit eingesetzt war. Ich betete im Herzen: „Ich steh in meines Herren Hand und will drin stehen bleiben; nicht Erdennot, nicht Erdentand soll mich daraus vertreiben. Und wenn zerfällt die ganze Welt, wer sich an ihn und wen er hält, wird wohlbehalten bleiben.“ Wohlbehalten landeten wir nach banger Tagen und Nächten in Falkenau in der Nähe von Karlsbad. Wir leben von Gottes Wundern — das ist wahr! Ein Golassowitzer Gemeindeglied war unser Rettungsengel.

Ich bin noch in Teschen. Die deutschen Sender hämmern Tag und Nacht: Nur noch wenige Tage und der Durchbruch der Russen wird aufgehalten! Wir werden sie zurückschlagen und vernichten! Viele dachten, es kann nicht so schlimm sein. Viele hofften, die Wunderwaffen bringen bald eine Wende. Man redete schon lange, in drei Wochen sind wir wieder zu Hause. Und unsere Heimat war schon längst ein Grab. Ende Januar setzte sich unser Abwicklungstab von Teschen nach Sternberg im Sudetenland ab. In Sternberg liegen wir auf Stroh in kalten Schulräumen einquartiert. Ich denke dauernd an die Meinen, an unser Heim und an Golassowitz. Die Kameraden resignieren. In den Nächten habe ich dunkle Vorahnungen. Ich denke an den Krieg und das Ende und klammere mich an den Herrn und seine Gnade. Wir stehen am Rande einer Welt, die untergehen wird. Wir sind voll Unruhe wie das Meer, das den Orkan vorausahnt. Nach dem Zusammenbruch wird ein furchtbarer Existenzkampf kommen, wer wird ihn überstehen? Ich schlage das Neue Testament auf. Ich setze mein ganzes Vertrauen auf den Herrn, daß seine Gnade mit mir und den Meinen sein wird. Ich bin gewiß, daß der uns Kraft gibt, durchzuhalten. Wir sind Werkzeuge in Gottes Hand. Es bewegt mich das Schicksal meines Volkes. Ich bin überzeugt, daß es eine Wandlung durchmachen muß, wenn es

eine Zukunft haben will. Wenn ich am Grabe der Kriegsgefangenen, die in Sternberg im Kriegsgefangenenlazarett starben, stand, segnete ich sie in der Gewißheit, Gott hat sie angenommen. „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ Lange Kolonnen von Kriegsgefangenen bewegen sich auf den Straßen durch Sternberg, nach dem Westen. Sie sollen nicht in die Hände der Sowjets fallen. Wir verlegen unser Quartier von Sternberg nach Königsgrätz. Die Menschen glichen auf den Straßen großen schwarzen Schneeflocken. Sie waren verwirrt. Sie trugen Koffer, Kleiderbündel, Kissen, Pakete. Fuhrwerke von müden Pferden gezogen, schleppten sich langsam dahin. Am Straßenrand hielt eine kauernde Frau zwei Kinder in ihren Armen umschlungen. Eine ununterbrochene Kette von Wagen und Menschen zieht gleich einem trägen Fluß dahin. Man ist mit Entrinnen und Sterben beschäftigt. Was ist Mensch und Vieh? Dazwischen Panzer, Schreie, Gelächter. Alles geht ins Nichts. Die Krähen kreisen über den knarrenden Wagen und verzweifelten Menschen. Gab es noch irgendwo einen Platz auf der Welt, wo ein Mensch ohne Angst lebte? Ich betete für die armen Menschen. Ich lobte Gott. Ist das nicht Wahnsinn, wenn die Welt untergeht? Doch war es mir gewiß: „Was Gott tut, das ist wohl getan, dabei will ich verbleiben. Es mag mich auf die rauhe Bahn, Not, Tod und Elend treiben, so wird Gott mich ganz väterlich in seinen Armen halten; drum laß ich ihn nur walten.“ Es war einerlei, ob ein Mensch litt oder glücklich war. Gott allein ist das nicht gleich.

In Königsgrätz bezogen wir in einer Schule Quartier. Die Furie des Krieges hat die Stadt noch nicht berührt. Es ist Samstag, der 24. Februar 1945. Ich lese mit den Kameraden Matthäus 11, 25—30. Es ist für uns stärkend. Was aus Gottes geliebten Händen kommt, das wird einem leicht, ob es gleich bitter sei. Jesus gibt uns Kraft zu tragen. Er hilft uns. Das Christentum ist keine Spielerei. „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“ Schwer ist die Sündenlast. Jesus spricht: „Meine Last ist leicht.“ In der Nachfolge Jesu kann man ein Kind Gottes sein, und da wird einem die Last des Lebens leicht. Matthäus hat es in Jesu Nachfolge erfahren dürfen. Am Sonntag gehe ich zum Gottesdienst der Böhmisches Brüder. Unvergeßlich bleibt mir der Gottesdienst, den ich da erleben durfte. Der Predigt stand das Gespräch Jesu mit Nikodemus zugrunde. Der tschechische Amtsbruder stellte das Wort Jesu in den Mittelpunkt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er in das Reich Gottes nicht kommen.“ Joh. 3, 5. Mit eindringlichen Bildern leuchtete er in die Seele des Nikodemus. Nachdem er den inneren Zustand des jüdischen Gelehrten als den eines heutigen Zeitgenossen gezeigt hatte, schilderte er die große Güte Jesu. Andacht erfüllte das Gotteshaus. Die Herzen waren aufgetan. Obwohl ich in der deutschen Uniform von den Gottesdienstbesuchern gelegentlich mit kritischen Blicken gemustert wurde, fühlte ich mich als Bruder unter Brüdern vereint durch das Wort Gottes im Gebet. Ich faltete die Hände, betete und

sang mit. Der Friede erfüllte die Kirche. Ich erlebte christliche Geborgenheit inmitten des Unterganges.

Seit dem Abschied von Golassowitz bis in den März hinein wußte ich nichts von den Meinen. Endlich in Königgrätz erreichte mich Post von meiner Frau. Das war für mich ein Feiertag. Ich dankte Gott mit dem Psalm 103: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.“ Bald darauf konnte ich mich mit meiner Frau in Petschau treffen, wohin sie von Falkenau gezogen war und daselbst bei lieben Leuten bis zum Kriegsende wohnte. Die Bäume und Büsche bekamen bereits kleine Blättchen. Die ersten Schwalben bauten ihre Nester. Die Front rückte näher und näher und alles trieb dem Ende zu. Ein nicht abreißender Flüchtlingsstrom zog durchs Land. Das Heer befand sich in Auflösung. — In Petschau glänzten bereits die jungen Saaten. Es ist der 25. März, Palmsonntag. Ich streife mit den Meinen über Petschauer Berge und Täler, über denen jubelnde Lerchen schweben. Wir fühlen uns mit Jesu Einzug in Jerusalem verbunden. In den Lüften stand der Frühling. Wenn doch der Haß und die Rache getilgt würden und die Menschen zu Gott kämen! Möge der Krieg mit allem seinem Leid die Liebe in den Menschen erwecken. Dann wäre die Gewalt gebrochen. Zu lieben sind wir da und nicht zu hassen. Die Liebe bezwingt alle Gewalt. Ein Frösteln will mich befallen. Aber Jesus hat ja noch Schwereres erlitten als wir alle. Hinter der Passionsgeschichte wartet der Osterjubiläum. Der Choral der Vögel erfüllt die Lüfte. Es kam die Karwoche. Ich erlebte die Ereignisse der Karwoche in besonderer Weise mit. Die Wahrheit, aus der die Völker Europas, in West und Ost, zwei Jahrtausende lang ihre Kraft schöpften, stand vor mir: Die Fußwaschung, das Abendmahl am Gründonnerstag, Jesus im Garten Gethsemane, der Hahnenschrei, der bitter weinende Petrus, Pilatus, der seine Hände in Unschuld wusch. Kreuzigung und Auferstehung. Wenn doch die Menschen durch die schwere Kriegszeit zu der Erkenntnis der Vergänglichkeit alles Irdischen gelangen möchten. Gott ist bereit ihnen einen Neuanfang zu geben. Ein Gewitter ist am Karfreitag niedergegangen. Als der Regen nachgelassen hat, sind die Straßen von den Wassermassen in Bäche und Flüsse verwandelt. Am Ostermorgen scheint die Sonne und draußen glänzt alles in frischem Grün.

Eines Tages werde ich in Petschau an das Grab eines Kindes, das an Erschöpfung verstarb, gerufen. Ich tröste die verzweifelte Mutter mit dem Wort der Heiligen Schrift: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Es haben sich sogar einige Menschen eingefunden, um der verzagten Mutter in der Trauer beizustehen. Sie wischen sich die Tränen aus den Augen. Eine Frau seufzte: „Warum muß uns der Herrgott so grausam strafen?“ Kaum haben wir das ganze Vaterunser zu Ende gebetet, da fällt ein warmer Frühlingsregen.

Seit Wochen eilt alles dem Ende zu. Wie eine Lawine rollt der Strom von Soldaten, Kriegsgefangenen und Flüchtlingen und überflutet alle Straßen. Beschädigte Fahrzeuge, verendete Tiere bleiben am Wegrand. Uniformen und Auszeichnungen werden weggeworfen. Wer die Sieger sind, steht fest. Der 8. Mai bringt die Kapitulation. Sie versetzt die Sieger in Rausch. Als erste müssen die Flüchtlinge Petschau verlassen. Sie bekommen keine Lebensmittelmarken mehr.

Wieder steht meine Frau allein. Eile ist nötig. Sie schildert ihre Erlebnisse: Meine Mutter packte unsere letzten Habseligkeiten. Ich besorgte schnell einen kleinen Handwagen. Das Wägelchen hatte keine lenkbare Achse. Es gab kein Öl für die Räder. Darauf verstaute wir unsere Koffer und Kissen und setzten die Kleinen dazu. Unser Marsch ging in Richtung Bad-Warmbrunn in Schlesien. Das war ein weites Ziel. Aber dort stand unser Haus. Wir waren entschlossen hinzuziehen. An einem frühen Morgen verließen wir Petschau. Unser Handwagen rollte durch die Frühlingsstraßen zunächst nach Karlsbad. Dort besorgte meine Mutter auf der tschechischen Kommandantur die nötigen Passierscheine. Während meine Mutter auf der Kommandantur verhandelte, wartete ich draußen auf der Straße mit den Kindern. Die Kleinen weinten: „Oma, wann kommst du? Wir wollen trinken!“ Eine große Menschenmenge lagerte auf den Straßen. Alle warteten auf Passierscheine. Neben mir schrie jemand gellend: „Ich habe doch niemand was getan, Herr Gott, du weißt es!“ Eine andere Stimme seufzte: „Mein Gott, wäre ich bloß zu Hause geblieben!“ Es war mir, als ginge der Herr in Knechtsgestalt unter den leidenden Menschen. Ich betete „Ach, Herr, breit etwas von dem himmlischen Frieden über unsere unruhigen und verzweifelten Herzen!“ Endlich kam meine Mutter mit den nötigen Ausweisen an. Wir konnten weiter ziehen. Jetzt waren wir völlig obdachlos. An den Hausdächern hängen weiße Fahnen. Sie schützen aber nicht vor der Gier von Menschen, die sich als Räuber nun über die Güter stürzen. Ich streichle mit den Augen jedes Haus. Solange wir noch eine Wohnung hatten, waren wir reich. Unterwegs übernachteten wir auf schmutzigen Fußböden in unbeheizten Schulen und Sälen. Körperlich und seelisch litten wir unter den Verhältnissen. Im Glauben vertrauten wir uns der Führung Jesu an. Wir zogen über den hohen Berg Gottesgab im Erzgebirge zur sächsischen Grenze, das war die vorgeschriebene Marschrouten. Wir hatten Glück. Ein einspänniges Fuhrwerk nahm uns um 100 RM von einem Taldorf bis auf den Bergkamm mit. In der sengenden Sonne hätten wir den steilen Weg mit unserem Handwagen mit seinen sich schwer bewegenden Rädern kaum bewältigt. Wir mußten die Grenze passieren. Die tschechischen Kontrollposten hatten gründlich unsere noch wertvollen Sachen durchsucht. Am Ende mußten meine Mutter und ich die Schuhe ausziehen. „Und nun jetzt können Sie weiter barfuß laufen!“ Ich wußte in dem Augenblick, daß jetzt nur noch der Herr helfen kann. Ich fragte die Posten: „Kennen Sie den Namen Jesus?“ Im Wachlokal wurde es still. Ich sagte weiter: Dieser Jesus spricht: „Was ihr getan habt

einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ Ein älterer Tscheche rief seinem jüngeren Kameraden zu: „Du, wir sind doch auf Jesu Namen getauft. Gib den Frauen und Kindern die Sachen und die Schuhe zurück!“ Wir waren durch. Ich erlebte, daß es der Dämon ist, der die Menschen besessen gemacht hat. Er entfesselte die Leidenschaften der mörderischen Zeit. Doch Jesus ist mächtiger. Er kann retten. Erfüllt vom Auferstehungsglauben gingen wir unsere Straße fröhlich.

Der Himmel war still und klar. „Wohin geht die Straße, Mutti? Was kommt danach? Ein Wald, ein Hügel? Und was dann?“ fragten dauernd die Kleinen. „Wann kommen wir nach Hause?“ mit solchen Fragen überhäuften uns die Buben. Wir müssen erst hungern, ehe wir daheim sind und uns satt essen können, mußte ich denken. Tiefe Röte stieg in das Gesicht meiner Mutter. Nun erreichten wir die erste Bahnstation in Sachsen. Einige Wochen bummeln wir jetzt durchs Land: immer in offenen Güterzugwagen, auf Lastern, dann wieder zu Fuß. Nirgends bekommen wir eine Aufenthaltsgenehmigung für länger als zwei Tage. Unser Ziel ist Schlesien, Bad-Warmbrunn. Die Junitage werden immer heißer und lästiger. Uns geht es von Tag zu Tag schlechter. Die letzten Vorräte sind verbraucht. Man kann sich nur noch von Betteln ernähren. Nach mehreren Tagen haben wir die Neiße erreicht und wollen weiter nach Schlesien. Da gehen uns die Augen auf über das, was geschehen ist. Wir stehen vor einer neuen polnischen Grenze. Grenzübertritt unmöglich! Unsere Träume sind dahin. Wir müssen umkehren. Die Heimat ist verschlossen. Wir können es zunächst nicht ermaßen, was das für uns bedeutet. Wir waren wieder auf der Straße. In zwei Tagen hätten wir zu Fuß in Bad-Warmbrunn zu Hause sein können. Jetzt waren wir endgültig ziellos. So zogen wir von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, über Berg und Tal. Auf den Feld- und Waldwegen war es uns unheimlich. Stets waren wir in Sorge. Immer hofften wir, endlich irgendwo bleiben zu dürfen, aber vergeblich. Die Übernachtungsquartiere in Baracken und Schulen waren voller Wanzen und Flöhe. Der quälende Hunger kam hinzu. Fragte man einen Bürgermeister, wohin wir denn weiter ziehen sollten, lautete die Antwort: „Das weiß niemand!“ Die Menschen schienen völlig verwirrt zu sein. Es ist vorgekommen, daß eine Frau der anderen ihr Kind aus den Armen wegreißen wollte. Da lief plötzlich mitten durch den Flüchtlingsstrom eine Frau von einer anderen verfolgt mit einem Kind in den Armen davon und beide schrien wie irre: „Das ist mein Kind! Das ist mein Kind!“

In der glühenden Hitze hatten die Kinder dauernd Durst. Es war nicht leicht, sie zu beruhigen. Die Kinderaugen fragten und verlangten. Vor Erschöpfung verfielen sie wieder in eine Art Schlaf und waren ruhig. Dann wachten sie wieder von den Stößen des Handwagens auf. Ich ahnte, wir werden das noch lange aushalten müssen. Als wir einmal schon ganz am Ende unserer Kraft waren, waren wir froh, daß wir von Zittau aus einige Kilometer weiter mit

einem Kohlenlaster fahren durften. Am nächsten Dorfeingang ausgeladen, sahen wir selbst wie die Kohlenmänner aus. Wohin sollten wir weitergehen? Wir waren dankbar, wenn wir wieder in einer Schule oder Fabrikhalle übernachten durften. So zogen wir wochenlang kreuz und quer durch Sachsen in ständiger Unruhe. Längst haben wir nichts mehr besessen, nun bangten wir um unser Leben.

Es ist gut, wenn man überall, wohin man kommt, einen Engel hat. Wir waren wieder Gäste der Straße. Die Beine wurden müde und bewegten sich nur noch langsam. Die Kinder litten Durst. Da wir so entkräftet dahin tippelten, lief uns eine junge Frau nach und reichte mir einen Becher Milch für die Kinder. Sie hörte sie weinen. Sie hatte Erbarmen. Es wurde mir wieder unser ganzes Elend bewußt und ich mußte bitterlich schluchzen. Die Kinder fragten: „Wann kommen wir nach Hause zum Vati?“ Wann holt uns unser lieber Vati heim?“ Ich tröstete mich mit dem Psalmwort: „Befiehl dem Herren deine Wege und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen!“

Es ist wieder ein heißer Sommertag. Die Natur neigt sich der Ernte zu. Wir ziehen durch ein reiches Bauerndorf. Es war gegen Mittag. Wir suchen auf einem Bauernhof unter einer alten Eiche Schatten, um auszuruhen. Als ich an die Haustür angeklopft hatte, um für die Kinder um Speise und Trank zu bitten, prasselten unverständliche Worte auf mich hernieder. Die Bäuerin klatschte vor meiner Nase die Tür zu, der Schlüssel wurde umgedreht. Sie war wohl mit ihrem Haushalt so beschäftigt, daß sie für mich keine Zeit hatte.

An einem anderen Tag lud uns eine Bäuerin ungebeten zum Mittagessen ein. Auf dem großen Küchenherd zischte kochendes Wasser, und in einer Pfanne brutzelten die Kartoffeln. Es roch gut in der Küche. Wir waren verlegen an der Tür stehen geblieben. „Kommt und setzt euch an den Tisch!“ rief die Frau. Den Kindern goß sie aus einem Milchkrug in einen Becher. Uns gab sie ein Stück Fleisch und zwei Teller Suppe dazu. Ich betete laut mit den Meinen: „Komm Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!“ Die Bäuerin betete mit. Nach der Mahlzeit standen wir auf, bedankten uns und wollten gehen. „Hier haben Sie einen Laib Brot und ein Stück Speck auf den Weg!“ sprach die Gastgeberin. Beschenkt und gestärkt, konnten wir weiterziehen.

Und so durften wir jeden Tag aufs neue die Treue Gottes erfahren. Wir sind hungrig und am Ende unserer Kräfte. Da kommen wir an einen Bauernhof und sehen wie die Bäuerin die Hühner füttert. Meine Mutter eilte hin und bekam eine Handvoll Hühnerfutter für die Kinder. — „Gottes Barmherzigkeit geht über alle Welt.“

An einem Abend, die Sonne war bereits untergegangen, saßen wir erschöpft von der Tagestour am Straßenrand in der Nähe von Herrnhut. Es bestand

keine Aussicht, ein Nachtlager zu finden. Wir entschlossen uns im Freien zu übernachten. Da bogen aus einer Seitengasse zwei Frauen in die Hauptstraße ein. Plötzlich höre ich, wie eine von ihnen die andere mit „Frau Pfarrer“ anredet. Es kam mir der Gedanke, da stelle dich doch vor, du bist auch eine Pfarrfrau. Sofort war die Übernachtungsfrage gelöst. Die Pfarrschwester konnte uns zwar nicht mitnehmen, da das Pfarrhaus von den Russen besetzt war, aber sie besorgte uns ein Zimmer bei alten Lehrersleuten, die uns gleich für mehrere Tage liebevoll in ihre Wohnung aufnahmen. Die Lehrersleute waren ein Ehepaar, das aus dem Worte Gottes lebte. Der Aufenthalt in ihrer Wohnung hat uns wohl getan an Leib und Seele. Wir fanden gleich Glaubens- und Gebetsgemeinschaft. Die schönen Tage vergingen nur zu schnell. Wir mußten weiter, wir bekamen keine Aufenthaltsgenehmigung und keine Lebensmittelmärkte. Aber wohin? Wir ließen uns führen.

Wenn kein Gott wäre, so müßte es uns schwindlich werden, und wir stünden in Gefahr zu stürzen. Wieviel Schmerz und Zerstörung haben wir gesehen.

Wir sind braun geworden von vielen Tagen Sonne, Wind und Regen. Ich durfte erleben, Gottes Kinder sind überall. Die schwerste Sorge unterwegs blieb weiterhin die Nahrungs- und Übernachtungsfrage. Unsere Wäsche wuschen wir in den Bächen und Flüssen. Der Herr hat immer wunderbar geholfen. Wir waren wieder auf der Straße und mit uns viele andere. Ins Gespräch kam man selten, da jeder nur vorwärts drängte, jeder hatte es eilig. Unser Handwägelchen hat uns immer mehr zu schaffen gemacht. Seine Räder drehten sich immer schwerer, sie waren abgenutzt. Und das Ziel wußten wir immer noch nicht. Der Nahrungsmangel und der Kräfteverfall sind mit jedem Tag spürbarer geworden. Einmal waren wir den ganzen Tag ohne Nahrung. Da wurden wir in unserem Kleinglauben beschämt. Was haben wir doch für einen guten himmlischen Vater, der da weiß, was wir bedürfen, ehe wir ihn darum bitten. Der Abendwind hatte sich gelegt. Nur in den Wipfeln der Bäume säuselte es. Da gab uns der Herr einen Sperling, den wir in einer Konservenbüchse am Straßenrand kochten und uns eine Mahlzeit zubereiteten. Hoch am West-Himmel leuchtete bereits der Abendstern.

Das nächste Ziel, das wir erreichen wollten, war Großenhain. Bis dorthin aber war es noch ein weiter Weg, noch eine Tagesreise für uns. Die Nacht fanden wir in einer Fabrikhalle Unterkunft. Der Hunger hat uns geplagt. In der Nacht träumte ich, wir hätten in der nächsten Stadt eine Wohnung gefunden. Das gab mir Hoffnung. Schon am frühen Morgen ging es wunderbar zu. Als wir im Begriff waren mit leeren Mägen aufzubrechen, fiel uns auf dem Fabrikgelände eine junge Krähe in die Hände. Das gab eine Suppe und ein Frühstück. Ich dachte an Jesu Verheißung in der Bergpredigt: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet!“

Der Himmel ist blau und klar. Die Sonne brennt. „Mutti, warum müssen wir mit den vielen Menschen immer fort auf den Straßen ziehen? Mutti, die Räder stoßen so! Ich habe Durst! Ich möchte ein Stück Brot! Es ist so hart! Wann finden wir endlich unseren Vati!“, rufen die Kleinen abwechselnd. Auf den Straßenkreuzungen hocken viele Menschen auf ihren verschnürten Bündeln und warten geduldig auf irgendwelche Transporte. Es wird Abend. Wir sind in Großenhain angekommen. Durch die gut erhaltenen Straßen der Stadt ziehe ich an der Deichsel und meine Mutter schiebt das Wägelchen mit unseren Kindern und den paar Sachen. Vor der Kirche machen wir halt. Beglückt betrachten wir das vom Krieg unversehrt gebliebene schöne Gotteshaus. Meine Mutter bleibt bei den Kindern und ich laufe durch die Stadt. Es muß doch irgendwo einen Platz geben, wo wir übernachten können. Endlich nimmt uns eine liebe ältere Frau in ihre Wohnung auf. Wir dürfen bei ihr bis auf weiteres bleiben. Es ist eine schlimme Zeit. Man bekommt nichts zu kaufen. Wir hungern. Die Kinder sind Haut und Knochen. Sie atmen schwer vor Fieber. Die Nächte sind besonders schlimm. Alle Entbehrungen der letzten Wochen beben durch die zarten Kinderkörper. Besonders schwach ist unser kleiner Dieter. Ich wickle feuchte Umschläge um seinen heißen Körper. Immer wieder muß ich fragen, warum die kleinen unschuldigen Kinder so leiden müssen? Wer kann Gottes Wege mit uns Menschen ergründen? Die Hölle ist entfesselt, und sie fordert unschuldige Opfer. Mich bewegt die Angst, daß der Tod mir die lieben Kinder rauben könnte. Es sind damals viele Kinder gestorben. „Ach Herr hilf!“ flehe ich zu Gott. Und so ging der Kampf mit dem Tode Tage und Nächte lang. Hinzu kam die Sorge um den Mann, für den wir täglich beten.

Ein Arzt ist nicht erreichbar, und die Apotheken haben keine Arzneimittel mehr. In der Stadt herrscht Typhus. Täglich sterben viele Menschen, junge und alte. Im letzten Augenblick kommt Hilfe. Die Wirtin findet in ihrem Speiseschrank einige Päckchen Haferflocken. Diese bringen den Wendepunkt. Nach einigen Mahlzeiten fühlen sich die kranken Kinder durch den Haferflockenbrei zusehends gestärkt und wohler. Die Fieberkurve sinkt, die Ruhr läßt nach, sie behalten die Speise und es geht mit ihnen langsam wieder aufwärts. Kaum aber sind die Kinder genesen, da erkrankt meine Mutter. Viele Tage muß ich sie pflegen. Sie kann sich nur langsam erholen. Immer wieder greife ich in der schweren Not zur Bibel. Ich bemühe mich auf dem Wohnungsamt eine feste Wohnung zu bekommen. Das ist sehr schwierig. Trotz wiederholter Ablehnung versuche ich immer wieder im Wohnungsamt meine Lage zu schildern, daß eben die Kinder und meine Mutter schwer krank und daher transportunfähig seien. Man möchte doch mit mir Erbarmen haben! Als alles aussichtslos scheint, kommt die Rettung. Unseren Wohnungsantrag erhält ein Sachbearbeiter, der aus Pleß stammt und meinen Mann kennt. Schon in den nächsten Tagen bekommen wir eine Wohnungszuweisung. Das ist für uns von unermesslicher Bedeutung. Wir brauchen nicht mehr auf die Straße. Eine liebe Frau namens Klette hat uns bei sich aufgenommen. Oben im ersten Stock, in einem alten

Haus, haben wir ein Plätzchen gefunden. Wir beziehen zu viert ein kleines Zimmer. Die Wirtsfrau hat uns alles zur Verfügung gestellt, was sie entbehren konnte. Der Blick aus dem Fenster geht auf ein Dach. Alles, was der Alltag mit sich bringt, muß in der Stube getan werden. Ich schlafe mit meinen Buben in einem Bett. Durch das Fenster zieht es herein; die Tür schließt nicht recht. Es war eine dürftige Unterkunft. Aber wir haben uns in der neuen Behausung bald gut eingelebt. Wenn ich auf alles zurückschaue, so muß ich bekennen, daß über uns eine unsichtbare Hand waltete. Gott hat einen Plan mit uns Menschen und führt uns unserem Ziel zu. Nun haben wir es gut. Ich muß noch oft an das Bild denken: Wie unser Dieter eine große Scheibe Brot bekommt, sie in der Hand hält, auf die Straße springt und vor Freude hüpfte.

Die Fronten im Osten und Westen brechen zusammen. Die Reste der deutschen Armeen fluten zurück. Wir kampieren mit unserem Abwicklungsstab seit Mitte April in Weiden/Oberpfalz. Dort erleben wir eine ungeheure Explosion, die viel Schaden anrichtet. An einem Vormittag da die Luft frei und kein Flugzeug zu sehen ist, steigt in der Nähe des Bahnhofs ein Rauchpilz in die Luft, der eine bläulich schwellende Wolke hinter sich läßt. Still steht sie eine Weile am Himmel. Dann folgt eine ohrenbetäubende Detonation. Im Umkreis von mehreren Kilometern regnet es Eisen. Ein deutscher Munitionszug war von einem amerikanischen Flieger in Brand geschossen worden! Es gab Tote und Verletzte und viel Sachschaden. Ganze Häuser wurden vom Erdboden wegeradiert.

Am Osser im Bayrischen Wald erreicht uns die Front. Am 30. April nachmittags komme ich in Lam in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Die erste Nacht verbringen wir bei Cham auf einer sumpfigen Wiese bis an die Knöchel im Schlamm. Es ist eine schlimme Nacht. Manche Illusionen sind dahin. Es ist der 1. Mai. Ich lese mit einigen Kameraden Johannes 14, 1—13. Nach der durchfrorenen Nacht tut uns das Schriftwort wohl. „Euer Herz erschrecke nicht!“ Es ist nicht nötig, daß ihr euch fürchtet. Der Glaube vertraut: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“

In den nächsten Tagen werden wir auf Lastkraftwagen, gesteuert von Negern, und mit der Bahn in Güterwagen über Nürnberg nach Bad Kreuznach in ein Riesenkriegsgefangenenlager transportiert. Die Lager bei Cham, Nürnberg und Bad Kreuznach glichen großen mit Stacheldraht umzäunten Viehkoppeln unter freiem Himmel mit hohen Wachtürmen umgeben. Das Lager bei Bad Kreuznach wächst in die Weite. In die Erde uns grabend, suchen wir uns vor der Nachtkühle und der Tageshitze zu schützen. Zu essen gibt es vorerst nichts. Erst nach einigen Tagen ist die Verpflegung gesichert. Bald bricht unter den Landsern die Ruhr aus. Es fehlt an sanitären Einrichtungen. Auch herrscht ein scheußliches Gedränge. In den Maitagen hat es ununterbrochen geregnet. Die Lage ist bedrückend. Wie nichtig ist alles. Mein Elend steht mir vor Augen. Ich bin

wie hunderttausende verschollen im Strudel des Untergangs. Die Stimmung im Lager ist auf den Nullpunkt gesunken. Trotz allem noch ein wenig fröhlich zu bleiben, ist nicht leicht. In jenen Tagen bete ich viel: „Warum sollt ich mich denn grämen? Hab ich doch Christum noch! Wer will mir den nehmen? Wer will mir den Himmel rauben, den mir schon Gottes Sohn beigelegt im Glauben.“ Ich halte mich fest an Jesus, wenn das Herz verzagen will. Ich suche im Lager Brüder. Bald können wir die ersten Bibelstunden halten. Hinter dem Stacheldraht vernehmen wir die Nachricht: „Heute Nacht 12 Uhr tritt die Kapitulation in Kraft.“ Es ist der 8. Mai. Wir denken: „Nun kommen wir bald heim. Der Krieg ist zu Ende.“ Für einen Augenblick senkt sich eine paradiesische Ruhe über das Lager. Bald aber müssen wir uns den Gedanken an Entlassung aus dem Kopf schlagen. Es ist der 10. Mai, Himmelfahrt Christi. Ich halte als Lagerpfarrer den Gottesdienst. Alle evangelischen Kriegsgefangenen versammeln sich zum Gottesdienst. Wir singen: „Jesus Christus herrscht als König.“ Ich predige über Apostelgeschichte 1, 1–11. Wie Jesus gen Himmel fuhr, so wird er wiederkommen. Und wenn er wiederkommen wird, wird er uns fragen: Habt ihr meinen Auftrag erfüllt? Was wollen wir dann sagen? Haben wir nicht versagt? Sonst wäre die Welt schon längst Jesu Eigentum, und wir hätten nicht das schreckliche Blutvergießen erlebt. Willst du sein Zeuge sein? Dann gib dich ihm hin! — Es war der erste Lagergottesdienst. Auch im Schatten des Stacheldrahtzaunes ist ein Leuchten wahrzunehmen. Das Licht der Liebe Jesu hat kein Ende. Sie triumphiert über dem Zerstörungswerk der Menschen. Gewitterschwüle liegt in den Maitagen in der Luft. Über den Weinbergen wetterleuchtet es jede Nacht. Die Saat drängt aus der Erde. Die Weinstöcke stehen im saftigen Grün. Es ist der 20. Mai, Pfingsten. Wir haben einen Festgottesdienst mit Beichte und Feier des Hl. Abendmahls. Unter einem hohen Holzkreuz steht ein Holztaltar mit einem Abendmahlskelch und Patene aus Konservenbüchsen kunstvoll von Kameraden angefertigt. Es ist ein tiefinnerlicher Abendmahls-gottesdienst. Mehrere hundert Kameraden kommen zum Tisch des Herrn. Als Hostie dient amerikanisches Weißbrot, und den Abendmahlswein liefert die Lagerleitung. Die Predigt halte ich über die Apostelgeschichte 2, 1–13. Der Hl. Geist gab den Jüngern am ersten Pfingstfest Licht, Kraft und Hoffnung. Nun konnten sie hingehen und das Wort vom Kreuz verkündigen als eine Gotteskraft allen, die da glauben und selig werden. Wo der Hl. Geist Besitz von einem Menschen ergreift, da geschieht auch heute dasselbe. Diese wunderbare Kraft und ein neues Leben will Gott uns und unserem Volke geben. Sind wir bereit, es anzunehmen? Wir beten: Gott gebe uns und unserem ganzen Volke ein Pfingsten! Wir singen: „Du Heiliger Geist, bereite ein Pfingstfest nah und fern; mit deiner Kraft begleite das Zeugnis von dem Herrn!“ — Viele Kameraden sind innerlich furchtbar zerrissen. In der Gebetsgemeinschaft haben wir uns gefunden. Ich kampire mit zwei Amtsbrüdern in einem kleinen Zelt, das wir neben dem Kreuz aufstellten. Es vergeht keine Nacht, in der nicht Kameraden unter dem Kreuz im Gebet ihre Herzen

dem Herrn öffnen, ihr Leben offenbaren und ein neues Leben zu beginnen geloben. Das Lager ist eine harte Schule, in die uns Gott schickt. Sie bringt für viele einen Neuanfang ihres Lebens.

Am 22. Juni kommt für mich der Tag der Entlassung nach Weiden/Oberpfalz. Der Transportzug bringt uns Heimkehrer bis Regensburg/Do. Es ist der 24. Juni. Der Morgen graut. Die ersten zarten Sonnenstrahlen brechen wie silberne Fäden durch die Wolken. Unzählige Tautröpfchen sitzen auf dem satten Grün der Pflanzen. Alles beginnt sich zu regen. Sengende Glut breitet sich über das Land. Die Felder stehen voller Frucht und wachsen und reifen der Ernte entgegen. Langsam zieht die Sonne ihre scheinbare Himmelsbahn nach Westen. Sie malt große Schatten der Bäume auf die Erde. Es wird etwas kühler, ein sanftes Lüftchen bewegt die Äste. Die Dämmerung bricht langsam herein. Ich bin bereits kurz vor Weiden und finde Nachtquartier bei einem Bauern. Es will Abend werden. Vor dem stattlichen Bauernhaus unter einer Linde sitzen auf der Bank Vater und Sohn. Vor ihnen liegt der Hund, den Kopf auf den Vorderpfoten, und schaut ihnen zu. Der Alte stopft seine Pfeife und zündet sie an. Ich setze mich hinzu, schlage das Neue Testament auf und lese Lukas 1, 57—80. Der Mensch steht im großen Einklang des Werdens und Vergehens. Unser Leben erreicht einmal den Höhepunkt, den Gipfel des Lebensberges und neigt sich dann langsam dem Ende zu. So hat auch die Sonne in diesen Tagen ihren Höhepunkt erreicht und wird jetzt abnehmen. Die Mitte des Jahres ist erreicht. — Ich denke dabei an meinen alten Vater. Wie mag er den Krieg überstanden haben? Vielleicht sitzt er auch gerade heute am Tage Johannes des Täuflers auf der Bank vor dem Haus in Godow, sicher denkt er dann auch an mich. Wie sagte doch einst Johannes: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“ Wissen wir, wer dieser eine ist? Das ist Christus. Er muß wachsen, das eigene Ich aber muß abnehmen. Jesus will in unseren Herzen Wohnung nehmen. Der Vater mit seinen aus dem Kriege heimgekehrten Sohn hört den Schriftworten zu. Da schlägt es Mitternacht vom nahen Kirchturm.

Da ich nach Weiden entlassen worden bin, hätte ich Lebensmittelkarten, eine Wohnung und einen Dienstauftrag für die Jugendarbeit vom dortigen Dekan bekommen. Leider treffe ich dort meine Familie nicht an, wie ich es erhoffte. Es ist mir klar: Ich muß zuerst die Meinen suchen. Auf allen Wegen hatte ich nur den einen Wunsch: Ich will meine Frau und meine Kinder wiedersehen! Ich war überzeugt, Gott weiß, wie und wo wir uns finden sollen. Trotzdem steigert sich natürlich meine Sorge um meine Lieben. Sind sie verschleppt? Was mag mit ihnen passiert sein? Zu Fuß und per Anhalter ziehe ich zur tschechoslowakischen Grenze. Ich bin entschlossen bis nach Petschau zu gehn, um meine Familie zu holen. Die Grenze ist noch nicht streng bewacht, man kann sie noch ungehindert überschreiten. In der Luft liegt leichter Fröhnebel. Ich bin in der Nähe von Petschau angekommen. Am Bahndamm entlang eilend, stehe ich auf einmal mitten im Wald vor einem Eisenbahnwärterhäuschen. Es ist ganz

still. Die Züge verkehren nicht. Da wird mir abgeraten nach Petschau hineinzugehen. Der Ort sei voll von Kontrollposten. Die Eisenbahnwärterfrau ist bereit, die Meinen in Petschau zu verständigen, daß ich draußen auf sie warte. Nach einer knappen banger Stunde bringt sie mir die Nachricht von den Wirtsleuten, daß die Meinen vor einigen Tagen nach Bad Warmbrunn abgezogen sind. Ich will keinen Tag versäumen und breche sofort in Richtung Bad Warmbrunn auf. Ich gehe an Seen und Wäldern vorbei. Die Landschaft ist bergig. Es ist Mittag und sehr heiß. Die Sonne brennt. Müde sitze ich im Schatten einer Eiche am Ufer eines kleinen Waldsees. Ich lese den 121. Psalm: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht.“ Von einem Berg aus sehe ich das schöne Karlsbad in einem herrlichen Tal liegen. Ich gehe über eine Brücke und lasse viele Fragen und Sorgen mit dem Wasser stromabwärts reisen. Wieviele sind schon hier gezogen, die ihre Heimat verlassen mußten. Es wohnen noch in den Dörfern und in Karlsbad eine Menge Deutsche, wie überall: Frauen, Kinder und alte Männer. Die jüngeren Männer sind in der Kriegsgefangenschaft oder gefallen. Auf dem evangelischen Pfarramt in Karlsbad will ich erfahren, ob nicht die Meinen dort ihre Anschrift hinterließen. Ich kann aber keine Auskunft erhalten, da zur Stunde gerade die zwangsweise Übergabe der Gemeindeverwaltung an die evangelisch-tschechische Kirche erfolgt. Dazu ist das Pfarrhaus von Russen belegt. Bald habe ich Karlsbad wieder hinter mir. Ich schließe mich dem Flüchtlingsstrom an bis nach Gottesgab, ohne zu ahnen, daß auf denselben Landstraßen einige Tage zuvor meine Familie gewandert ist. Oben in Gottesgab kursieren die grausamsten Gerüchte über die Grenzposten. Ich setze mich daher von der Landstraße ab, besorge mir in einem Bauernhof ein Bündel Stroh und einen Rechen und biege dann feldein in einen Wald hinein auf die Grenze zu. Der Wald schluckt mich, dann wird alles geisterhaft still. Die Spuren des Wildwechsels sind zu erkennen. Die Zweige hängen dicht über dem Pfad, so daß ich sie beiseite schieben muß. Ich weiß nicht, wo die Grenze verläuft. So gehe ich eben geradeaus. Die ersten Häuser einer Ortschaft tauchen auf mit ihren weißgekalkten Giebeln. Aus dem Schornsteinen steigt Rauch. Es dämmert. Auf einem kleinen See vor mir schwimmen wilde Enten und Taucher. Ich betrete sächsischen Boden. In meinem Herzen wächst Freude. Die nächsten Tage fahre ich in einem Güterzug kreuz und quer durch Sachsen bis Zittau und Görlitz in Schlesien. Ich will nach Bad Warmbrunn und dann zurück nach Golassowitz. Die Züge fahren plötzlich nicht weiter. Die Neiße ist gewaltsam zur polnischen Westgrenze erklärt worden. Ein Durchwaten der stark bewachten Neiße ist gefährlich. „Meine Familie wird hier kaum durchgekommen sein,“ denke ich. Meine Suche nach ihnen in den Ortschaften entlang der Neiße bleibt ergebnislos. Dankbar bin ich den evangelischen Pfarrhäusern für die Gastfreundlichkeit in jenen leidvollen Tagen. In den evangelischen Pfarrhäusern westlich der Oder-Neiße richten die Pfarrfrauen Notküchen für die Vertriebenen ein. An Lebensmitteln

fehlte es allenthalben. Für ein Suppengericht aber hat es doch noch gereicht. Die Pfarrgärten liefern Kraut und Kartoffeln dafür. Die Pfarrhäuser sind vom Keller bis zur Bühne mit Vertriebenen belegt und gleichen vollbesetzten Lagern. Viele Flüchtlinge, die wochenlang auf den Straßen hungern, finden in ihrer Ausweglosigkeit in den Pfarrhäusern neue Kraft und Hoffnung. Es sind die Pfarrfrauen, die den Notleidenden die erste Hilfe leisten. Grau ohne Unterschied zieht ein Tag nach dem anderen vorbei. Die Wiesen sind grün. Die Getreidefelder werden immer gelber. Die Sonne will alles versengen. Mit Krautsuppe, Quark und Kartoffeln kann man noch immer den Hunger stillen. Überall entlassene, verwundete Landser, in alle Winde verwehte, über alle Lande gespülte Vertriebene. Die Welt ist nicht mehr schön, nur das Rauschen in den Wipfeln der Bäume klingt wie Musik vergangener Tage.

Eines Tages habe ich die Gewißheit: du mußt weiter nach Schlesien, die Kirche braucht dich dort. Ich entschieße mich, auf einer Neißebrücke in der Nähe von Görlitz den polnischen Kontrollposten zu bitten, mir den Grenzübergang nach Schlesien zu gestatten. Als ich ihm sagte, daß ich Pfarrer bin und die Gemeinde auf mich warte und ohne Gottesdienste sei, bittet er mich um den Segen Gottes und läßt mich durch mit dem Bekenntnis: „Ich bin auch ein evangelischer Christ!“ Meine Sprachkenntnisse haben mir bei dieser Begegnung geholfen. Ich durfte über die Grenze und komme in einem Tag bis Bad Warmbrunn. Die Hoffnung aber, die Meinen dort anzutreffen, ist vergeblich. Von meiner Familie fehlt jede Spur. Aber ich darf unseren achtzigjährigen Großvater freudestrahlend umarmen. Es ist der 29. Juni 1945. Wir lesen zusammen Galater 1, 11: Die Begegnung des Paulus mit Petrus.

Ich versuche nach Golassowitz weiterzureisen. Mit dem Zug komme ich über Breslau bis Kreuzburg O/S. Dort werde ich von meinem Onkel, der daselbst das Kriegsende erlebte, über die Lage unterrichtet. Er rät mir, eilends umzukehren. Täglich würden vor allem Evangelische von Hof und Haus, Dorf und Stadt vertrieben. Unentwegt ziehen die Flüchtlingskolonnen weiter, weiter. Es werden ihnen die letzten Habseligkeiten genommen. Je weiter dem Osten zu, um so stärker die politische Bedrückung. Am Abend fahre ich wieder nach Bad Warmbrunn zurück. Überall ist der Teufel am Werk. Ein Soldat belästigt mit gezücktem Degen die Fahrgäste und verlangt Wodka. „Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung deren ich nicht wert.“ Das war mein Gebet, als ich wieder in Warmbrunn angekommen bin.

Die Lage ist eindeutig: Ich habe einen wichtigen Auftrag in der schlesischen Heimatkirche zu erfüllen. Pfarrer Lic. Schmauch, jetzt Theologieprofessor in Greifswald, stand bereits mitten drin in der kirchlichen Wiederaufbauarbeit, da packte ich mit an. Die Kirchenleitung sammelte die Pfarrer und erließ Rundbriefe an die Gemeinden. Es war schwierig, Papier für die Briefe zu bekommen. Und es war noch schwieriger, die Rundbriefe an die Gemeinden gelangen zu

lassen. Wir glaubten an die Möglichkeit einer Koexistenz und eines Zusammenlebens mit den Polen. Im Blick auf die Verhandlungen mit den polnischen und russischen Verwaltungsstellen riet ich, neue Amtsbezeichnungen einzuführen. Bischof, Dekan, Provinzialvikar waren Amtsbezeichnungen, die die Polen kannten und bei ihnen viel galten. In Breslau konstituierte sich eine neue Kirchenleitung mit Präses Hornig, der durch die Synode zum Bischof gewählt wurde. Mit der Verantwortung für die geistliche Betreuung der Gemeinden in Südniederschlesien wurde Lic. Schmauch in Bad Warmbrunn beauftragt. Die Ernennungsurkunde zum Bevollmächtigten und Dekan durfte ich ihm aus Breslau überbringen. Ich wurde von der Kirchenleitung zum Provinzialvikar mit dem Sitz in Bad Warmbrunn ernannt.

Durch den Bevollmächtigten, Dekan Lic. Schmauch, wurde ich nun im Gottesdienst in der Warmbrunner Kirche unter Beteiligung einer großen Gemeinde in dieses Sonderamt der Kirchenleitung feierlich eingeführt.

Die freigewordene Wohnung des Superintendenten Class wurde mir zur Verfügung gestellt. Verpflegt wurde ich von den lieben Diakonissen im Altersheim „Harmonie“. Durch kirchliche Rundschreiben ließ ich nach meiner Familie weiterforschen.

Wo evangelische Gottesdienste gehalten werden wie in Breslau und Bad Warmbrunn strömen die Gemeindeglieder, Männer, Frauen und Kinder, halb verhungerte Gestalten, in die Gottesdienste. Das Verlangen, das Evangelium zu hören, zu singen und zu beten, ist groß. Die meisten besitzen nicht mehr, als was sie auf dem Leibe tragen. Ich bin mit der Ausstellung von Ausweisen und Dienstaufträgen in Russisch und Polnisch für die Amtsbrüder und die kirchlichen Mitarbeiter beschäftigt. Ohne „Papiere“ ist es gefährlich, sich auf die Straße zu wagen. Wir versuchen bei den russischen Kommandanturen und den polnischen Verwaltungsstellen die Beseitigung von Hindernissen und die Genehmigung für die kirchliche Arbeit zu erwirken. Gott segnet unseren Dienst. Wir begnügen uns als Brüder und Schwestern in Christus.

Es muß gehandelt werden. Der Hunger der Restgemeinden nach dem Wort Gottes ist groß. Die Kirchenleitung beschließt, alle Pfarrer, die erreichbar sind, aus dem Westen in die verwaisten Gemeinden zurückzurufen. Ich werde beauftragt, den Ruf der Schlesischen Kirche ihnen zu überbringen. Es ist der 25. Juli 1945. Ich lese im Altersheim „Harmonie“ mit den Diakonissen und Alten Matthäus 20, 20–23. Wir versetzen uns im Geist in die Zeit der verfolgten Kirche.

Am nächsten Morgen breche ich auf. Auch wir tragen den Kopf unter dem Arm. Ich radle durch die Dörfer. In jedem Dorf komme ich mit Landsleuten ins Gespräch und frage nach dem kirchlichen Leben. Überall wohnen noch

einige Menschen. Die Pfarrhäuser sind entweder leer oder es hausen darin Ausländer und Fremde. Auf einem Friedhof wird gerade ohne Pfarrer eine Beerdigung gehalten. Die Männer und Frauen beten laut das Vaterunser. Nun gelange ich an die Neiße. Wieder muß ich mit den Kontrollposten verhandeln. Aufgefallen war ich durch mein großes Postpaket, das ich in einem Sack mitführte. Daß es mir gelang keinen Verdacht auf Spionage aufkommen zu lassen, war gütiges Geschick. Ich hatte ja auch nur Briefe von Gemeindegliedern die ihre Angehörigen suchten und einige Schreiben der Kirchenleitung. Der Kontrollposten auf der Neißebrücke ließ mich nach anfänglichem Mißtrauen nach dem Westen durch. Die Begründung: ich habe als Provinzialvikar im Auftrage der Kirche Geistliche zu holen, damit die Menschen nicht ohne das Wort Gottes bleiben, findet Verständnis. Das erste Hindernis war genommen. Mit der Post konnte ich viele Familien zusammenführen.

In Dresden angekommen, werde ich im Hause des sächsischen Landessuperintendenten Lic. Lau, jetzt Theologieprofessor und Präsident des Gustav-Adolf-Werks in Leipzig, gastfreundlich aufgenommen. Am nächsten Tag darf ich im Pfarrkonvent über die Lage der schlesischen Gemeinden berichten und den Ruf der Heimatkirche an die schlesischen Pfarrer, die sich in Sachsen aufhalten, bekanntgeben. So sind etliche Amtsbrüder unter Lebensgefahr nach Schlesien zurückgekehrt, obwohl sich die sächsische Kirchenleitung außerstande sah, für die Familien dieser Pfarrer zu sorgen. Gesorgt wurde nur für die Pfarrer mit ihren Familien, die ein sächsisches Kirchenamt ausübten.

Mein Auftrag geht weiter. Ich muß nach Bayern reisen, um auch dort mit schlesischen Pfarrern Verbindung aufzunehmen und ihnen die Dringlichkeit einer Rückkehr nach Schlesien vorzutragen. Im Güterzug im offenen Waggon komme ich bis zur Endstation bei Hof. Meine Versuche, legal die Zonengrenze zu passieren, scheitern. Nun suche ich eine weniger bewachte Grenzstelle. Damit verbringe ich einen Tag und eine Nacht. Das Moos ist mir ein Bett in Stunden der Müdigkeit, der Regen wäscht mich, und die Sonne trocknet und wärmt mich. Ich suche in meinem Gepäck nach etwas Eßbarem. Ich finde aber nur noch ein Stück trockenes Brot. Noch weiß ich nicht wie ich nach Bayern herüber komme, aber ich weiß, daß der Herr mich führt. — Die Ernte ist voll im Gange. Ich denke an unser Zuhause vor der Ernte, da ging mein Vater, wenn das Wetter es erlaubte, am Sonntag über die Felder, suchte sie auf und grüßte sie, wie man Kameraden grüßt. Am Fuße des Hügels blieb er dann im Schatten der Pappeln, um auszuruhen. Jede Wiese hatte ihre eigene Geschichte. Jeder Acker hatte seine eigene Vergangenheit. Da war ein Acker ein langer Riemen. Am Ende wuchs eine buschige Hecke, der Nistplatz der Singvögel. Dort am Feldrain stand ein mildsaurer Roggenapfelbaum. Wie oft haben wir an seinen Früchten unseren Durst gestillt. Jetzt entschlief ich mich, in der Nacht über die Zonengrenze zu gehen. Außerhalb des Dorfes unter einer Tanne im Wald warte ich die Mitternacht ab. Dort treffe ich einen Heim-

kehrer, der auch nach dem Westen will. Wir verstecken uns in einem Busch. Endlich schlägt die Kirchturmuhr 12 mal. Es ist Mitternacht. Langsam teilt sich die Wolkendecke, einzelne Sterne glitzern. Vom Dorf her hört man Musik und Gesang der Russen. Ich bete zu Gott um Schutz. Wir stehen auf und schleichen durchs Moos, überqueren einen Weg und laufen über ein Stoppelfeld bis zur nächsten Wiese. Das Fahrrad mit dem Postsack schleife ich mit. Der Kamerad kriecht hinter mir, alle paar Schritte gehen wir in Deckung hinter den Roggenpuppen. Der Mond macht die Gegend viel zu hell. Da kommt eine Wiese, davor schlängelt sich ein Bach. Der Boden ist sumpfig. Es wird dunkler. Da ruft ein russischer Posten: „Stoi!“ Und es fallen auch schon die ersten Schüsse. Im Nu liegen wir. Das Maschinengewehr rattert. Ich robbe durch die sumpfige Wiese. Maschinengewehrgarben peitschen über meinen Kopf. Ich kann nicht mehr und bleibe eine Weile liegen. Der Posten schießt. Ich bete: „Herr, erbarme Dich meiner!“ Dann richte ich mich auf und laufe mit den letzten Kräften. Das Fahrrad mit dem Gepäck habe ich liegen lassen müssen. Es geht nur noch um das nackte Leben. Plötzlich stehe ich vor einem Bauernhof. Ein Köter hat mich entdeckt und kläfft. Der Hof ist von einem hohen Zaun umgeben. Ich springe über den Zaun. Der Hund hat sich inzwischen beruhigt. Es wird nicht mehr geschossen. Es ist still geworden. Der Mond zeigt sich. Ich denke, wo mag mein Kamerad geblieben sein? Ob ich schon in Bayern bin? Wieder fallen einzelne Schüsse. Meine Beine zittern, das Herz schlägt schnell. Ich versuche festzustellen, wo ich bin. Die Haustür ist verschlossen. Aber die Stalltür ist offen. Es ist Hochsommer. Ich krieche in den Stall zwischen die Kühe, um mich zu wärmen. Ich bin unruhig, denn ich weiß noch immer nicht, wo ich bin. Ganz naß bin ich und friere. Im Stall ist es warm. Die Kühe liegen und mahlen. Ab und zu klirren die Ketten. Ich muß mir Gewißheit verschaffen. So schleiche ich zum Hof hinaus und klettere über den Zaun und laufe um den Hof herum und schaue, ob irgendwo eine Fahne zu sehen ist. Es ist keine da. In Thüringen waren alle Häuser beflaggt. Daraus schließe ich, daß ich auf bayerischem Boden bin. Gegen Morgen kommt der Bauer in den Stall, sieht mich und erzählt, daß er die Schüsse in der Nacht gehört habe; da das aber öfters vorkomme, sei er still. Es gebe auch immer wieder Verletzte und Tote. Am Tage stelle ich fest, in welcher Gefahr ich in dieser Nacht geschwebt habe. Einige Meter vom Bauernhof entfernt steht eine Hütte des russischen Kontrollpostens. An jenem Sonntag konnte ich nur immer wieder beten: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte! Der Herr hat meiner nicht vergessen; vergiß mein Herz, auch seiner nicht!“

Das Fahrrad fehlt mir sehr für die Weiterfahrt. Per Anhalter und zu Fuß erreiche ich Wunsiedel und die Verbindung mit einer größeren Gruppe schlesischer Pfarrer in Bayern. Dem Ruf der Kirchenleitung nach Schlesien zurückzukehren, zeigen sich die Amtsbrüder aufgeschlossen. Die mehrsprachigen Dienstaussweise habe ich mitgebracht.

Mein Auftrag ist ausgeführt. Ich trete die Rückreise nach Schlesien an. Da die Zonengrenze hermetisch abgeschlossen ist, ist der Übergang schwer. Ein Möbelwagen, der für die Evakuierung einer Familie an der Zonengrenze eingesetzt ist, nimmt mich als Möbeltransporteur verkleidet in das nächste thüringische Dorf mit. Es ist ein gefährliches Experiment, aber es gelingt. Von der nächsten Bahnstation fahre ich mit der Bahn nach Gotha, um in Thüringen den Ruf der Schlesischen Kirchenleitung zu überbringen. Auch da finde ich Verständnis für die Not unserer Restgemeinden.

Überall werden mir Briefe mitgegeben, so daß wieder ein Sack zusammen kommt. An der Neißegrenze wiegt er etwa 20 kg. Es sind alles Briefe von vertriebenen Gemeindegliedern an ihre Angehörigen in Schlesien. Der Postbotendienst hätte mich diesmal um ein Haar das Leben gekostet. „Sie sind ein Spion!“ „Ich schieße Sie tot!“ schreit der polnische Grenzposten mich an. „Um Gotteswillen, haben Sie Erbarmen! Die Briefe sind von Gemeindegliedern, von Müttern und Vätern an ihre Kinder!; Sie haben doch auch einen Vater und eine Mutter!“ sage ich ihm. Darauf er: „Die Deutschen haben meine Mutter und meinen Vater ermordet!“ Ich erwidere: „Ich bin ein Diener Gottes und verkünde das Evangelium von der Feindesliebe Jesu. Die Deutschen haben das Gebot Gottes: „Du sollst nicht töten,“ übertreten. Gott straft sie dafür und sie werden am Jüngsten Tage gerichtet werden. Wollen Sie auch töten und auch in die Hölle gehen wie die Deutschen, die Ihre Eltern umgebracht haben? Der Posten richtet noch immer den Gewehrlauf gegen mich und tobt vor Zorn. Ich falte die Hände: „Herr, du hast verheißen: So du ins Feuer gehst, sollst Du nicht brennen! — Herr erbarme Dich!“ — Jesus hat Ihre Mutter und Ihren Vater in die Herrlichkeit Gottes aufgenommen und er will auch Sie in den Himmel nehmen. Bei dem Namen Jesus fällt sein Gewehr zu Boden. Er reicht mir die Hand. Ich bin gerettet. Er bittet mich noch, ich möchte für ihn beten. Ich darf weitergehen. Den Sack mit den Briefen aber wirft er in den Fluß. Ich erlebe mit dem Psalmsänger: „Wenn ich dich anrufe, so erhörst du mich.“ Nach diesem Erlebnis brauche ich viel Kraft und Trost, doch ich erlebe ihn: „Ich will euch trösten, wie einen eine Mutter tröstet.“ Seit dieser Stunde weiß ich mehr vom Tode, aber auch von meinem Heiland.“ „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“

Wieder betrete ich den schlesischen Heimatboden. Auf den Straßen bewegen sich in Richtung Westen Kolonnen von Menschen, von polnischen Soldaten bewacht. Eine Herde Vertriebener. Mit diesen Menschen geht die Heimat mit.

Der Zug schwillt an und wird immer länger. Wer könnte je solch eine Prozession vergessen? Schleppende Schritte, Stöhnen und scheues Flüstern. Ganze Dörfer sind unterwegs. Kinder ziehen einen Handwagen mit ihrer sterbenden Mutter. Am Straßenrand schaufelt ein alter Mann ein Grab. Daneben liegt seine tote Frau. Ich sehe aber nicht nur Leid sondern auch Gottergebenheit.

Ich habe das Gefühl, als umarme ich in diesen Tagen die sterbende Heimat. Die Sicherheit und aller Schutz sind dahin. Die Menschen gehen durch eine Hölle. Immer wieder peitschen Schüsse. Ich hätte laut schreien und die Ehrfurcht vor dem Menschen und die Liebe Gottes auf den Straßen verkündigen sollen! Man wird nicht Unrecht mit Unrecht gut machen können!

Aus der Ferne sehe ich den Kirchturm von Bad Warmbrunn über der Stadt gegen den blauen Himmel leuchten. Im Hintergrund ragt die Schneekoppe. In Warmbrunn werden die Gottesdienste noch wie zu Luthers Zeiten gehalten. Wer weiß wie lange noch? Ich erstatte dem Dekan Lic. Schmauch Bericht. Wir danken dem Herrn für alle Führungen. Es ist Sonntag. Die Glocken läuten. Das Orgelspiel durchströmt mich mit Dankbarkeit. Am Abend, dem 5. August, es ist der 10. Sonntag n. Tr., halte ich in der „Harmonie“ eine Abendandacht. Wir lesen Lukas 19, 41—48. Das Bild Jesu steht vor uns. Jesus sieht Jerusalem an und weint. In Jerusalem hat Jesus gepredigt und das Volk hat ihn nicht angenommen.

In Bad Warmbrunn wie in den Riesengebirgsdörfern glimmt noch Hoffnung. Wir wollen durchhalten und in der Heimat bleiben. Die Bauern halten sich an ihre Arbeit, obwohl sie mitunter in einer einzigen Stube vielköpfig zusammengedrängt wohnen müssen, da Polen sich die Wohnung angeeignet haben. Sie schaffen, obwohl sie fühlen, daß ihre Arbeit umsonst ist und andere ernten werden, wo sie gesät haben. Die Heimat liegt im Sterben. Es kommen fremde Menschen und nehmen, was vorhanden ist. Russen fahren mit Lastwagen vor die Häuser, springen heraus, schreien, laden Möbel auf und fahren ab. Gespensterhaft sehen die Gutsschlösser aus. Der herausgezerrte Hausrat liegt herum dem Wetter preisgegeben. Ich finde auf einem Feldweg eine kostbare Familienbibel liegen. Niemand will es glauben, daß Schlesien bis zur Neiße polnisches Land werden soll. Die Polen kommen und nehmen Häuser und Höfe. Sie sagen, daß man ihnen auch so getan habe. Die polnische Währung wird Zahlungsmittel. Die Nahrungsmittel werden mit jedem Tag knapper. Die Deutschen müssen am linken Oberarm ein Kennzeichen tragen. Auf den Dächern leuchten rotweiße Fahnen. Unterwegs verliert mancher seine letzten Kleider, Schuhe und sein letztes Geld. In dieser Zeit lernen wir beten wie in der Verfolgungszeit der Urkirche.

Unvergesslich bleibt mir eine Kirchenvisitation mit Dekan Lic. Schmauch in verschiedenen Gemeinden Niederschlesiens. Wir gehen zu Fuß von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und suchen Amtsbrüder und kirchliche Mitarbeiter auf. Die Häuser sind ausgeplündert und liegen kniehoch voll Gerümpel. Weit hin menschenleeres Land. Auf den Feldern das ungeerntete Getreide. Bombenlöcher auf den Straßen, zerrissene Bäume, ausgebrannte Ortschaften. Ein paar verängstigte Menschen in verfallenen Häusern. Nach einer Tagestour erreichen wir durchnäßt bis auf die Haut ein gut erhaltenes Dorf, wo wir übernachten

können. Es ist uns schwer vom Wachen zum Schlafen überzugehen. Jeder Schritt in der Nacht bringt Unruhe. Immer sprungbereit müssen wir sein. Bewegungslos kauern wir in den Betten. Tappende Schritte. Schrecken lähmt uns. Ein polnischer Milizsoldat erkundigt sich nach den Nachtgästen. Als er hört, daß wir Geistliche sind, geht er davon. Das Gefühl der Unruhe ist von uns gewichen. Stocksteif lassen wir uns in die Betten fallen. Nur noch die Mäuse- und Rattenplage setzt uns in der Nacht zu. Nach einer Dienstbesprechung mit den kirchlichen Mitarbeitern ziehen wir weiter. So geht es eine ganze Woche lang. Immer das gleiche Bild: Angst und Elend. Schlesien hat in einem Jahr mehr an menschlichem Leid gesehen als in tausend Jahren. In einer Gemeinde dürfen wir in der Kirche mit den Mitarbeitern zusammen beten. Es ist unsere Zuversicht: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr dein Erbarmer.“ Gestärkt durch Gottes Wort und Gebet ziehen wir in die nächste Gemeinde, vorbei an verwahrlosten und vergessenen Friedhöfen. Wir stolpern weiter die Straßen entlang bis hinein in die Dämmerung.

In Angst und Sorge vergeht jeder Tag. Viele Familien sind bereits auf die Straßen gejagt und ins bittere Elend gestoßen worden. In lähmendem Entsetzen warten die noch in ihrem Heim gebliebenen, bis sie an die Reihe kommen. Alles nimmt man ihnen, nur den Glauben nicht. Mit wenigen Ausnahmen bestehen die Gemeindeglieder die schweren Glaubensproben in der Gewißheit, daß der Herr sie nicht verlassen wird. Alles Eigentum wird ihnen genommen bis daß nicht ein Becher übrigbleibt. Wir können die Visitation ohne nennenswerte Hindernisse durchführen. Mit Talar und Kreuz wandern wir durch Süd-Niederschlesien über Goldberg, Liegnitz, Haynau bis Bunzlau. Immer mehr schrumpfen die Gemeinden zusammen, die Pastoren fehlen. Die meisten sind irgendwo in Gefangenschaft, die übrigen vertrieben. Viele tapfere Männer und Frauen können wir willig machen, den Dienst eines Lektors in ihren Restgemeinden zu übernehmen. Die geistliche Betreuung der verwaisten Gemeinden stellt uns schwere Aufgaben.

Der bevorstehende Winter bereitet unserem Altersheim „Harmonie“ Sorgen. Das Altersheim ist überbelegt. Täglich kommen alte Leute neu hinzu. Gemeindeglieder, die aus ihrer Wohnung vertrieben und nicht gehfähig sind, ziehen ins Altersheim. So ist es vom Dachboden bis zum Keller überfüllt. Es ist letzte Zuflucht für viele. Die Tagesmahlzeiten sind noch halbwegs gesichert. Aber wie lange noch? Für den Winter sollen Vorräte beschafft werden, aber wie? Wenig Brot ist vorhanden, und die ansteigenden Preise und die Entwertung der Mark zwingen die Menschen, die letzten versteckten Wertsachen herzugeben. Es muß alles getan werden, um wenigstens mit Kartoffeln und Kohlen das Altersheim zu versorgen. Meine Verhandlungen mit den neuen Behörden führen nicht zum Ziele. Ich mache mich auf den Weg, um einzukaufen. Und wirk-

lich, es gelingt mir bei den Russen in der Zellwollfabrik Kohlen und bei den Polen auf einem Gut Kartoffeln für das Altersheim „Harmonie“ zu bekommen. Auch hier dürfen wir erfahren, daß der Herr Menschenherzen öffnen und Gebete erhören kann. Ein einziges Dankgebet erfüllt unser ganzes Haus. Wir haben einen Kellervorrat an Kohlen und Kartoffeln. Einiges wird sorgfältig versteckt. Die Diakonissen fühlen sich reich und glücklich, daß sie so viele alte Menschen ernähren können. Sie sammeln außerdem fleißig Pilze und trocknen diese.

Ein nicht abreißender Menschenstrom aus dem Osten flutet täglich ins schlesische Land ein. Fremde Menschen ergreifen Besitz von Haus und Hof und verdrängen die ansäßige Bevölkerung. Wir dürfen vielen Gemeindegliedern in dieser schweren Stunde helfen, ihr Schicksal lindern, ja sogar das Leben retten. Ich sehe in tiefste Abgründe der Menschenseele. Eines Tages werden alle Straßengänger vor der Warmbrunner Kirche aufgefangen und auf Lastkraftwagen aufgeladen und fortgefahren. Ich sehe das alles aus dem Pfarrhausfenster, gehe im Talar hinzu und bitte im Namen Jesu, mit diesem schrecklichen Treiben aufzuhören. Ein polnischer Milizoffizier gibt daraufhin Befehl und schickt die Frauen wieder heim. Ich höre die nach ihrer Mutter schreienden Kinder. Man muß wohl alles verlieren, so besitzlos wie ein Toter werden, um zu erkennen, wie wenig alles Irdische wert ist.

Die Garten- und Feldfrüchte reifen heran. Die Getreideernte ist vorbei, und nun werden die Kartoffeln gelesen. Wohin man schaut ist Schönheit und Friede in der Natur im Reiche Rübezahls. Dieselbe alte Sonne spendet alle Tage Wärme und Licht und derselbe Mond erhellt die Nächte. Es ist der 29. September, Michaelis. Ich halte im Altersheim über Offenbarung 12, 7—12 eine Andacht. Die Menschenwelt ist voller Teufeleien. Wir aber haben teil an Jesu Sieg. „Der Fürst dieser Welt, wie sauer er sich stellt, tut er uns doch nichts; das macht, er ist gerichtet: ein Wörtlein kann ihn fällen.“ Das Wort Gottes schenkt Trost und Kraft.

Es wird Herbst. Zu Hause bei meinem Vater ist um diese Zeit die letzte Garbe längst unter Dach. Da hat mein Vater bereits die Körner aus den Stiefeln geschüttelt und das letzte Fuder heimgeführt. In den Riesengebirgsdörfern sieht man seit Tagen Männer und Frauen die Körbe und Kartoffelsäcke von den Furchen nach Hause schleppen. Ein Bub spaziert hinter einer Kuh auf der Weide her mit einer langen Geißel in der Rechten und unterm linken Arm ein Säcklein mit Birnen. Es ist ein seltenes Bild. Erinnerungen aus meiner eigenen Hütebubenzeit werden in mir wach. Es ist der 7. Oktober. Die Restgemeinden feiern Erntedankfest. Die Gottesdienste sind gut besucht und die Altäre mit Früchten geschmückt. Die Bauern müßten mit der Herbstaussaat beginnen. Wieviele werden es noch tun dürfen? Ich muß daran denken, daß wir der Acker sind, auf dem der Ewige Samen sät.

Wieder gehe ich auf Dienstreisen. In Breslau bin ich zu Gast beim Amtsbruder Kirchenrat Fränkel im Pfarrhaus der Magdalenengemeinde, jetzt Bischof in Görlitz. Die Kirche ist eine Ruine, das Parrhaus ist sehr mitgenommen, ohne Fensterscheiben. In Breslau forsche ich nach der Jahnschule, die ich als Schüler besuchte und nach der ehemaligen Wohnung meiner Schwiegermutter auf der Kronprinzenstraße. Überall aber stehe ich vor Trümmern. Die ganze Stadt gleicht einem Schutthaufen. Die letzten Breslauer werden straßenweise aus ihren Wohnungen vertrieben und in Richtung Neiße in Marsch gesetzt. Der Anblick ist erschütternd. Wie durch ein Wunder ist das Gebäude des Konsistoriums auf dem Schloßplatz unversehrt erhalten geblieben. Ich nehme an einer Dienstbesprechung mit Bischof Hornig und Stadtdekan Lic. Conrad, jetzt Theologie-Professor in Bonn, teil. Im Auftrage der Kirchenleitung suche ich dann die Amtsbrüder in Schweidnitz und Jauer auf. Die prächtigen Friedenskirchen stehen noch.

Es ist der 28. Oktober, Tag Simons und Judas. Wir sammeln uns in der „Harmonie“ um das Wort Gottes aus Johannes 15, 17–21. Je mehr Jesus die Menschen geliebt hat, desto mehr wurde er abgelehnt. Wir aber wollen in dieser Liebe bleiben und einander helfen, daß wir die Krone des Lebens nicht verlieren.

Etwas Einzigartiges erlebt Schlesien. Es gibt eine blühende Evangelische Kirche ohne Pfarrer. Laien halten die sonntäglichen Gottesdienste. Von weit her kommen die Gemeindeglieder regelmäßig zum Gottesdienst zusammen. Lektoren predigen, halten Abendmahlsfeiern, Begräbnisse und erteilen Religions- und Konfirmandenunterricht. Ein gelähmter Lektor gibt in seiner Wohnung Kindern Religionsunterricht. Von den etwa 2200 evangelischen Kirchen und kirchlichen Gebäuden sind in jener Zeit nur noch wenige in evangelischem Gebrauch. Heute sind bis auf etwa 25 alle anderen in der Hand der kath. Kirche. Diese urchristliche Laienkirche der evangelischen Deutschen aber ist durch die laufenden Ausweisungen und Abwanderungen zum Tode verurteilt.

Es ist Reformationsfest. Ich lege der Andacht in der „Harmonie“ Römer 3, 19–28 zugrunde. Die Insassen des Altersheims gehören allen Ständen und Berufen an. Wir vertiefen uns in Sinn und Auftrag der Reformation. Die Völker sind Gottes Schöpfung. Die Sünde trennt sie. Jesus aber verbindet und eint die Völker. Die Kirche lebt, solange die Gemeinden leben. Aber Christus lebt auch über sie hinaus.

Dichter, weißer Nebel hängt tief herab. Es liegen arbeitsreiche Tage hinter mir. Ich wandere hinaus. Ich will allein sein und gehe durch den Warmbrunner Park spazieren. Feierliche Stille umfängt mich. Ich denke an die Zukunft. Auf dem Wege liegen Kastanien neben ihren geplatzten Stachelschalen, die neues Leben umschließen und Bäume werden möchten. Still steht Busch

und Baum, einsam liegen Wege und Wiesen. Es ist November. Die Natur ist schweigsam geworden. Im Nebel entswinden Berg und Tal den Blicken. Es ist gut, den Weg zu wissen. Im Nebel höre ich den Schrei einer Frau. Was mag ihr zugestoßen sein? Es ist umheimlich und gefährlich in dieser Zeit im Nebel spazierenzugehen. Ich begegne General a. D. von Puttkammer, der sich von der Arbeit kommend auf dem Heimweg befindet. Der General muß sich täglich auf Anordnung der Kommandantur zur Arbeit melden. Wir gehen zusammen; es wird ein feines Gespräch. Man glaube nicht, wie lohnend ein Spaziergang im Nebel sein kann. Die Landschaft ruht gleichsam in sich und entschwindet dem Beschauer. Die Menschen rücken, wenn sie sich begegnen, enger zusammen. Sie merken, daß ihr Weg zugleich Sinnbild ist. Wir merken, unsere Zukunft liegt in dieser leidvollen Zeit im Nebel wie dieses Land. Neu wird mir gewiß: Er, der Eine macht unser Leben licht!

Die sinkende Sonne erhellt noch einmal Berg und Tal mit ihrem rötlichen Feuerschein. Der Mond beginnt hinter den Wolken zu wandern. Nachts liege ich viele Stunden wach. Am nächsten Morgen strömt Regen vom verhangenen Himmel. Auf dem Weg ins Pfarrhaus denke ich an die Meinen. Wie mag es ihnen gehen? Die Heimat kann man nicht wechseln wie ein Kleid. Vielleicht kommen sie doch noch nach Warmbrunn. Da hätten wir jetzt eine schöne und möblierte Wohnung. Die Zeiten sind zwar unruhig, aber es wird sich doch wieder alles beruhigen. Noch ahne ich nicht, welch gute Nachricht auf mich wartet. In den Abendstunden kehrt die treue Sekretärin der Kirchenleitung Frl. Knauerhase von ihrer Breslau-Reise zurück. Fäulein Helene Knauerhase, vordem Sekretärin von Bischof D. Zänker in Breslau, hat nach Kriegsende in Warmbrunn die schriftlichen Geschäfte der neuen Kirchenleitung weitergeführt. Da sie dank ihrer langjährigen Mitarbeit im Konsistorium Breslau mit allen kirchlichen Fragen vertraut war, ist ihr Dienst für die Schlesische Kirche in den schwersten Tagen ihrer Geschichte besonders wertvoll. Ihre Kurierdienste zwischen Bischof Hornig in Breslau und der Zweigstelle der Kirchenleitung in Warmbrunn, ihre aufopfernde Hingabe und Liebe zur Schlesischen Kirche bleiben unvergessen. Sie bringt von der Kirchenleitung die Anschrift meiner Frau mit. „Meine Familie lebt!“ Mein Herz jauchzt vor Freude. Das Erlebnis erschüttert mich so, daß ich es nie vergessen werde. Das Glück erwartet zu werden, breitet über alle bisherigen Schrecknisse milde Freude. Es ist mir, als ob eine unsichtbare Hand reiche Gnade über mir ausschüttet. Den ganzen Tag bin ich frohen Sinnes. Ich beginne durch den Nebel hindurch einen neuen Weg zu erkennen. Die Meinen leben! Sie waren verloren und sind wieder gefunden, sie waren tot, und nun sind sie wieder lebendig geworden. Mir war als sei ich in ein neues Leben zurückgekehrt. Ein feines Rieseln von Regen schlägt gegen die Scheiben. Durch mein Herz geht ein Strom von Freude: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren. — Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret, der dich auf Adlers Fittichen sicher geführet.“

Der erste Schnee treibt über das Riesengebirge. Oben auf der Schneekoppe und den Berghängen glänzt es weiß. Am 21. November begehen wir mit den Restgemeinden Buß- und Betttag und sonntags darauf den Totensonntag. Die Landschaft ist wie mit Deckweiß betupft. Es ist der 30. November, Andräe. Wir sammeln uns im Altersheim um das Wort Gottes Matthäi 4, 18—22. Andreas hört den Ruf Jesu in das Reich Gottes und nimmt ihn an. Dieser Ruf ergeht seitdem an alle Menschen an allen Orten, wo das Evangelium verkündet wird.

Die Berge sind verschneit, die Bäche und Seen zugefroren. Es ist der Samstag vor dem 1. Advent. Die Blätter auf den Bäumen und Büschen, wo sie noch nicht abgefallen, leuchten röter als Blut. Es geht ein kühler Wind. Die Straßen und Dörfer sind menschenleer. Ich wandere zu Fuß und schiebe dabei ein Fahrrad mit einem großen Rucksack voller Sachen. Neben mir geht die Gemeindehelferin von Warmbrunn. Unterwegs schließt sich uns, wie verabredet, ein Diakon an. Der Regen geht in Schneegestöber über. Ich habe das Gefühl, als schleppten wir ein Kreuz hinter uns. Wir sind erschöpft. Da biegt ein Fuhrwerk aus einer Dorfgasse auf die Landstraße ein. Wir winken. Der Kutscher hält. Ich bitte, uns mitzunehmen. Auf seine Frage in Polnisch, wer ich sei? gebe ich zur Antwort: „Wie er ja sehe, sei ich ein Diener Gottes.“ Ich trage über dem Talar das Kreuz des Provinzialvikars. Wir dürfen aufsteigen. Das nächste Dorf ist in Sicht. Wir sind nahe der Grenze. Da ist ein Schlagbaum und ein polnischer Kontrollposten. Der Kutscher verhandelt und erklärt, daß er einen hohen Geistlichen mit seinen Begleitern fahre. Wir werden nicht kontrolliert. Unser Gepäck bleibt unberührt. An einer Schmiede am Ufer der Neiße in der Nähe von Görlitz steigen wir aus. Der Diakon ist aus dieser Gegend. Er kennt jede Wiese und jeden Baum. Am westlichen Ufer steht sein Vaterhaus. Man kann es sehen. Er nimmt mein Gepäck und watet durch die Neiße. Die Gemeindehelferin und ich passieren die Grenze über die Brücke in Görlitz. Unsere Ausweise gelten, und wir dürfen durch.

Von Görlitz bis Großenhain fahre ich die ganze Nacht mit der Bahn. Man verliert keinen Augenblick das ängstliche Bangen. Überall sind Menschen, die ununterbrochen über das Verlorene jammern und von Plünderungen berichten. Im Zug erzählen elternlose Kinder, wie ihre Mutter und Vater umgekommen sind. Der Vater habe sich dazwischen geworfen, als Betrunkene über die Mutter herfielen. Ich versuche, die Kinder zu trösten. Vielerlei geht mir in jener Nacht durch meinen verstörten Sinn. In Dresden muß ich auf den Zuganschluß nach Großenhain warten. Im Wartesaal sitzen hunderte von Männern, Frauen und Kindern mit ganzen Stößen von Gepäck. Sie alle sind unterwegs. Wohin? Draußen ist Schnee und Frost.

Am 1. Advent gelange ich endlich zu den Meinen in Großenhain. Es kommt der Augenblick, da ich an der Tür schelle. Es ertönt ein Freudenschrei! Es ist schönster Festtag! Wir können das Glück kaum fassen. Wir danken dem

Herrn. Gott meint es ja so gut mit uns; er liebt uns. Das ist unsere feste Gewißheit. Die bitterste Zeit ist vorbei. Am Abend nehmen wir an einer Adventsfeier mit Heiligem Abendmahl in der Kirche teil. Wir gedenken aller unserer Lieben und danken dem Vater im Himmel für alle Führungen und Bewahrungen von Herzen. Es ist uns so feierlich, so friedlich und fröhlich ums Herz.

Im schweren Leid habe ich oftmals spüren dürfen, wie die Freude am Herrn meine Stärke war. Er hat mich getröstet und meine Seele erquickt. Immer wieder schenkte mir der Herr Geduld und Kraft. Die gleiche wunderbare Erfahrung habe auch ich mit meinen Kindern und meiner Mutter gemacht, fügte meine Frau hinzu. Waren wir am Rande unserer Kräfte und todmüde nach einer anstrengenden Wanderung, so spendete uns Gottes Wort Trost und Kraft.

Am Abend sitzen wir beim Schein der Adventskerze. Meine Frau erzählt, wie lange sie ohne Nachricht von mir gewesen und wie dann eines Abends der Ortspfarrer Wermuth ein kirchliches Rundschreiben mit meiner Warmbrunner Anschrift ihr gebracht hat. Es ist das erste Lebenszeichen gewesen. Das war Anfang November. Wir waren so froh. Sogleich am nächsten Tag hat sich dann Mutter auf den Weg gemacht, um zu dir nach Warmbrunn zu reisen. Sie kam aber nur bis an die Grenze in Görlitz. Der Grenzübertritt erwies sich als unmöglich. Es gelang ihr aber, einem Arbeiter, der in Ost-Görlitz schaffte, einen Brief an die Kirchenleitung in Breslau mit unserer Adresse mitzugeben. Nun erfahre ich, wie es den Meinen in den letzten Monaten ergangen ist. Beide mußten mit anderen Frauen zwangsweise in die Rübenfelder auf ein außerhalb der Stadt liegendes Gut zum Jäten marschieren. Jeden Morgen bei erster Helligkeit mußten sie antreten. Die Anmarschwege waren weit und die Arbeit in der glühenden Hitze mühselig bei der ungenügenden Kost. — So mußte ich, erzählt meine Frau, mehrere Wochen auf den Rübenfeldern Unkraut jäten. Das war keine angenehme Arbeit, aber eine noch unangenehmere folgte. Eines Tages wurde ich in die Städtische Nähstube eingewiesen. Bei gesundheitsschädlichen Dämpfen und schlechter Beleuchtung hatten wir da von früh bis spät abends mit schweren Plätteisen zu bügeln. Und das ging Monate lang. Am Abend mußte ich dann völlig erschöpft von der Last des Tages, die Kinder versorgen. Meine Mutter schaffte in der Nähstube mit. Es war ein sorgenvolles Leben. Die Frauen in der Nähstube hatten zu mir volles Vertrauen. Ein freundliches und gutes Wort hat manche verzagte Frau aufgerichtet und getröstet. Sie hatten alle schwere Nöte, mit denen sie nicht fertig wurden. Sie brauchten alle Jesus — Wie sie mir das erzählt, schlägt sie schluchzend die Hände vors Gesicht und die Kinder schauen mich mit großen Augen an und weinen auch. Ich lege die Hände um sie und weine mit. Wir werden hier nicht bleiben. Das ist unser Entschluß.

Es ist der 21. Dezember. Ich lese der Familie Johannes 20, 24—29. Thomas zweifelte an der Auferstehung Jesu, darum wird er der ungläubige Thomas

genannt. Thomas erwies sich aber in der Nachfolge als ein rechter Jünger! Können wir das auch von uns sagen?

Die Dezemberwelt draußen ist wie eine weites schmutziges Tuch. Die Landschaft ist eine riesige Fläche. Dennoch lausche ich gern dem Wind in den Bäumen. Aus unbekannten Fernen kommt er dahergezogen, weit über Meer und Land. Bald peitscht er die Bäume, bald streichelt er sie. Buchenstämme bewegen sich langsam hin und her. Am schönsten rauscht er in den Tannen. Die hohen Stämme neigen ihre dunkelgrünen Kronen einander zu, als pflegten sie geheime Gespräche. Davon singt Baum und Wind. Gern höre ich dieses Lied von Größe und Weite in den Parkanlagen an der Röder in Großenhain. Der vielstimmige Jubel der Sommervögel erfüllt nicht mehr die Luft. Nur die Kohlmeise allein singt gegen den Winter an. Warum sollen wir es nicht mit ihr halten? Haben wir doch die Verheißung, daß Gottes Güte reicht soweit die Wolken gehen, daß Er uns durch alle Nöte dieser Zeit durchtragen wird. „Gottes Barmherzigkeit hat kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und seine Treue ist groß.“ Schön ist die Musik des Windes in den Bäumen. Der dem Wind in den Bäumen lauschende Mensch ahnt, daß seine Sorgen und Leiden einst aufgehen werden in dem großen Choral, in dem die ganze Schöpfung Gottes Barmherzigkeit rühmt.

Weihnachten feiern wir in unserem kleinen Zimmer. Ich lese das Weihnachtsevangeli-um Lukas 2 vor. Bei den Worten: „denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge,“ stehen unsere Augen voll Tränen. Noch nie haben wir diese Worte so gut verstanden. Inbrünstig singen wir das alte Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Welt ging verloren, Christ ist geboren. Freue, freue dich, o Christenheit!“ Wir singen es wie etwas Neues. Wir sind glücklich. Die Kleinen freuen sich über das Spielzeug, das Mutti ihnen in der Nähstube angefertigt hat. Der Christbaum leuchtet bei der Wirtin im Nebenzimmer wie ein Wunder.

Das Jahr neigt sich dem Ende zu. Es ist der 27. Dezember. Ich sammle meine Familie an diesem Aposteltag um das Wort Gottes in Johannes 21, 19–21. Die Liebe zu Jesus zeigt sich in der Nachfolge. Wen man liebt, dem folgt man auch. Rebekka liebte Isak und daher bekennt sie: Ja, ich will mit ihm ziehen. Ruth und Naemi hatten einander lieb, darum sprach jene: „Wo Du hingehst, da will auch ich hingehen, wo Du bleibst, da bleibe ich auch.“ Haben wir Jesus lieb, so sollen wir ihm auch nachfolgen. In der Nachfolge Jesu gilt es auch, geduldig zu leiden. So erging es den Jüngern. Haben wir um Jesu Willen gelitten, weil wir ihn lieben? Durch Liebe kann man die ärgsten Feinde gewinnen. Das ist auch meine eigene Erfahrung.

31. Dezember 1945. Nach Heimkehr aus dem Jahresschlußgottesdienst zieht unsere liebe Oma einige Familienbilder aus dem Koffer. Wir betrachten sie mit Wehmut. Es sind Fotos aus der Heimat: aus Hohenlohehütte, Kattowitz, Go-

lassowitz, Breslau und Bad Warmbrunn. Unterdessen ist die Zeit des alten Jahres abgelaufen. Vom Kirchturm schlägt es Mitternacht. Die Glocken läuten, wir lauschen und fragen uns: Was wird das neue Jahr 1946 uns bringen?

Am Neujahrsfest halte ich auf Wunsch des Superintendenten von Großenhain in einer Filialgemeinde den Gottesdienst. Die Predigt halte ich über die Jahreslosung 1946: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Ich spüre im Gottesdienst, wie die Menschen überall, ob in Schlesien oder in Sachsen und sicher auch in Rußland wie in Deutschland gleiche Freuden und Leiden und dieselben Schmerzen haben. Warum vergessen das die Menschen? Warum müssen Ströme von Blut über Länder und Völker fließen? Jesus ist der Weg und die Wahrheit für die Völker. Er führt die Menschen zusammen und eint sie. Werden sie ihn annehmen? Niemand kommt im neuen Jahr zum Frieden ohne Jesus. Ohne ihn wird es keinen echten Frieden geben.

In den ersten Tagen des Januar denke ich daran, nochmals nach Schlesien zurückzukehren. Es ist aber nicht mehr möglich. Es gibt kein Durchkommen über die Grenze. Aus Schlesien bringen Vertriebene täglich neue Hiobsbotschaften. Laufend werden Gemeinden und schließlich auch die Kirchenleitung ausgewiesen. Ich fahre zum Oberkirchenrat und zur Kanzlei Kirchendienst-Ost nach Berlin und berichte über die kirchliche Lage in Schlesien. Lic. Dr. Kammer stellt mir einen Dienstaussweis aus für den Zonengrenzübertritt und gibt mir ein Empfehlungsschreiben für die bayerische Kirchenleitung in Ansbach.

Einige Tage später gehe ich durch die Straßen Stuttgarts, die mir noch aus meiner Tübinger Studentenzeit bekannt sind. Ich denke an die ehrwürdige Schönheit dieser einst so prächtigen Stadt. Zwischen vielen Ruinen aber konnte ich mich kaum zurechtfinden. Inzwischen ist die Dämmerung eingefallen. Wie eine Oase in der Wüste steht das Haus Nr. 15 in der Furtbachstraße. Die Anschrift gab mir im Zug eine Diakonisse, die meinte, ich würde sonst keine Übernachtungsmöglichkeit in Stuttgart finden. Und so ist es auch. Es war nirgends ein Nachtquartier zu finden. In der Furtbachstraße 15 nimmt mich die Pfarrfamilie Horn freundlich auf. Am nächsten Morgen will ich dann weiter nach Bayern, um mich um Aufnahme in den dortigen Kirchendienst zu bemühen. Die liebe Pfarrfrau legt einen Laib Brot, ein Stück Butter, schneeweiße Semmeln und rotbackige Äpfel auf den Tisch vor mich hin und stellt Wasser auf, um Kaffee zu kochen. Was waren das für Kostbarkeiten. Seit Jahr und Tag habe ich die nicht mehr gesehen. Ganz heimatisch fühlte ich mich. Ein Glücksgefühl durchzieht mein Herz. Amtsbruder Horn ist um mich freundlich besorgt. Der Herr schenkt uns echte Gebetsgemeinschaft. Versehen mit der Anschrift des Oberkirchenrates fahre ich am nächsten Tag nicht nach Bayern, sondern nach Großheppach. Im Diakonissenhaus befindet sich eine Zweigstelle des Württembergischen Oberkirchenrats. Dort empfängt mich der damalige

Oberkirchenrat und jetzige Landesbischof Dr. Eichele. Ich werde in den Dienst der Württembergischen Kirche aufgenommen. Es ist mir als empfinde ich einen Gruß aus einer anderen Welt. Bruder Horn schenkt mir einen größeren Geldbetrag, mit dem ich den Umzug finanzieren soll. Nun kann ich meine Familie aus Großhain holen.

In Württemberg war damals bereits Frühling. Die Sonne wärmte, der Frühlingsregen träufelte, der Frost war gewichen, die letzten Schneebrocken waren weggetaut und das alles im Januar, der die Ehre hat, in unserem Klima der kälteste Monat des Winters zu sein. In der Natur schien noch alles tot zu sein. Welke Blumen, dürres Gras, trockenes Laub. Aber beim Gang durch den Garten war es eine Freude zu sehen, wie sich die Schneeglöckchen ihren Weg bahnten und die Fliedersträucher mit schwellenden Knospen überraschten. Es waren sichere Vorboten des wiedererwachenden Lebens in der Natur. Die Spatzen führten bereits miteinander Frühlingsgespräche. Die Reihen der Krähscharen hatten sich gelichtet. Auf einem Apfelbaum im Garten des Großheppacher Diakonissenhauses saß eine Kohlmeise und sang den Himmel an. Hoch wölbt sich der Januar-Himmel über dem Remstal. Am westlichen Horizont versinkt die Sonne mit jedem Tage später. Dann blitzt der Abendstern und der Mond geht am Osthimmel auf. So zieht alles seine Bahn weiter nach der ewigen Ordnung des Schöpfers.

Der Schnee schimmert über die Weiten. Die Meinen haben sich um mich gesorgt. Nun strahlen sie, als wären sie verjüngt. Ich bin wieder da. Wir packen schnell unsere Habseligkeiten zusammen. Ich reiße am Kalender den Zettel ab, es ist 20. Februar 1946. Wir fahren über Bebra. Die Züge nach dem Westen sind gestopft voll und rollen Tag und Nacht. Wir sehen wieder Menschen mit Bündeln und Sachen, Güterzüge voller Menschen. Über die Zonengrenze kommen wir gut hindurch. Am nächsten Tag sind wir in Stuttgart. Wieder finde ich bei Pfarrer Horn gastfreundliche Aufnahme, diesmal mit den Meinen. Dann geht es weiter ins Mainhardter Pfarrhaus. Sich mit immer neuen Verhältnissen vertraut zu machen, sind wir nun gewöhnt. Was uns blieb, ist nur das, was wir in uns trugen, was uns aus dem Herzen niemand nehmen konnte — Jesus. Es ist uns nun zu Mute, als wären wir nach einem Sturm auf hoher See in den rettenden Hafen gelangt. Nun gilt es die ersten Schritte in eine neue Zukunft zu tun. Wie wird es Gott fügen? Wir wollen bei dem bleiben, was das Gebet des Grafen von Zinzendorf meint: „Jesu, Christe, unser Leben, mach uns selbst dir angenehm, deinem Herzen ganz ergeben und zu deinem Dienst bequem. Leit uns würdiglich der Gnade und dem Evangelio; mach uns treu von Grad zu Grade und in deinen Wegen froh!“

Bald werde ich mit der Betreuung der Gemeinde Geißelhardt beauftragt. Von unseren allernächsten Angehörigen wissen wir nichts. Ich habe besondere Sorgen um meine Schwester Hilde, die daheim geblieben war. Wir haben kein

Lebenszeichen von ihr. Eines Nachts sehe ich sie im Traum zwischen Leichen liegen. Unsere Sorgen werden nun noch größer. Kurz darauf darf ich eines Morgens, als ich wieder für sie gebetet hatte, folgende Stimme hören: Nimm und lies Psalm 139, Vers 2—6! Ich rufe es meiner Frau zu, die mir die Bibel zureicht und las laut: „Ich sitze oder stehe auf, so weißt Du es; du verstehst meine Gedanken von ferne. — Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege. — Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir. — Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch; ich kann sie nicht begreifen.“ Nun bin ich ganz getrost und gewiß: Gott hält seine schützende Hand über ihr! Einige Wochen später kommt ihr erster Brief mit der Nachricht, daß sie in ein Lager verschleppt worden war, wo sie an Typhus erkrankte und bereits aufgegeben zwischen Leichen lag, nun sei alles mit Gottes Hilfe überstanden und sie wieder frei und genesen. Zur gleichen Zeit erhält meine Frau das erste Lebenszeichen von ihrer Schwester Gerda und Familie. 1948 bekomme ich den Ruf nach Kirchheim am Ries. In dem alten Dorf Kirchheim/Ries steht das alte mit Mauern umgebene Pfarrhaus mit kleinen, hellen Fenstern. Gerade durch diese Fenster schweift mein Blick hinaus, ins Ries — nach Osten hinunter. Die Landschaft, die in allen Farben leuchtet, ist in sich geschlossen. Nur ein Weg bringt Bewegung hinein. Am blauen Himmel gleiten schimmernd weiße Wolken. Die Birken und Obstbäume bekommen grüne, frische Blätter. Auch die Linde vor dem Pfarrhaus wird grün. Vor mir erstreckt sich der Weg. Rechts und links stehen Bäume im Sonnenschein. Der Weg zieht sich abwärts ins Tal hinunter und dann steigt er wieder aufwärts einer Höhe entgegen. Auf einer anderen Seite des Berges entschwindet er in unbekannten Fernen dem Blick. Wo der Weg sich krümmt, kann das Auge ihn nicht übersehen, wohin er gehen mag. Der Weg zieht den Sinn auf sich. Es ist lohnend, einem Weg nachzublicken. Ich ziehe mit meinen Gedanken nochmals den Weg vom schlesischen ins württembergische Pfarrhaus. Ich betrachte den Weg vor mir. Wenn ihn auch Bäume beschatten von beiden Seiten, wenn sie auch immer enger zusammenrücken, je weiter ihnen der Blick folgt. Am Ende des Weges lassen sie doch ein kleines Tor noch offen, und dort leuchtet es hell auf. Es ist ein Sinnbild des letzten Weges in die Heimat zu Gott.

Josef Georg Ozanna

Mitteilungen des „Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V.“

- I. Die Jahresversammlung und Vorstandssitzung des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte fand am 8. Juni 1963 um 16 Uhr in Köln im Haus der Evangelischen Kirche statt. Die vorgesehenen Vorträge wurden diskutiert. Der bisherige Vorstand, bestehend aus den Herren Dr. Dr. Hultsch (1. Vorsitzende), D. Kretschmar (stellvertr. Vorsitzende), D. Dr. Konrad und Dr. Gleisberg (Beisitzer), Puschmann (Schriftführer) wurde wiedergewählt. Anschließend wurde die Satzung durchgesprochen und einstimmig beschlossen. Ich bringe sie hiermit allen verehrten Mitgliedern zur Kenntnis:

Satzung des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V.

§ 1

Der Verein führt den Namen: „Verein für Schlesische Kirchengeschichte“ und soll in das Vereinsregister eingetragen werden. Der Verein für Schlesische Kirchengeschichte e. V. macht es sich zur Aufgabe, die Kenntnis der Geschichte der schlesischen Kirche durch Versammlungen, Vorträge und Herausgabe von Publikationen zu fördern sowie die hierfür Interessierten untereinander in Verbindung zu bringen. Der Verein hat seinen Sitz in Hannover.

§ 2

Mitglieder können Privatpersonen und juristische Personen werden. Über die Aufnahme oder Ausschließung entscheidet der Vorstand. Die Mitglieder erhalten das Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte unentgeltlich. Im Falle außerordentlicher Umstände kann der Vorstand einen Ausgleichsbeitrag fordern. Er bedarf dazu der nachträglichen Genehmigung durch die Mitgliederversammlung. Die Mitgliedschaft endet durch Austritt, Tod oder Ausschuß aus dem Verein. Der Austritt aus dem Verein kann nur zum Ende eines Geschäftsjahres schriftlich mindestens 1/4 Jahr vor Ablauf des Geschäftsjahres erklärt werden.

Über die Ablehnung der Aufnahme eines Mitglieds oder über den Ausschuß eines Mitglieds aus dem Verein entscheidet die Mitgliederversammlung endgültig.

§ 3

1. Der Zweck des Vereins ist nicht auf einen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichtet.
2. Etwaige Gewinne dürfen nur für die satzungsmäßigen Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder des Vereins dürfen keine Gewinnanteile und in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des Vereins auch keine sonstigen Zuwendungen aus Mitteln der Körperschaft erhalten.
3. Im Falle des Austrittes eines Mitgliedes oder seines Ausschlusses hat das Mitglied keinen Anspruch auf das Vermögen des Vereins. Mit seinem Eintritt in den Verein verzichtet es auf solche Ansprüche.
4. Der Verein darf keine Personen durch Verwaltungsausgaben, die dem Zweck des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütung begünstigen.

§ 4

Das Geschäftsjahr ist das Kalender-Jahr.

§ 5

Der Jahresbeitrag beträgt mindestens DM 12.—. Über seine Erhöhung oder Ermäßigung entscheidet die Mitgliederversammlung.

§ 6

Organe des Vereins sind der Vorstand und die Mitgliederversammlung.

§ 7

Der Vorstand besteht aus dem Vorsitzenden, dessen Stellvertreter, dem Schriftführer und zwei Beisitzern. Die Vorgenannten sind Vorstand im Sinne des § 26 BGB. Je zwei von ihnen vertreten den Verein gerichtlich und außergerichtlich.

§ 8

Der Vorstand besorgt die Geschäfte, bereitet die Versammlungen vor und verwaltet das Vermögen des Vereins.

Der Vorstand wird auf die Dauer von 6 Jahren gewählt.

Wiederwahl ist zulässig.

§ 9

Die Mitgliederversammlung muß vom Vorstande mindestens alle drei Jahre einberufen werden. Die Einberufung muß mindestens vier Wochen vorher durch schriftliche Einladung unter Mitteilung der Tagesordnung erfolgen. Eine außerordentliche Mitgliederversammlung wird vom Vorstand einberufen, wenn dieser es für erforderlich hält oder ein Drittel der Mitglieder dies beantragen.

Die Mitgliederversammlung ist ohne Rücksicht auf die Zahl der Erschienenen beschlußfähig.

Der Tagungsort wird vom Vorstand bestimmt.

Der Mitgliederversammlung obliegen:

1. Entgegennahme des Geschäfts- und Kassenberichtes des Vorstandes über die abgelaufenen Geschäftsjahre.
2. Entlastung des Vorstandes.
3. Wahl des Vorstandes.
4. Bestimmung der Höhe des Mitgliedsbeitrages.
5. Änderung der Satzung des Vereins.
6. Ausschluß von Mitgliedern, sowie Beschwerden über Ablehnung der Aufnahme von Mitgliedern und deren Ausschluß.
7. Die Beschlußfassung über die Auflösung des Vereins. Über die Sitzungen der Mitgliederversammlungen sind Protokolle anzufertigen, sie sind vom Leiter der Versammlung und vom Protokollführer zu unterzeichnen.

§ 10

Beschlüsse der Mitgliederversammlung werden mit einfacher Stimmenmehrheit gefaßt.

§ 11

Zur Änderung der Satzung ist eine Mehrheit von mindestens zwei Drittel der bei der Mitgliederversammlung Anwesenden nötig.

Eine Änderung des Zweckes des Vereins darf nur im Rahmen von ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken erfolgen.

Der Vorstand ist ermächtigt, redaktionelle Änderungen der Satzung vorzunehmen, soweit sie durch steuerliche Vorschriften, insbesondere der Gemeinnützigkeitsverordnung, erforderlich werden oder zur Eintragung in das Vereinsregister sich als notwendig erweisen.

§ 12

Die Beschlußfassung über die Auflösung des Vereins bedarf einer Mehrheit von zwei Drittel der Stimmen der anwesenden Mitglieder.

Bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins oder bei Wegfall seines bisherigen Zweckes fällt das Vermögen des Vereins an die Evangelische Kirche der Union oder deren Rechtsnachfolger mit der Auflage, es im Sinne des bisherigen Vereinszweckes zu verwenden.

Köln, den 8. Juni 1963

Vorstehend beschlossene Satzung ist heute unter Nr. 1725 in das hiesige Vereinsregister eingetragen worden.

Hannover, den 20. September 1963

(Sommer) Justizangestellte

als Urkundenbeamter der Geschäftsstelle

II. Ich habe die traurige Pflicht, das Ableben folgender Mitglieder den verehrten Damen und Herren bekanntzugeben:

Im Jahre 1963 verstarben:

Superintendent und Pfarrer Hansjürgen Schmidt von Puskás in Cornberg/Hessen (verst. 4. 2. 1963), in Schlesien Pastor von Mollwitz und Superintendent des Kirchenkreises Brieg.

Superintendent i. R. Dr. phil. Friedrich Böhm in Berlin-Lichterfelde (verst. 19. 12. 1963), in Schlesien Pfarrer in Grünberg und Superintendent des Kirchenkreises Grünberg.

„Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“ Rö. 14,8

III. Als neue Mitglieder und Mitarbeiter des Vereins darf ich begrüßen:

1. cand. phil. Hans Peter Althaus, 355 Marburg/Lahn, In der Gemoll 4
2. Superintendent i. R. Dr. Friedrich Böhm, 1 Berlin 45, Geibelstraße 10
3. Pfarrer Arno Büchner, 1 Berlin 44, Schillerpromenade 16/17
4. Evang.-luth. Pfarramt, 2849 Visbeck ü. Vechta, Eichendorffstraße 1
5. Steuerberater Walter Geschwinde, 6231 Schwalbach a. Taunus
ü. Frankfurt/M.-Höchst, Sulzbacherstraße 20
6. Bibliothekar Dr. Georg Jaekel, 53 Bonn, Mechenstraße 35
7. Frau Helene Knauerhase, 4813 Bethel, Am großen Feld 30
8. Oberkonsistorialrat Dr. Kracker von Schwarzenfeldt, 1 Berlin 45,
Geraerstraße 16
9. Pfarrer Hans Kroll, 839 Passau, Heilig Geistgasse 7/II
10. Kulturwerk Schlesien, 87 Würzburg, Herrnstraße 1
11. Wissenschaftl. Assistent Dr. Helmut Neubach, 65 Mainz,
Alte Universitätsstraße 17
12. Pfarrer Josef Georg Ozanna, 714 Nürtingen-Oberensingen
13. Superintendent i. R. Johannes Schulz, 1 Berlin 36, Mariannenplatz 1-3
14. Synodalarchiv des Kirchenkreises Köln, 5 Köln, Ubierring 13
15. Pfarrer Hans Wanjura, 66 Saarbrücken, Zur Malstatt 4

IV. Der Vortrag von Pfarrer Johannes Grünewald über die Vorarbeiten zum schlesischen Pfarrerbuch auf unserer Jahresversammlung 1963 kann von unserem Schriftführer, Herrn Regierungsrat K. Puschmann, 75 Karlsruhe-Durlach, Gritznerstraße 6, gegen Erstattung eines Unkostenbeitrages von 1.— DM bezogen werden. Er wird vielerlei Anregungen über presbyterologische und genealogische Fragen geben können.

V. Der Verlag unseres Jahrbuches hat diesem Jahrbuch einen Prospekt beigelegt. Er gibt Aufschluß über unsere Veröffentlichungen, und ich bitte herzlich, von diesem Angebot Gebrauch zu machen.

Dr. Dr. Gerhard Hultsch

Bücherbericht

Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien. Bd. 17/18 (1961/62) Verlag Ferdinand Berger, Horn NÖ., 1962.

Die meisten Artikel betreffen die Geschichte Wiens. Mit der Stadtgeschichte selbst befassen sich der Leiter der ur- und frühgeschichtl. Abteilung des Historischen Museums der Stadt Wien, Dr. Alfred *Neumann* („Inschriften aus Vindobona“), der Staatsarchivar Dr. Walter *Wagner* („Die Stellungnahme der Militärbehörden zur Wiener Stadterweiterung in den Jahren 1848–1857“ und der Univ. Dozent und Oberstaatsarchivar Dr. Walter *Goldinger* („Zur Geschichte des 5. Wiener Gemeindebezirkes Margareten“).

Mit Persönlichkeiten der Geschichte Wiens und ihren Erlebnissen und Leistungen beschäftigen sich Archivdirektor Dr. Max *Kratochwill* („Johann Jacob Henckel und das Archiv der Stadt Wien,“ ein in Fulda geborener Registrator, der große Teile des bei der Türkenbelagerung verlagerte Archiv neu ordnete und fremde Bestandteile an die anderen Behörden zurückgab), Univ.-Dozent und Oberstaatsarchivar Dr. Hanns Leo *Mikoletzky*, Leiter des Finanz- und Hofkammerarchivs („Johann Matthias Puechberg und die Anfänge der Hofrechnungskammer“, die in die Regierungszeit Maria Theresias fielen), der Kölner Univ.-Professor Dr. Adam *Wandruszka* („Livia Raimondi und Ludwig Grün, das Lebensschicksal des unehelichen Sohnes Kaiser Leopolds II.“), Museumsrat Dr. Heinz *Schöny* („Hans Canon als Lithograph“ mit einem chronologischen Verzeichnis von 45 Porträt- und Karikatur lithographien) und der Direktor am Kunsthistorischen Museum Dr. Erwin M. *Auer* („Anton Freiherr Pachner von Eggenstorf und das Archiv des Ordens vom Goldenen Vließ“, dessen jüngere oder österreichische Abteilung, die jetzt die Archivalien von 1700–1937 umfaßt, von dem Hofrat Pachner von Eggenstorf vor allem nach seiner Pensionierung geordnet wurde).

Dr. Richard *Perger* versucht Angehörige der Geschlechter „Kahlenberger, Heiligenstädter und Schenken von Ried“ aus dem 12. und 13. Jahrhundert einzuordnen, um dadurch Aufschlüsse über die Stadtherren Wiens vor den Babenbergern zu erhalten, während Prof. Dr. Hermann *Ullrich* eine vielumstrittene Blindenheilung des bekannten Arztes Mesmer (aus Itznang am Bodensee) untersucht („Maria Theresia Paradis und Dr. Franz Anton Mesmer“). Stadtbibliothekar Dr. Herbert *Paulhart* und Museumsleiter Dr. Georg *Wacha*

machen uns mit einer Wienreise im 19. Jahrhundert bekannt („Ein Aufenthalt in Wien 1823. Nach den Tagebuchaufzeichnungen des Lambacher Benediktiners Franz Kollendorfer“), während Archivrat Dr. Hanns *Jäger-Sunstenau* über das Schicksal des Wiener Stadtwappens berichtet („500 Jahre Wappenbrief für die Stadt Wien“).

Unvermutet taucht zwischen den Wiener Artikeln einer über Rom auf: „Die städtebauliche Entwicklung Roms vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart“ von Hochschulprofessor Dr. Walter *Buchowiecki*, der den ersten Teil (von den Anfängen bis ins 14. Jh., im Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien Bd. 15/16, 1959/60) fortsetzt und abschließt.

Kurt Rabl: *Das Selbstbestimmungsrecht der Völker*. Geschichtliche Grundlagen, Umriss der gegenwärtigen Bedeutung. Ein Versuch. Mit einem Vorwort des Herausgebers: „Das Selbstbestimmungsrecht der Völker in christlicher Sicht.“ With a Summary in English. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, München 1963, 276 Seiten, Leinen DM 15.40, Kart. DM 14.20.

Die Atlanten veralten heutzutage schnell. Immer wieder werden neue Staaten gegründet. Wir haben uns fast daran gewöhnt. Die Begründung für die Errichtung eines neuen Staates ist fast stets das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Schon seit 1917, seit Wilsons berühmten 14-Punkte-Programm bringt dieses Recht die politische Landkarte der Welt durcheinander. Es lohnt sich, dieses Selbstbestimmungsrecht einmal genauer zu untersuchen, wie dies Kurt Rabl in seiner umfangreichen Studie getan hat. Er sucht die historischen Wurzeln dieses plötzlich so wirkungsvollen Prinzipes auf und findet zwei uralte Bestandteile: das Nationalbewußtsein und das germanische Recht auf Widerstand gegen die Staatsgewalt.

Wichtige Zeugen für die Entwicklung dieser beiden Elemente sind Calvin und Luther, der in seiner Schrift über die Obrigkeit sagt: „Wider Recht gebührt niemand zu sein, sondern man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen.“ Auch im weltlichen Bereich finden sich in dieser Zeit erstaunlich frühe Belege dafür, daß Herrscher sich um die Zustimmung der Beherrschten bemühten, sozusagen im Versuch einer dirigierten Äußerung des Selbstbestimmungsrechts. Rabl skizziert weiter die Geschichte des Nationalitätsprinzips. Einschlägige Ereignisse werden aus einem weiten Umkreis herangezogen, z. B. der Abfall der Niederlande, die englische Entwicklung von der Magna Charta Libertatum an, die französischen Revolutionäre, der deutsche, der italienische und der griechische Freiheitskampf u. v. m. Es ist unmöglich, alle angeführten Belege aufzuzählen. Aber die Sammlung in diesem 2. Kapitel scheint recht vollständig zu sein.

Das 3. Kapitel beschäftigt sich mit der Entwicklung des nun auftretenden Begriffes „Selbstbestimmung“ von 1865 bis zum ersten Weltkrieg bei den in dieser Zeit stark diskutierten Nationalitätenfragen in Europa. Dabei werden das geteilte Polen (vor allem die Rolle Rußlands dabei), die Völker der Habsburgischen Monarchie, die Italiener, die Balkanvölker und die Iren in den Mittelpunkt gestellt. Ich möchte aus der Fülle des ausgebreiteten Materials lediglich die Auffassungen der österreichischen Sozialdemokraten hervorheben (das Manifest von 1868 und die Fortführung durch Karl Renner, S. 59 f.), die das Selbstbestimmungsrecht der Völker des österreichischen Staates nicht zur Sprengung dieses Staates, auch nicht zur Einschränkung der staatlichen Souveränität der Nachbarländer, sondern zur demokratisch-humanitären Umgestaltung der Monarchie verwendet wissen wollten, ähnlich dem heute verbreiteten Gedanken über ein vereintes Europa. Schroff davon abgesetzt sind die Stellungen von Lenin und Stalin, die die organisatorische Verselbständigung geschlossener Volksgebiete anstrebten. Im 4. Kapitel (der Erste Weltkrieg) wird der vielfältige Gebrauch (und Mißbrauch) des Begriffes „Selbstbestimmung der Völker“ untersucht, durch den manchmal Gebietsveränderungen ohne Zustimmung der Bevölkerung verboten, oder, je nach politischer Nützlichkeit, der innenpolitische Zusammenhalt des militärischen Gegners gesprengt werden soll. Ausführlich würdigt Rabl die verschiedenen Äußerungen Wilsons.

Es schließt sich die Darlegung der Entwicklung des Begriffes bis zum zweiten Weltkrieg an. Dabei spielten die Pariser Vorortverträge und ihre Auswirkungen eine große Rolle. Dabei sind nicht nur die für uns Schlesier interessantesten Verstöße gegen das Selbstbestimmungsrecht in Oberschlesien und Sudetenschlesien behandelt, sondern auch die Vorgänge im slawischen Raum, z. B. das Schicksal der Ukrainer in der UdSSR und in Polen. Eine gute Quelle dafür sind die Berichte des Europäischen Nationalitätenkongresses vor allem aus den Jahren 1931 bis 1932, aus denen verschiedene brutale Verletzungen des Selbstbestimmungsrechts, festgelegt in Minderheitsschutzverträgen, zitiert werden. In diesem Zusammenhang ist eine „Deklaration“ verschiedener kommunistischer Parteien (darunter Deutschlands, Frankreichs, Englands, Polens u. a.) vom 1. I. 1933 beachtenswert, in der es u. a. heißt: „Die Konferenz begrüßt den Kampf der kommunistischen Partei Polens für das Recht der freien Selbstbestimmung der Bevölkerung Oberschlesiens und des polnischen Korridors, der Westukraine und Weißrußlands bis zur Lostrennung von Polen, für das Recht der Danziger Bevölkerung zum freiwilligen Anschluß an Deutschland.“ Nach 1945 hörte man andere Töne. Aus mehreren solchen Beispielen schließt Rabl, daß die Einstellung der kommunistischen Theoretiker und Politiker zum Wesen des Selbstbestimmungsgedankens nach opportunistisch-taktischen Erwägungen verändert wird.

Die jüngste Entwicklung (6. Kapitel) wird kürzer behandelt, da vieles noch miterlebt worden ist. Die Erklärungen der alliierten Mächte, z. B. die Atlantik

Charta, Verlautbarungen der UNO und Unabhängigkeitserklärungen, z. B. die Indonesiens, leiten zum letzten Kapitel über: Gegenwartsfragen und Zukunftsaussichten. 12 Leitsätze schließen den Text des Buches ab und fassen ihn zusammen. Im Anfang folgen noch Dokumente und Exkurse sowie ein chronologisches Verzeichnis von über 400 Urkunden und anderen Ereignissen. Ein Register schließt den Text auf, ein Schrifttumsverzeichnis und eine Summary in Englisch fügen sich an.

Das Buch ist ein erweitertes, mit vielen (z. T. recht ausführlichen) Fußnoten versehenes Referat, das auf der Jahrestagung der zerstreuten Evangelischen Ostkirchen in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover 1960 gehalten wurde. Wesentliche Teile des theologischen Korreferates von Werner Petersmann sind als Einleitungswort vorausgeschickt.

Dieses gründlich gearbeitete, äußerst stoffreiche und anregende Buch kann nur nachdrücklich jedem empfohlen werden, der unsere Zeit gründlicher verstehen will. „Ein Versuch“ steht auf dem Titelblatt. In dem gesteckten Rahmen scheint er gelungen.

Franz Manthey, *Heimat und Heilsgeschichte*. Versuch einer biblischen Theologie der Heimat. 192 Seiten, Bernward Verlag, Hildesheim, Leinen DM 12.80.

Im Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte braucht man wohl kein Wort über Heimat und ihre Bedeutung zu sagen, wohl auch nicht darüber, daß sie eine Rolle in der Heilsgeschichte spielt. Wer die Heimat verloren hat, weiß, was ihm fehlt. Was aber bisher, soweit ich sehen kann, fehlte, war eine systematische Zusammenstellung aller Bibelstellen, in denen etwas über die Heimat gesagt wird. Eine solche legt jetzt Dr. Manthey, ein geborener Westpreuße, vor. Ausgehend von Erwägungen allgemein menschlicher Art (von der Sprache her und auch aus dem heidnischen Bereich) führt uns der Verfasser zu der göttlichen Offenbarung in der Heiligen Schrift, die uns sagt, daß die Heimat ein Geschenk Gottes ist, daß Gott der Herr der verschiedenen Heimatländer ist; aber daß Gott die Heimat auch zu entziehen und wiederzugeben vermag. Eine besondere Rolle spielt dabei das Heilige Land als Geschenk Gottes für das auserwählte Volk. Dabei erweist sich die Heimat als ein von Gott besonders ausgestattetes und gesegnetes Land. Die Liebe zu ihm finden wir in erster Linie in den Psalmen, die eigentliche Heimat des Menschen ist aber Gott.

Heimat kann als Geschenk Gottes, als seine Gnade, verloren gehen, wie ja der Mensch auch aus seiner ersten Heimat, dem Paradies, vertrieben wurde. Um der Menschen willen kann Gott das Heimatland „heim“suchen oder weil die Bedingungen Gottes für den Besitz einer Heimat nicht erfüllt wurden. Von

diesen Pflichten zählt Manthey auf: Arbeit im Heimatland, Bereitschaft zum Kampf und Opfer des Lebens für die Heimat, Pflichten religiöser Art und moralische Pflichten gegenüber Gott und den Gott zugehörigen Menschen. Als schwerste Strafe verhängt Gott die Vertreibung aus der Heimat, vor allem aus dem gelobten Land.

Manthey beschäftigt sich dann eingehend mit den großen Heimatvertriebenen des Alten Testaments und ihre Rückkehr durch göttliche Gnade sowie mit der religiös-ethischen Bedeutung des Exils. Die spezielle Einstellung zu den Fragen der Heimatliebe in den Makkabäerbüchern wird ebenso genau untersucht wie das gottgewollte Recht auf Heimat. Dabei kommt Manthey wie von selbst auf das Neue Testament. Deshalb schließen sich die Abschnitte über Heimatliebe und Heimatvertriebenensein bei Christus und bei den Aposteln, vor allem bei Paulus, organisch an. Den Abschluß des Textes bildet die Betrachtung vom Sinne unseres Heimatverlustes.

Dieses Buch ist biblische Theologie, das jeder Seelsorger als Hilfe für seine Arbeit benutzen kann. Darüber hinaus sollte es auch die Heimatvertriebenen Laien, ja jeden gläubigen Menschen anregen, sich über irdische und göttliche Heimat klar zu werden. Dabei sollte es keine Rolle spielen, daß der Verfasser ein katholischer Priester ist.

Schlesien. Eine Vierteljahresschrift für Kunst, Wissenschaft und Volkstum. Organ des Kulturwerks Schlesien e. V. und seiner Freunde.

„Die Zeitschrift Schlesien will den kulturellen Kräften aus dem schlesischen Raum ein Zuhause sein, den Wissenschaftlern, den Heimatkundlern und den Künstlern, allen geistig Schaffenden, die in wertbeständiger, schöpferischer Leistung vom Werden und vom Schicksal, von der Eigenart Schlesiens, von seinem Volkstum und von der Seele des schlesischen Menschen Kunde geben.“ So umschreibt das Kulturwerk Schlesien die Aufgabe seiner Vierteljahresschrift, eine umfangreiche und vielgestaltige Aufgabe fürwahr. Skeptiker glaubten beim Erscheinen des ersten Heftes, an dieser gewaltigen Aufgabe müsse das Unternehmen scheitern. Nun, inzwischen wird der 8. Jahrgang abgeschlossen und es sieht nicht so aus, als wäre die Zeitschrift überflüssig geworden. Immer noch gibt es genügend Stoff zu bearbeiten.

Betrachten wir als Beispiel nur einmal das Heft 3 des letzten Jahrganges. Studienrat Dr. Paul Hultsch veröffentlicht noch einmal seine Studie über den schlesischen Menschen, die er 1954 auf dem Schlesiertreffen in Hannover vortragen hatte und die schon lange vergriffen war. Sie ist wertvoll für das Selbstverständnis der Schlesier, aber auch aufschlußreich für Nichtschlesier. Ergänzt wird sie durch den Aufsatz von Schulrat Karl Schodrock über die Oberschlesier.

Die Geschichte der Kunst kommt in zwei instruktiven Betrachtungen zu Wort: Dr. Irmgard Wirth schreibt über Theodor Kalide, einen Berliner Bildhauer aus Oberschlesien, und Professor D. Hubertus Lossow über Helmut Thoma und Gerhard Fietz, zwei schlesische Maler in Berlin. Schlesische Dichtung behandeln Herbert Roch: „Ruth Hoffmann und ihr Werk“ und Dr. Wolfgang Schwarz: „Schlesische Dichtung zwischen Ost und West,“ zwei anregende Studien. Prälat Dr. Joseph Gottschalk veröffentlicht den zweiten, abschließenden Teil einer gründlichen Untersuchung einer wichtigen Epoche schlesischer Geschichte: „Vertreibung und Heimkehr (der schlesischen Herzogsfamilie) 1146–1163, eine Wende in der Geschichte Schlesiens“. Darin wird gezeigt, wie das polnische Herzogtum durch den Aufenthalt der Piasten in Deutschland, durch Barbarossas Polenpolitik und durch ähnliches eine Sonderentwicklung aus dem polnischen Staatsverband heraus beginnt.

Es folgen noch Berichte und Besprechungen. So ist dieses Heft, das mit Gedichten, 23 Bildern und mehreren Textabbildungen wieder erfreulich bereichert wird, ein weiterer schöner Beweis für die Lebendigkeit der schlesischen Kultur in Geschichte und Gegenwart. Der Bezug dieser für alle Schlesier eigentlich doch unentbehrlichen Zeitschrift kann nur immer wieder warm empfohlen werden.

Dr. Gottfried Kliesch

Walther Mitzka, *Schlesisches* Wörterbuch. Bd. I, Lief. 4–9
(Bügeltrunk — heimlich). Berlin: de Gruyter 1963. S. 169–504. 4°

Den ersten, im Jahrbuch 1963 angezeigten Lieferungen sind erfreulicherweise sechs weitere in regelmäßigen kurzen Abständen gefolgt, so daß nach wenig mehr als einem Jahr fast der gesamte erste Band vorliegt. Mitzka hat an den Grundsätzen seines Wörterbuches konsequent festgehalten, deren hervorragendes Merkmal die Fülle der wortgeographischen Karten ist. Davon sind nun 152 kleine (119 neu) und 43 große (26 neu) erschienen.

Unter den hinzugekommenen großen Karten, die Ausschnitte aus dem Deutschen Wortatlas von Mitzka und L. E. Schmitt darstellen, erscheinen *Enterich* und *Gabeldeichsel* nach dem veränderten Zweitdruck aus DWA Bd. 7 bzw. Bd. 8, die übrigen jeweils nach dem Originaldruck. Es ist erstaunlich, daß es Mitzka daneben gelungen ist, von einigen im DWA noch nicht publizierten Karten die schlesischen Ausschnitte bereits zu drucken, so von *Backenzahn* (Lief. 2), *Engerling* und *ernten* (Lief. 5), *Frosch* und *junge Gans* (Lief. 7) und *Gurke* (Lief. 9). Dagegen fehlen von den im DWA erschienenen, teilweise unergiebigsten Karten *dengeln*, *veredeln* und *Hebamme*, deren Druck entsprechend der ebenfalls unergiebigsten Karte *Fliege* die großflächige Einheitlichkeit

mundartlicher Bezeichnungen hätte zeigen können. Auf die Karte *Hebamme* wird verschiedentlich verwiesen, so daß ihr Druck möglicherweise an späterer Stelle nachgeholt wird. Ebenfalls fehlen die nach P. v. Polenz (Deutsche Wortforschung II, Gießen 1963, 525 ff.) im Manuskript fertigen DWA-Karten *dies Jahr*, *voriges Jahr* und *vorgestern*. Es kann deshalb hier nachgetragen werden, daß zwei Übersichtsskizzen zur Wortgeographie von *voriges Jahr* in Hess. Bll. f. Volkskde. 51/52, nach S. 224 abgedruckt sind. Im Wörterbuch müssen außerdem auch alle Karten fehlen, deren Bearbeitung für den DWA noch nicht in Angriff genommen oder bis zur Publikationsreife vorgeschritten ist. Dennoch hat Mitzka auch dieses Material im Text gebucht, in einigen Fällen auch kleine Karten geboten, die schon einen guten Überblick über die Verbreitung einzelner Lemmata der noch für den DWA zu erwartenden Karten geben. Auf diese Weise sind *abkühlen*, *derfriesen* und *einkälten* für „erkälten“, *Gelbdotter* für „Eigelb“, *Gemelke* für „Euter“, *Vella* für „Veilchen“, *Großel* und *Grula* für „Großmutter“ und *halljern* für „wiehern“ zu nutzen und weitere, vielleicht auch zu den hier genannten Stichwörtern gehörige Karten mit den nächsten Lieferungen noch zu erwarten.

Neben dem Abdruck von Ausschnitten aus dem DWA und kleinen Kärtchen, die nach dessen Material gezeichnet wurden, ist deren überwiegende Zahl nach Meldungen auf die Fragelisten des Wb.'s entstanden. Davon zeigen von den jetzt erschienenen *derb* „unausgebacken“, *durchhacken*, *durchbarken*, *durch-rechen* „Heu wenden“, *sich einkälten*, *Erdäpfelschlender*, *Vella* „Veilchen“, *Feueressenkehrer*, *Feuerrüpel*, *Feulich* „Hühnerauge“, *Geratze* „Pickel im Gesicht“, *Gevatterle* „kl. Wiesel“, *Gezeugla* „sauberes, nettes Mädchen“, *gimpeln* „pfeifen“, *glimmen* „Tabak rauchen“, *Gratzke* „altes Pferd“, *Gremपाला(n)* „Brot-, Kuchenkrümel“, *grietschen* „pfeifen“, *halljern* „wiehern“, *battich* „schnell“ und *Heber* „Eber“ auf anschaulichen Bildern konzentrierte wortgeographische Felder, die für eine Topographie der schlesischen Mundart wertvolles Material bieten.

Es ist interessant, daß auch solche Karten publiziert werden, deren Stichwort schon auf großen (DWA-) Karten erschienen ist. Unter den bisher zugänglichen ist das neu erfragte *Bemme* schon bei *Brotscheibe* vertreten. Beide Karten ermöglichen einen Vergleich der wortgeographischen Situation dieses slavischen Lehnworts nach Befragungen von 1939 und 1956–60.

Erfreulicherweise ist das von uns bemängelte Fehlen der Bedeutungen auf den kleinen Karten bei späteren Lieferungen fast völlig vermieden worden. Auch sind jetzt Hinweise auf die Karten in größerer Zahl gegeben worden, wofür die Benutzer des Werks gewiß dankbar sein werden. Leider ist der Text zu den einzelnen Karten, wohl aus Raumgründen, vielfach noch recht knapp gehalten. So wüßte man z. B. gern, daß es sich bei der in Lief. 6 abgedruckten

Karte *fegen* nicht um die bisher noch unveröffentlichte DWA-Karte (*den Schornstein*) *fegen*, sondern um die dort in Bd. 3 erschienene Karte (*die Stube*) *fegen* handelt.

Der Wörterbuchtext ist auf die gleiche Weise wie in den ersten Lieferungen fortgeführt. Er enthält wiederum eine Fülle von Material für spätere Untersuchungen, das durch die oft an versteckter Stelle aufgeführten, teilweise umfangreichen Synonymenreihen erschlossen wird. Dabei sind fünfzig und mehr sinngleiche Wörter keine Seltenheit und zeigen anschaulich den Wortreichtum der schlesischen Mundart. Unter *Brummbär* „mürrischer Mensch“ finden sich 27 Zeilen Synonyme, unter *Dickschädel* 20 Zeilen, unter *dickes Kind* 19 Zeilen mit 124 Wörtern. Die bisher umfangreichste Liste verzeichnet das Stichwort *Frau*, unter dem 190 Schimpf- und Scherzwörter erscheinen, dazu weitere 11 Synonyme zu „Frau, die dauernd redet“, 10 zu „sehr lange Frau“ und 13 zu „Frauen in der Familie“. Die Ansetzung der Synonymenreihen ist nicht ganz konsequent durchgeführt, so daß man von einer Reihe ausgehend andere erschließen kann; z. B. stehen sinngleiche Wörter für „verhauen“ unter *verprügeln* (47), *verwampeln* (48), *durchwalken* (38) und *durchwompfern* (58), wobei nur bei den beiden letzten auf einander verwiesen wird. Das Stichwort *Einfalt* bringt 33 Synonyme zu „einfältiger Mensch“ und weitere 47, z. T. bereits genannte mit der Bedeutung „Mensch, der einfältig redet“. Die Synonymenreihen bringen nicht nur sinngleiche Wörter, sondern auch mundartliche Erklärungen, Umschreibungen und Erläuterungen, so unter *Dümmlich* (*Timmlich*, *Timplich*) für „Mensch, der nicht richtig im Kopf ist“ 35 und für „nachgiebiger Mensch“ 52 Angaben. Dazu sind einige Reihen an Stellen dargeboten, wo man sie kaum suchen dürfte. So finden sich bei *einlitzig* „allein, einzeln“ 16 Zeilen Synonyme für „ungeselliger Mensch“, darunter auch das hier unverständliche *eelitzig*, das für diese Ansetzung verantwortlich zu machen sein dürfte.

Insgesamt bieten auch die Lieferungen 4 bis 9 des Schlesischen Wörterbuchs eine breite und exakte Darstellung des mundartlichen Wortschatzes. Das Werk, das bereits jetzt ein unentbehrliches Hilfsmittel bei allen Arbeiten zur schlesischen Dialektologie ist, stellt für Sprachforscher, Volkskundler und Historiker eine wahre Fundgrube dar und empfiehlt sich darüber hinaus allen Freunden und Kennern der schlesischen Mundart. Man möchte ihm die Verbreitung wünschen, die es nach seiner meisterlichen Anlage und Ausführung verdient.

Hans Peter Althaus

21. NOV. 1989

C.166,170,173

10.70